Jaenicke, Herzog Heinrich IV. v. Breslau

Jaenicke, Herzog Heinrich IV. v. Breslau

Herzog Heinrich IV. von Breslau.

Herzog Heinrich IV. von Breslau.

Historischer Roman

von

Karl Jaenicke.

Breslau
Verlag von Wilh. Gottl. Korn.
1900.

Dem Andenken

Alt-Breslaus

gewidmet.

Motto: „Uz Polen lande ein vürste werth,
Des wil ich niht vergezzen,
Vrou ere sin z'allen ziten gert,
Diu hat in wol besezzen:

Herzogen Heinrich eren rich
Von Pressela genennet,
Den wil ich loben sicherlich,
Min zunge in wol erkennet etc."

Tannhäuser.

„In Schlesien kam zuerst eine große Wahrheit in die Erkenntniß der Menschen, die Wahrheit, auf der das ganze moderne Leben beruht; daß die Arbeit der Freien allein im Stande ist, ein Volk kräftig, blühend und dauerhaft zu machen."

Gustav Freytag: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit."

Prolog.

Ich stehe auf der alten Ziegelbastion in Breslau und schaue über den breiten Oderstrom hinüber ans andere Ufer, wo aus einem Gewirr von großen und kleinen Häusern, Gärten, Sträuchern und Bäumen drei stattliche Kirchen: der Dom, die Kreuz- und die Sandkirche hervorragen, von denen die jüngste über 600 Jahre alt ist.

Welch herrliches Städtebild!

Besonders im Frühjahr, wenn alles in Blüthe steht, die Baumriesen des Domkapitels in frischem Grün prangen und üppig sprossendes Schlinggewächs mit leuchtenden Blüthen dazwischen die hohe Ufermauer bis hinab in den Strom mit buntem Teppich bekleidet.

Hier habe ich viele hundert Male gestanden, und immer wieder hat mich der Anblick gefesselt und zu längerer Betrachtung eingeladen.

Freilich ist es nicht allein das landschaftliche Bild und die architektonische Schönheit der Kirchen, die den Sinn gefangen nehmen: da drüben ist die Stätte des ältesten Breslau; da schweben und weben die Geister erloschener Heldengeschlechter; da stand die Burg der alten Herzöge, trefflicher Fürsten, wie sie die Geschichte nicht allzu oft gesehen hat; da erhob sich eins der Bollwerke, an denen die alles unter sich vergrabende Fluth der mongolischen Völkerwelle vergeblich rüttelte, und da drüben endlich liegt mein Liebling begraben: Herzog Heinrich IV. von Breslau!

Ihr kennt ihn nicht? Waret nie bei seinem Grabe?

Kommt! ich zeig' es euch! In dem von mittelalterlich-romantischem Schönheitszauber umwobenen Gotteshause dort in der Mitte, in der übereinander gestülpten Doppelkirche, die er gestiftet und erbaut hat, liegt der Herzog begraben, und über seinem Leichnam erhebt sich ein Grabmonument, so prächtig und reich, wie es seinem großen Herzen und seinem mächtigen Geiste gebührt.

Kommt! der Weg ist nicht lang, wir gehen am schattigen Ufer hin, über die alte Brücke, beim ehemaligen Augustinerkloster und der Sandkirche vorbei über die Dombrücke, und nun noch wenige Schritte: da sind wir!

Schreitet die kleine Treppe in die obere Kirche hinauf und tretet ein!

Wir stehen an seinem Grabmal! Da liegt er in prunkvoller Ritterrüstung, in der bunten Tracht seiner Zeit, wie lebend.

Die Umschrift auf dem Sarkophag sagt euch, daß er in der Blüthe seiner Jahre, in der Johannisnacht 1290, gestorben ist. Innige Dankbarkeit und Bewunderung haben dieses schöne Denkmal, eines der bedeutendsten seiner Art in jener Zeit, wenige Jahre nach seinem Tode errichtet.

Seht ihr, hier habe ich oft gestanden, ganz allein, und mir war's, als ob seine Züge sich dann belebten und sein Auge zu mir spräche, denn ich kenne ihn nun schon viele lange Jahre und habe mit ihm im Geiste verkehrt, und er schritt an meiner Seite wie leibhaftig.

Und so oft ich drüben stand auf der alten Bastion, zog es mich mit magischer Kraft hierher, und ich empfand seine stumme Frage: „Hat mich mein Breslau vergessen?“ Und sein freundliches Auge schien zu sagen: „Erzähle ihm von mir, du kennst mich ja!“ Und von Jahr zu Jahr, je länger ich mich mit ihm beschäftigte, wurde das Verlangen in mir mächtiger, sein Bild zu zeichnen, wie es vor meiner Seele stand.

Die Sänger seiner Zeit haben voll Begeisterung von ihm berichtet. Tannhäuser spendet ihm in einem Liede auf verschiedene bedeutende Fürsten ein glänzendes Lob; der berühmte Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, preist ihn sogar in zwei Liedern und stellt ihn den Besten gleich; und der Chronist Ottokar von Steyer erzählt von ihm und seinen Thaten in hunderten von Versen: von seiner Gelehrsamkeit, von seinen hohen Eigenschaften des Herzens und des Geistes, von seiner Kraft und seiner Milde und vor allem auch von dem herzlichen Einvernehmen, in dem er mit seiner Hauptstadt Breslau gestanden.

Und dieses Lob aus Sängermunde bedeutet um so mehr, als Herzog Heinrich selbst unter den deutschen Dichtern seiner Zeit keine unbedeutende Stelle einnimmt, wie die Lieder beweisen, die in der berühmten pariser Liederhandschrift (jetzt erfreulicherweise wieder in Heidelberg) aufbewahrt werden.

Seine Unterthanen aber nannten ihn den „Milden“, d. h. in der damaligen Bedeutung des Wortes den Freigebigen, Mildthätigen, wie denn Tannhäuser von ihm singt: „Hätte er das Gut von tausend Fürsten, er würde es verschenken, und er thäte es von Herzen gern!“

Auch nannten sie ihn Probus, den Gerechten, Biderben, und hatten dazu guten Grund, da er dem Raubritterwesen in seinen Landen mit kräftiger Hand ein Ende gemacht hat, sodaß Tannhäuser von ihm sagen konnte:

„Vride unde reht ist uzgesant
Von ime uf sine straze.“

Blicken wir uns weiter in der Kreuzkirche um, so finden wir noch andere Erinnerungen an ihn.

Ueber dem nördlichen Innenportale befindet sich ein die heilige Dreieinigkeit darstellendes Relief, auf welchem auch Heinrich mit seiner Gemahlin knieend dargestellt sind. Herzogin Mechthild war eine Prinzessin von Brandenburg, und so sehen wir schon damals feste Bande geknüpft zwischen Schlesien und der Mark.

Und noch ein Bildniß findet sich von ihm hier in der Kirche, zwar ohne künstlerischen Werth, aber mit bedeutsamer Umschrift, das tragische Ende Heinrichs andeutend:

„Quem non Mars potuit, furtivi hunc flamma veneni
Vicit et aetereas jussit adire domos.“

Zu deutsch: Den Mars nicht besiegen konnte, besiegte heimlichen Giftes Flamme, ihm befehlend, sich in die himmlische Heimath zu begeben.“

Nur spärlich fließen die Quellen zur sicheren historischen Darstellung seines Lebens- und Regierungsganges, aber was dem Geschichtsschreiber verboten ist auszusprechen, weil er es durch Urkunden und andere Beweismittel nicht zu erhärten vermag: der nachschaffenden Phantasie des Erzählers wird es zur Pflicht, Klarheit zu bringen in dunkle Partieen und scheinbar unzusammenhängende und sich widersprechende Thatsachen in Einklang zu versetzen.

Wollt ihr mir zuhören, so will ich es versuchen, ohne den Geist der Geschichte zu fälschen oder zu entstellen, von den Thaten und dem Leben eines Fürsten zu erzählen, der nicht nur für Breslau und Schlesien, sondern für die Entwickelung des ganzen östlichen Deutschland von dem tiefgreifendsten Einfluß gewesen ist.

Daß ich dabei in der Anordnung des Thatsächlichen von dem chronologischen Gange der Ereignisse hier und da abweiche und im Interesse der Anschaulichkeit manches näher aneinander rücke, wird mir niemand verübeln; ebensowenig, daß ich es vermeide, einen archaistischen Ton in der Erzählung anzuschlagen, da die Sprache der damaligen Zeit von der unsrigen grundverschieden ist.

So folgt mir hinaus, damit ich unter Gottes freiem Himmel desto besser erzählen kann.

Erstes Kapitel.

An einem der letzten Augusttage des Jahres 1288 — zur Zeit, da König Rudolfs heilige Macht regierte in deutschen Landen — war schon von den frühesten Morgenstunden an außergewöhnlich reges Leben auf den Straßen der Stadt Breslau.

Es galt, den siegreichen Landesherrn Herzog Heinrich IV., der vor wenigen Tagen nach hartem Kampfe Krakau und Sandomir nebst den dazu gehörigen Ländergebieten aufgrund alter, wohlberechtigter Erbansprüche wieder erobert und seinem Herzogthum einverleibt hatte, festlich zu empfangen.

Ein wolkenloser Himmel begünstigte das Vorhaben der treuen Breslauer, die durch die Siegesbotschaft in einen wahren Freudentaumel versetzt worden waren; glaubten sie doch ein gut Theil des Erfolges sich selbst zuschreiben zu dürfen, und zwar mit Fug und Recht.

Denn noch war kein Jahr verflossen, seit der Herzog, bei Ausführung eines gleichen Unternehmens von polnischer Uebermacht und List besiegt, mit den Trümmern seines Heeres in ungewohnter Niedergeschlagenheit vor den Thoren Breslaus erschien, wo der Adel des Landes, der Rath der Stadt und die Vornehmsten der Bürgerschaft ihn empfingen, um ihm ihre Ergebenheit auszudrücken und ihm Trost zuzusprechen.

Damals war der regierende Bürgermeister von Breslau — oder, wie er zu jener Zeit genannt wurde, der erste Konsul, den man stets nur auf ein Jahr wählte — ein reicher Kaufherr, namens Johannes Engelger, auf den Herzog zugetreten und hatte ihn folgendermaßen angeredet:

„Herr Herzog, nehmt Euch die Scharte, die Euer Schwert erhalten, nicht allzusehr zu Herzen; Ihr werdet sie in kurzem wieder ausgewetzt haben, wie das bei Euch Brauch ist. Deß sind wir sicher und wir kommen, Euch dazu unsere Hülfe anzubieten.

„Wir haben es nicht vergessen, was Ihr als ganz junger Herr, da Ihr kaum die Zügel der Regierung ergriffen, zu uns gesagt: „Ihr hättet nach reiflichen Berathungen mit Euren Baronen gefunden, daß der Stadt Vortheil und Aufkommen in allem zugleich das Eurige und das Eurer Nachfolger sei."

„Danach habt Ihr gehandelt alle Zeit und dadurch ist unsere Stadt aufgeblüht und befindet sich das ganze Land in Wohlstand. Ihr sollt wissen und gewahr werden, daß wir dessen stets eingedenk sind und danach handeln."

Und dieser Trost bestand nicht blos in luftigen Worten, vom Winde verweht, sobald sie ausgesprochen sind, sondern er beruhte auf dem festen Grunde opfermuthiger Hingebung.

In wenigen Monaten hatten die braven Breslauer aus eigenen Mitteln ein Heer von viertehalbtausend Mann zusammengebracht und ausgerüstet, es mit Lebensmitteln versorgt und mehrere hundert Wagen mit Belagerungswerkzeugen und Proviant versehen und das alles dem Herzog zur Verfügung gestellt.

Diese Opferfreudigkeit legte nicht nur Zeugniß ab für die große Wohlhabenheit der Bürgerschaft, sondern auch für die geschäftliche Klugheit des Breslauer Rathes, dessen Mitglieder fast durchweg dem reichen Kaufmannsstande angehörten.

Denn sie kannten die hochherzige Gesinnung ihres Herzogs zu gut, um nicht überzeugt zu sein, daß die ausgestreute Saat ihnen hundertfältige Frucht bringen würde. Glückte sein Unternehmen gegen Krakau — und daran zweifelten sie bei der Thatkraft und Umsicht des Herzogs keinen Augenblick — so konnten sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ihnen nicht nur alle Kosten erstattet, sondern auch noch eine weitere Reihe von Privilegien bewilligt werden würde, deren sie dem Herzog schon so viele und wichtige zu danken hatten.

Nun war die Nachricht von dem glänzenden Siege eingetroffen, der Einzug des Herzogs war angekündigt; das rief bis in die untersten Schichten der Bevölkerung die freudigste Erregung hervor, denn Jeder, auch der Geringste, wußte, daß er bei der Rückkehr des geliebten Fürsten nicht leer ausgehen würde, eines Fürsten, dem sie schon längst den Beinamen des „Milden“, d. h. des Freigebigen, beigelegt hatten.

Da galt es, die Stadt so schön als möglich zu schmücken, um sie zum Empfange des Siegers würdig erscheinen zu lassen.

Die unteren Polizeibeamten des Rathes, die sogenannten Zirkler, entwickelten schon bald nach Sonnenaufgang eine lebhafte Thätigkeit, indem sie die Einwohner veranlaßten, die Straßen von allem Unrath zu befreien, auch darauf hinzuwirken, daß Borstenvieh, Kühe, Kälber, Ziegen, Hühner, Gänse, Enten u. s. w. heute überhaupt nicht auf die Straßen getrieben würden, was sonst unbedenklich zu geschehen pflegte.

Das Pflaster, wo überhaupt solches vorhanden war, ließ damals noch viel zu wünschen übrig, größere Vertiefungen wurden mit Sand zugeschüttet, allzu holprige Stellen mit Stroh bedeckt. Die Häuser aber, deren es namentlich am Ringe schon recht stattliche gab — denn nach dem letzten großen Brande vom Jahre 1275 hatte der Herzog befohlen, nur noch Bauten von Stein und Ziegeln zu errichten — schmückte man mit grünen Reisern von Tannen und Eichen aus den nahen großen Wäldern, die vornehmsten auch mit kostbaren Teppichen und wehenden Flaggen.

Selbst die Zinnen der Stadtmauer und die darauf befindlichen Thürme, die in ruhigen Zeiten des Friedens vom Rathe an Gewerbetreibende vermiethet wurden, kleideten sich in das frische Grün des Waldes, Guirlanden mit großen bunten Blumen schlangen sich von Thurm zu Thurm, sodaß ganz Breslau im Sonnenscheine schimmernd und duftend dalag wie ein einziger großer Garten.

Vor dem östlichen Stadtthore aber, durch welches der Herzog seinen Einzug halten sollte, bei der alten Wallonenkolonie von

St. Mauritius, deren Kirchlein heute noch steht, hatte der Rath der Stadt ein prachtvolles, weites und hohes Zelt errichten lassen in den herzoglichen Farben, aus Damast und Seide mit reichen Vergoldungen und einem weithin schimmernden Wappenschilde über dem Eingange, das in goldenen Lettern die Aufschrift enthielt:

„Dem siegreichen Herzog Heinrich IV. von Schlesien, Krakau und Sandomir, Herrn zu Breslau",

denn so unterzeichnete der Herzog fortan in den von ihm ausgehenden Urkunden.

In dem Zelte, das bequem gegen hundert Personen aufnehmen konnte, und in dem die erste Begrüßung durch den Rath, die Schöffen und die Vornehmsten der Stadt vor sich gehen sollte, waren köstliche Weine und Erfrischungen aller Art aufgestellt, damit der Herzog, von Marsch und Hitze ermüdet, sich vor dem Einzuge in die Stadt noch stärken könne.

In dieser selbst aber hatten sämmtliche Innungen und Gilden Aufstellung genommen und bildeten auf den Straßen, durch die der Fürst einzog, mit ihren Fahnen und Emblemen Spalier.

Auch die Schüler der Domschule und des Magdalenäums hatten mit ihren Schulmeistern an der Spitze sich so aufgestellt, daß der Herzog an ihnen vorüber mußte, denn Heinrich IV. war ein gar gelehrter Herr und interessirte sich ganz besonders für das Schulwesen seiner Haupt- und Vaterstadt.

Die Geistlichkeit aber, soweit sie dem Herzog treu geblieben war, hatte sich unter Führung des ebenso frommen wie weisen und gelehrten Minoriten-Priors Heinrich von Brene, welcher erst kürzlich aus christlicher Demuth den ihm vom Papste angetragenen erzbischöflichen Stuhl von Gnesen ausgeschlagen hatte, vor der Kirche zu St. Maria-Magdalena versammelt, in welcher der Herzog nach dem Einzuge ein Dankgebet zu verrichten gedachte.

So war alles zum festlichen Empfange bereit, und der Thürmer von St. Elisabeth brauchte nur ein Zeichen zu geben, daß der Zug in Sicht sei, damit die Glocken aller Kirchen und Kapellen zu läuten begannen.

Zweites Kapitel.

Herzog Heinrich hatte, nachdem er die nöthigsten Verwaltungsmaßregeln getroffen, die Hauptmasse seines Heeres unter dem Kommando des Grafen von Wysenburg als Besatzung in Krakau zurückgelassen und war selbst nur mit einer Leibwache und in Begleitung seines Vetters, des Herzogs von Liegnitz, der an dem schönen Siege durch seine Tapferkeit und Umsicht wesentlichen Antheil gehabt hatte, in der Richtung nach Breslau aufgebrochen.

Ferner befanden sich in seinem Gefolge die ihm durch Freundschaft am nächsten stehenden Barone Nikolaus von Frankenberg und Vincenz von Zedlitz.

Der Herzog war nur mit kurzen Rasten für die Pferde in ununterbrochenem Marsche bis nach seinem Schlosse Jeltsch bei Ohlau gegangen, um hier zu übernachten und Tags darauf mit frischen Kräften in seine Hauptstadt einzuziehen. Es lag für ihn noch ein besonderer Grund vor, grade in Schloß Jeltsch Rast zu machen.

Nach Wochen aufreibendster Thätigkeit gönnte er sich hier die erste Stunde der Ruhe. Am späten Nachmittage eingetroffen, hatte er zunächst ein Bad genommen und sich dann, nur mit einem leichten Wams bekleidet — denn die Hitze war groß — allein in ein kühles Gemach zurückgezogen, wo er, seinen Gedanken nachhängend und Pläne spinnend, bis zur Anrichtung der gemeinschaftlichen Abendmahlzeit zubringen wollte.

Heinrich IV. stand in seinem 35. Lebensjahre, führte aber schon 18 Jahre lang selbständig die Regierung seines Landes.

Ein Mann von hohem, kräftigem Körperbau, mit einem Antlitz, in dem Klugheit, Energie und Güte zu wundervoller Harmonie sich

vereinigten, konnte er als der vollendete Typus des echten Ritters gelten. Hellbraunes üppiges Haar umrahmte eine edle weiße Stirn und fiel in sanften Locken bis auf den Nacken herab. Nach der Sitte seiner Zeit trug er keinen Bart, wodurch der beredte Mund und das energisch ausgebildete Kinn zu ganz besonderer Geltung gelangten.

In jeder seiner Bewegungen war Anmuth und Hoheit zugleich, mochte er nun auf feurigem Rosse über den weiten Plan dahin galoppiren oder im Turnier den Gegner elegant aus dem Sattel heben oder endlich im festlich erleuchteten und geschmückten Saale, im Kreise holder Frauen, die Saiten der Laute zum Gesange rühren. Kurz, er war "ein Held „wie bei den Frauen so in der Schlacht" und nahm es auch in der Kunst des Minnesanges mit den Besten seiner Zeit" auf.

Heinrich entstammte einem Fürstengeschlechte, auf dessen Ahnen er mit gerechtem Stolze zurückblicken konnte. Ursprünglich slawischer Abstammung, waren die Piasten durch Erziehung und Verheirathung mit [deutschen Prinzessinnen allmählich zu einem durch und durch deutschen Fürstenhause geworden — wenigstens in seinen Hauptlinien — [das in der Germanisirung des Ostens eine Hauptaufgabe seines Lebens erblickte.

Sein Urgroßvater war jener gewaltige Heinrich I., der Bärtige, dessen Herzogthum von den Grenzen Pommerns bis zum Paß von Wartha, von der Niederlausitz bis weit nach Polen und Galizien hinein sich erstreckte.

Er und seine edle Gemahlin, eine Prinzessin von Meran, die später heilig gesprochene Hedwig, haben am wesentlichsten dazu beigetragen, deutsches Wesen in den Ostmarken des Reiches zu begründen und zu befestigen.

Beider Sohn, der fromme Heinrich II., machte durch seinen heldenmüthigen Kampf auf der Wahlstatt bei Liegnitz dem weiteren Vordringen der alles verheerenden Mongolenhorden ein Ende und wurde dadurch zum Retter Deutschlands.

Sein Nachfolger Heinrich III., ein ebenso kluger als thatkräftiger Fürst, hatte mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen

und starb zu früh, als daß es ihm hätte gelingen können, das durch Erbtheilungen zersplitterte, von inneren und äußeren Feinden geschwächte, noch unter den Folgen des Mongoleneinfalles leidende Herzogthum wieder zur Blüthe zu bringen. Bei seinem Tode war Heinrich IV. noch ein Kind, dessen Erziehung sein vortrefflicher Oheim und Vormund, der Erzbischof Wladislaw von Salzburg, aufs sorgfältigste leitete.

Seine Knaben- und Jünglingsjahre brachte der in seiner Väter Burg auf der Dominsel zu Breslau Geborene großentheils am Hofe des mächtigen, deutschem Wesen und deutscher Bildung zugethanen Königs Ottokar II. von Böhmen in Prag zu, der ihn so in sein Herz geschlossen hatte, daß er für ihn sorgte wie ein Vater, ihm die besten Lehrer und Erzieher verschaffte, ihn selbst zum Ritter schlug und auch die ersten Schritte des jungen Herzogs in seiner Regierungslaufbahn leitete.

Der junge Heinrich vergalt diese väterliche Sorgfalt mit treuester Anhänglichkeit, er focht an des Königs Seite siegreich in Ungarn, war sein Bundesgenosse in den Kämpfen mit Rudolf von Habsburg, er sah ihn endlich in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen den deutschen König unterliegen und fallen.

Als Erbschaft aus dem sich auflösenden großen Böhmenreiche fiel Heinrich die Grafschaft Glatz zu, und um sogleich mit der That zu beweisen, daß er durchaus ein deutscher Fürst sein wolle, nahm er alle seine Länder von König Rudolf von Habsburg zu Lehn.

Ununterbrochene Fehden füllten die ersten Jahre seiner Regierung aus, bald mit Markgraf Otto dem Langen von Brandenburg, einem Neffen des Königs Ottokar, bald mit seinen Vettern von Liegnitz und Glogau, welche, eifersüchtig auf die wachsende Macht des Breslauer Herzogs, sein Land zu verwüsten und ihm Theile desselben zu entreißen strebten.

Da dies ihnen im offenen Kampfe nicht gelang, griffen sie zu heimtückischem Verrath.

Zur Nachtzeit überfielen sie den in seinem Schlosse Jeltsch bei Ohlau ruhenden Vetter, zerrten ihn aus dem Bette und führten

ihn, nur halb bekleidet, nach der festen Burg Lähnhaus, wo sie ihn monatelang gefangen hielten.

Der damals noch lebende König Ottokar von Böhmen war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er seinem Großneffen thatkräftig hätte beistehen können, versuchte aber wenigstens durch Vermittelung die Befreiung Heinrichs zu bewirken.

Diese war nur zu erlangen gegen wichtige Länderabtretungen. Otto der Lange setzte sich in Besitz des Krossener Landes, und auch die Vettern von Liegnitz und Glogau vergrößerten ihre Herzogthümer auf Kosten des Breslauers.

Heinrich von Breslau war aber nicht der Mann, sich durch alle diese Unglücksfälle beugen zu lassen. Kaum in Freiheit gesetzt, begann er von neuem den Kampf und ruhte nicht eher, als bis er die ihm entrissenen Landestheile wieder erobert oder auf friedlichem Wege zurückerhalten hatte.

Sein trefflicher Kanzler, Propst Bernhard von Kamenz, befand sich eben jetzt beim Markgrafen Otto dem Langen wegen Rückerwerbs des Krossener Landes. Heinrich hoffte, bei seinem Einzuge in Breslau seinen treuen Sachwalter mit dem vollzogenen Vertrage schon anzutreffen.

Die Herzöge von Liegnitz und Glogau aber merkten allmählich, daß sie gegen einen Feind wie den Breslauer Herzog nichts auszurichten vermochten und daß es klüger sei, ihn zum Freunde zu haben. Sie hatten es daher längst aufgegeben, ihn anzugreifen, und ihm sogar bereitwillig Vasallendienste und Heeresfolge zugesagt, ihm, dessen Bestreben nicht blos dahin ging, sein Herzogthum auf die Größe zurückzuführen, die es unter seinem Urgroßvater gehabt, sondern dessen Pläne, wie wir sehen werden, noch auf höhere Ziele gerichtet waren.

So kraftvoll sich Heinrich nach außen gezeigt hatte, ebenso kraftvoll und weise war seine Regierung im Innern des Landes.

Mit unnachsichtlicher Schärfe ging er gegen das Raubritterthum vor, das sich unter den fortgesetzt unruhigen Zeiten zu einer furchtbaren Landplage ausgewachsen hatte. Zur Bestrafung der Friedens-

störer setzte er in den einzelnen Landestheilen sogar besondere Gerichte ein, aus zwei Rittern und zwei Bürgern bestehend, die auch über Tod und Leben zu entscheiden das Recht hatten.

Ueberall im Lande blühten bald neue Ortschaften, von Deutschen besiedelt, auf; die Städte erfreuten sich der ganz besonderen Gunst des Herzogs, deutsche Ausdauer und deutsche Intelligenz waren thätig, neues Leben, Wohlstand, ja Reichthum erstehen zu lassen, wo unter slawischem Einflusse weite Strecken des Landes in wüster Verkommenheit dahin siechten oder ohne Schutz vor dem Raubritterwesen auch der letzten Bedingungen zu Leben und Gedeihen beraubt worden waren.

Und doch hatte er noch einen Feind im Inneren, der ihm mehr als alle anderen zu schaffen machte: seinen eigenen Bischof, Thomas II. von Breslau.

Der heiße Kampf, der zwischen Kaiser und Papst um die Weltherrschaft entbrannt war und auf dem großen Schauplatze der Weltgeschichte getobt hatte, war hier im Kleinen zwischen Herzog und Bischof ausgebrochen und wurde nicht minder heftig geführt.

Nur war in diesem Sonderkampf in Schlesien noch ein Element wirksam, das bei jenem großen Kampfe keine Rolle spielen konnte: der Bischof war nämlich nicht nur der Vertreter der kirchlichen, sondern in ebenso starkem Maße der polnischen Interessen, während der Herzog außer seiner unbeschränkten Souveränität auch noch die ihm tief ins Herz gewachsene deutsche Sache zu vertheidigen hatte.

Thomas II. stammte aus dem alten polnischen Adelsgeschlechte der Zaremba und mußte mit wachsendem Schmerz und Entsetzen gewahren, wie von Jahr zu Jahr das Deutschthum siegreicher vordrang, wie das polnische Element fast auf allen Gebieten geschlagen und immer weiter nach Osten verdrängt wurde.

Krakau, Sandomir, Wielun und andere konnten damals für deutsche Städte gelten, deutsches Recht und deutsche Bürgermeister walteten und schalteten daselbst, und des Herzogs Macht wuchs nicht nur nach Außen, auch im Innern hatte er einen Einfluß auf die

Gemüther seiner Unterthanen gewonnen, der der Kirche — wenigstens in den Augen eines polnischen Bischofs — äußerst gefährlich erscheinen mußte.

Bischof Thomas war ein Mann von rücksichtsloser Energie und hatte nicht die Absicht, diesen Zuständen thatenlos zuzusehen. Mit der Macht seiner Kirche mußte auch die Macht des Polenthums wieder wachsen, und so wollte er alles daran setzen, die Rechte der Kirche zu erweitern oder, wie er glaubte, die ihr vom Herzoge entrissenen Rechte wieder zurück zu gewinnen.

Er verlangte also nicht nur Steuerfreiheit aller Kirchengüter und den vollen polnischen Garbenzehnt, sondern auch die Anerkennung geistlicher Gerichte für die Kirche und ihre Diener, sowie endlich — das war die Hauptsache — volle Souveränität des Bischofs für das eigentliche Kirchenland, das heißt für das Gebiet von Neisse und Ottmachau.

So keck und selbstbewußt aber auch der Bischof auftrat, er hatte in Herzog Heinrich, trotz dessen Jugend, einen Gegner gefunden, der den hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm und entschlossen war, sich von seinen Rechten auch nicht ein Titelchen rauben zu lassen. In seinem Lande wollte er der einzige und unumschränkte Herrscher sein.

Von beiden Seiten wurde daher der Kampf mit großer Erbitterung geführt.

Bald fühlte sich der Bischof in Breslau nicht mehr sicher und zog sich nach Neisse zurück; der Herzog aber verfügte über seine Güter, setzte Geistliche, die ihm nicht gefielen, ab, hob Klöster auf, gestattete den Breslauern, zum Bau ihrer Mauern auch von geistlichen Liegenschaften Zins zu erheben, und erhob selbst von Kirchengütern Steuern und Abgaben.

Der Bischof flüchtete jetzt nach seiner festen Burg Ottmachau und schleuderte von dort aus gegen den Herzog Bann und Interdikt. Zugleich erhob er Anklagen in Rom, bei den Synoden, den Bischöfen, den Fürsten, ja den Städten, und da er von keiner Seite genügenden Schutz und Unterstützung fand, so forderte er zuletzt

zum Kreuzzuge gegen den Herzog auf und predigte offen Aufhebung der Unterthanentreue.

Des Herzogs Macht und Einfluß war aber schon so groß, daß alle Mittel des Bischofs, sich Bundesgenossen zu verschaffen, versagten. Sein unbeugsamer Starrsinn ließ ihn auf keine Warnung, auf keinen guten Rath selbst derer, die es gut mit ihm und seiner Sache meinten, hören.

Nun trat auch die Geistlichkeit in großer Mehrzahl auf seiten des Herzogs, ja die Minoriten und Prämonstratenser, darunter der schon erwähnte hochwürdige und fromme Heinrich von Brene, gingen von der polnischen Ordensprovinz Gnesen, zu welcher damals das Breslauer Bisthum noch gehörte, zur sächsischen über. Nur die Dominikaner waren dem Bischof in Breslau noch treu geblieben.

Jahre lang dauerte nun schon der Kampf, und alle Vermittelungsversuche, an denen es Herzog Heinrich nicht fehlen ließ, scheiterten an der Hartköpfigkeit des Bischofs. Immer von neuem stellte er so hohe Forderungen, daß der Herzog unmöglich darauf eingehen konnte.

Nun wollte er noch einen letzten Versuch machen und sandte von Krakau aus an den Bischof die Aufforderung, sich zu einem bestimmten Termine in Neisse einzufinden, um dort vor des Herzogs Mannengericht seine Ansprüche auseinanderzusetzen und darüber endgültig Entscheidung fällen zu lassen. Die Antwort des Bischofs sollte ihn in Breslau treffen. — —

Mit Gedanken an diese Dinge beschäftigt, war der Herzog auf einem bequemen Sessel in der Burg Jeltsch, von Müdigkeit übermannt, eben ein wenig eingedämmert, als er durch das laute Signal des Thürmers, der einen Ankömmling meldete, wieder geweckt wurde.

Ein heiteres Lächeln ging über seine Züge, und er murmelte vor sich hin: „Da ist er", womit er den Herzog von Glogau meinte, den er aufgefordert hatte, sich hier einzufinden.

Er war mit dieser Einladung einem humoristischen Zuge in seiner Natur gefolgt, die einen besonderen Sinn hatte für die Ironie des Schicksals. Der Gedanke, seine beiden ehemaligen Todfeinde,

die Vettern von Liegnitz und Glogau, an dem Orte, wo sie ihm einst die größte Schmach angethan hatten, als Freunde, ja als Vasallen um sich zu haben, versetzte ihn in eine behagliche Stimmung.

Seine Müdigkeit war verschwunden, er rief seinen Kammerdiener, den getreuen Wenzel, einen geschmeidigen und geschickten Menschen, der in sich noch die Eigenschaften eines Baders, Barbiers und Feldschers vereinigte, und schärfte ihm ein, darauf zu achten, daß es den Gästen an nichts mangle, daß vor allem dem Herzog von Glogau ein warmes Bad angeboten werde und daß Herr und Dienerschaft in allen ihren Wünschen befriedigt würden. Sobald dies geschehen, möge man das gemeinschaftliche Mahl anrichten und die Gäste dazu nach der großen Halle einladen.

Wenzel, der seit zwanzig Jahren seinem Herrn diente, eilte davon, und der Herzog konnte überzeugt sein, daß alle seine Befehle aufs pünktlichste und beste ausgeführt werden würden.

Drittes Kapitel.

Eine Stunde später versammelten sich die Gäste des Breslauer Herzogs in der zu ebener Erde gelegenen weiten Halle der Burg, an deren schmucklosen Wänden nur große Geweihe von Hirschen und Rehen, das Gehörn von Auerochsen und viele andere Jagdtrophäen angebracht waren, denn in den prachtvollen Wäldern rings um Schloß Jeltsch jagte der Herzog besonders gern und bewirthete dann hier seine Gäste.

Der weite gewölbte Raum wurde nur matt von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, die allein durch ein breites und hohes, auf den Burghof hinausführendes Portal hereindrangen. Angenehme Kühle herrschte hier, während draußen auf dem Burghofe noch immer eine erschlaffende Hitze brütete.

So einfach die Einrichtung der Halle war, machte sie doch einen gemüthlichen und behaglichen Eindruck, und der in der Mitte befindliche, mit prächtigem Tafelgeschirr und schön gezierten Humpen gedeckte Tisch erregte in den hungrigen und durstigen Gästen die angenehmsten Erwartungen.

Es waren ihrer aber nur vier: die Herzöge von Liegnitz und Glogau und die Barone von Zedlitz und von Frankenberg.

Der Herzog von Breslau hatte dem Wunsche seiner Vettern, nur im kleinsten Kreise zu speisen, nachgegeben, niemand sonst zur Tafel gezogen und für das übrige Gefolge in besonderen Gemächern decken lassen.

Man konnte sich kaum etwas Verschiedeneres denken als die herzoglichen Vettern. Dem Alter nach beide dem Breslauer fast gleich, war der Liegnitzer eine gedrungene Gestalt mit mächtigem

Schmeerbauch, glattem, fast rosigem Gesicht mit schlichtem blonden Haar und gutmüthigen blauen Augen. Man hätte in ihm alles andere eher als einen wackeren Kriegshelden vermuthet, für den er doch nach den letzten Ereignissen zu gelten ein gutes Recht hatte.

Der Glogauer dagegen war eine hohe, hagere Persönlichkeit mit schwarzem, tief in die Stirn hineingewachsenem Haar, kleinen, stechenden dunklen Augen, einer schmalen Adlernase und gelblicher, faltiger Haut. In seinem Wesen war etwas Unstätes, Fahriges, er sprach viel und laut und hatte ein häßliches, weithin gellendes Lachen. Beide hießen auch Heinrich.

Baron von Frankenberg, ein schon älterer Herr, der viel gesehen und erfahren hatte, ohne dabei die ihm angeborene Menschenfreundlichkeit und Heiterkeit des Geistes einzubüßen, gehörte zu den treuesten Rathgebern und Freunden des Breslauer Herzogs und hatte sich stets als echt und zuverlässig erwiesen. Trotz seiner sechzig Jahre hatte er noch ein frisches, fast jugendliches Antlitz, dem die grauen Haare nichts von seiner Zufriedenheit raubten, und sein Gang und seine Haltung waren die eines tadellosen Ritters.

Endlich der vierte, Baron Vincenz von Zedlitz, kaum dreißigjährig, zwar der jüngste, aber dem Herzen seines Herrn vielleicht der allernächste, ein auffallend schöner Mann mit dem ganzen Zauber jugendlicher Kraft und Gesundheit. Groß und schlank, mit krausem, vollem, blondem Haar, lebhaften, leuchtenden Augen und frischer Gesichtsfarbe, hätte er fast für einen jüngeren Bruder des Breslauer Herzogs gelten können, dem er in glühender Bewunderung zugethan war.

Er suchte ihm in allen guten Dingen nachzueifern, war ein vollendeter Ritter, liebte die Wissenschaften und übte auch die Kunst des Gesanges, freilich ohne auf diesem Gebiete seinem hohen Vorbilde auch nur entfernt gleichzukommen.

Und doch zitterte unter der Oberfläche dieser tiefen Zuneigung unausgesetzt ein ängstliches Gefühl, als könne ganz plötzlich einmal das reine Verhältniß eine Trübung erfahren, die es für immer zerstörte.

Zedlitz besaß nämlich eine Schwester, die Gattin des Grafen Wysenburg, der jetzt die Truppen in Krakau befehligte, eine Frau von wunderbarer Anmuth des Geistes und des Körpers. Es war der nächsten Umgebung des Herzogs kein Geheimniß geblieben, daß dieser seit Jahren eine leidenschaftliche Liebe zu der jungen Gräfin gefaßt hatte, eine Liebe, die in süßen Liedern innigen Gefühls ihren künstlerischen Ausdruck gefunden und nichts gemein hatte mit dem in jenen ritterlichen Zeiten so weit verbreiteten Minnespiel zwischen Männern und verheiratheten Frauen, das zu Verrücktheiten ausartete, wie sie uns Ulrich von Lichtenstein so naiv und ausführlich geschildert hat. Solch ein verzückter und verrückter Liebhaber konnte nebenbei ein ganz braver Familienvater sein, der sich mit der Prosa des Lebens ganz gut abzufinden verstand.

Nein, Herzog Heinrichs Neigung zur schönen Gräfin Bertha beruhte auf wahreren und tieferen Gefühlen und hatte zur Folge gehabt, daß er, nun schon fünfunddreißigjährig, trotz aller Mahnungen seines klugen Kanzlers und seiner Barone, für einen Thronfolger zu sorgen, noch immer unvermählt war.

Gräfin Bertha aber gehörte zu jenen seltenen Frauen, die, ohne auch nur einen Finger breit von der guten Sitte abzuweichen, die Huldigungen eines edlen Mannes mit stets sich gleichbleibender heiterer Anmuth entgegennehmen, in kleinen Aufmerksamkeiten, die für den glücklichen Empfänger gleichwohl von unschätzbarem Werthe sind, ihre Dankbarkeit zu erkennen geben und dabei doch eine Schranke von Hoheit um sich aufrecht zu erhalten wissen, die auch der keckste Ritter zu überschreiten nicht wagen wird.

Bertha's Gemahl, der Graf von Wysenburg, war eine derbe Kriegernatur, in Kampfspielen und wilden Jagden den Hauptwerth des Lebens erblickend, wenig zu Hause anwesend und kaum imstande, den sanften Regungen eines feingebildeten Frauenherzens zu folgen oder auch nur sie zu ahnen. Gleichwohl liebte er seine Gemahlin zärtlich, die seine Tapferkeit und männliche Gradheit wohl zu schätzen wußte, stand mit ihr auf dem besten Fuße und sah in den Huldigungen

des Herzogs nur einen Beweis der Gunst und Gnade seines verehrten Herrn und Fürsten.

Ihr Bruder, Vincenz von Zedlitz aber, hegte für seine Schwester eine weit über die gewöhnliche brüderliche Zärtlichkeit hinausgehende Verehrung und bebte vor Sorge bei dem bloßen Gedanken, es könne ihrer Ehre durch die Leidenschaftlichkeit des Herzogs irgendwie zu nahe getreten werden, oder sie selbst möchte nicht stark genug sein, den Huldigungen dieses bestrickenden Mannes zu widerstehen.

Welche süß-schmerzlichen Gefühle bereitete ihm dieses Verhältniß der beiden, ihm so unendlich lieben Menschen! Mit welcher Bewunderung las er die glühenden Liebesgedichte des Herzogs an seine Schwester, die diese ihm stets freimüthig zeigte; welche Wonne wäre es ihm gewesen, hätte er das Paar durch das eheliche Band für immer vereinigt gesehen — so aber wußte er nur einen kümmerlichen Trost aus den immer wiederkehrenden Klagen des fürstlichen Sängers zu ziehen, daß seine Angebetete ihn nicht erhören wolle.

Solcher Art waren die vier Tischgenossen des Breslauer Herzogs, die sich soeben in der weiten Speisehalle der Burg Jeltsch eingefunden hatten und sofort über die Krakauer Ereignisse eifrig zu plaudern begannen.

„Was ist das für eine Wundergeschichte mit der Taube, von der ich schon auf dem Wege hierher berichten hörte?" fragte der Glogauer Herzog neugierig, nachdem er nicht ohne Neid den Liegnitzer Vetter zu seinen Heldenthaten beglückwünscht hatte.

„Darüber kann Dir Zedlitz genaue Auskunft geben, der ist dabei gewesen," erwiderte der Liegnitzer und zog den jungen Ritter näher heran.

„Ja, ich war dabei," sagte dieser und berichtete folgende Begebenheit: „Bald nach der Einnahme der Burg in Krakau begab ich mich mit meinem Herrn in den Dom, um der Mutter Gottes den Dank für ihre Hülfe und Gnade auszusprechen. Ich kniete hinter dem Herzog. Als er sich vom Gebet erhob und den Dom verlassen wollte, flog eine Taube durch das Gotteshaus und setzte

sich auf das Gesims eines Pfeilers am Gewölbebogen über uns. Dort hackte sie mit dem Schnabel ins Gemäuer, und bald darauf fiel etwas Gelbes zu Füßen des Herzogs nieder, das er aufhob. Es war ein Goldstück. Verwundert sah mich der Herzog an und sprach: »Wo das herkam, da ist leicht noch mehr« und befahl mir, einen Maurer zu rufen, der auf einer Leiter den Ort untersuchen sollte, wo die Taube gesessen hatte. Der kam, und wie der gleich beim ersten Schlage einen großen Schatz entdeckt, rief er hinunter: „Herr, gebt mir das Botenbrot, denn lichten Goldes liegt hier unmaßen viel!“ Da ließ der Herzog den ganzen Schatz herabnehmen und fand eine Summe, so groß, daß seine Freigebigkeit keine Grenzen finden wird.“

Noch ehe der Glogauer seinem Erstaunen durch Worte Ausdruck geben konnte, erschien der Burgherr und begrüßte alle aufs freundlichste.

Er hatte ein leichtes, grünseidenes Wams angelegt, das fast bis auf die Knöchel reichte und in der Mitte des Leibes von einem goldgestickten Gürtel umschlossen wurde, in welchem statt des Schwertes, das er sonst selten abzulegen pflegte, nur ein kurzer, dolchartiger Degen steckte. Seine braunen Locken umwallten frei die schöne Stirn, unter der die Augen heute ganz besonders hell und freudig den Anwesenden entgegenleuchteten.

„Ich freue mich, Vetter Glogau,“ begann er, diesem kräftig die Rechte schüttelnd, „daß Du meiner Einladung gefolgt bist, mit einem guten Trunke den Krakauer Sieg, bei dem mir Vetter Liegnitz so redlich geholfen, zu feiern.“

„Und ich möchte bersten vor Aerger, daß ich nicht dabei sein konnte,“ gab der Angeredete, die Augenbrauen zusammenziehend, zur Antwort, „mich hatten eigene wichtige Angelegenheiten zu Hause festgehalten.“

„Laß gut sein! Wer weiß, wie bald ich Deines Schwertes bedarf! Dann soll es nicht wieder feiern. — Und nun, ihr Herren, ans Werk! Ich hoffe, Ihr bringt einen guten Hunger mit; daß es an Durst nicht fehlen wird, versteht sich von selbst.“

Inzwischen waren die Wachskerzen, die über dem Tische auf eisernen Armleuchtern von der Decke herabhingen, angezündet worden, und man setzte sich zur Tafel.

Anfangs wollte die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen, es schien, als ob die beiden herzoglichen Vettern unter einem gewissen Drucke der Erinnerung sich befänden; als schien ihnen Burg Jeltsch just nicht der Ort, an dem sie sich besonders behaglich fühlen könnten. Der Breslauer Herzog bemerkte es wohl, ohne natürlich auch nur die geringste Anspielung auf die längst verflossenen Ereignisse zu machen, obwohl er sich beim Anblick der lieben Vettern einer Regung gutmüthiger Schadenfreude nicht ganz erwehren konnte.

Den vollen Becher erhebend wandte er sich ihnen zu und sagte heiter: „In trinitate robur! Wie lieblich ist's, wenn Vettern friedfertig bei einander wohnen! Auf daß es immer so bleibe!"

Er stieß an und trank den Humpen in einem Zuge leer.

Damit war das Eis gebrochen, und mit der Zahl der geleerten Becher nahm die Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit der Unterhaltung zu. Man kam wieder auf die Geschichte mit der Taube zu sprechen und rühmte dabei das Glück des Finders.

„Ich glaube," sagte dieser, „der Himmel hat mir hier nur einen Schatz wiedergegeben, den unser großer Urahn Heinrich der Bärtige dort vor vielen Jahren zur Zeit einer drohenden Gefahr niederlegte, und der seinem Urenkel aufbewahrt bleiben sollte bis zu einer Gelegenheit, wo er einen recht würdigen und fruchtbringenden Gebrauch davon machen kann. Die beiden guten Städte Krakau und Breslau, die nun wieder unter einem deutschen Fürsten vereinigt sind, sollen davon in erster Reihe Nutzen ziehen, besonders mein Breslau, dem ich soviel verdanke! Es soll leben!"

Und so fand man nach echter deutscher Art noch mancherlei Personen und Gegenstände, auf deren Wohl man trinken mußte, wobei mit jedem neu geleerten Becher die Naturen der Trinker immer unverhüllter sich offenbarten.

Während der liegnitzer Herzog mit geröthetem Antlitz und schmunzelnden Augen immer stillvergnügter wurde, nahm das Gesicht des Glogauers einen noch fahleren Farbenton als gewöhnlich an; seine Augen funkelten unstät, und seine Sprache wurde immer lauter und gellender. Baron Frankenberg blieb der elegante Herr, dem man fast gar nicht anmerkte, daß er etwas getrunken hatte, und Zedlitz begann in Seligkeit zu schwärmen.

Der Herzog hatte von seiner Jugendzeit erzählt, die er am Prager Hofe zugebracht, von den glänzenden Turnieren und Festen, die dort gefeiert wurden, und daß er auch mit der Absicht umgehe, ein Turnier zu veranstalten, wie es bisher sein Land noch nicht gesehen, zu dem er nicht nur eine große Anzahl deutscher Fürsten,sondern auch alle namhaften deutschen Sänger der Zeit einzuladen gedenke. Insonderheit gelüstete es ihn, den lieben Sänger Tannhäuser wiederzusehen, von dem er so lange nichts gehört und dessen wegen er schon an seinen Neffen, den Landgrafen Friedrich von Thüringen, geschrieben hatte.

Zedlitz war durch den Gedanken an dieses Fest so begeistert worden, daß er sich eine Laute hatte bringen lassen und eben im Begriff war ein Lied anzustimmen, von dem er behauptete, daß ihm nie ein besseres gelungen sei, als plötzlich das Thurmsignal ertönte und die Ankunft noch eines Reiters gemeldet wurde.

Zedlitz legte die Laute bei Seite, und alle horchten auf.

Da trat Wenzel ein und berichtete, es sei ein Courier aus Böhmen angekommen, der mit einem Briefe den Herzog in Breslau aufgesucht und, als er gehört habe, daß er auf Burg Zeltsch die Nacht zubringe, hierher geeilt sei.

Herzog Heinrich befahl, den Boten eintreten zu lassen.

Es war ein junger frischer Reitersmann, der dem Herzog eine verschlossene Kapsel überreichte, in der sich ein Brief seines Herrn, des Baron Zawisch von Rosenberg, befand, von dem er zugleich mündlich viele Grüße und Glückwünsche zu dem glänzenden Krakauer Siege ausrichtete.

Der Herzog löste das Wachssiegel der Kapsel, öffnete sie und entnahm den Brief, den er mit sichtlichem, freudigem Erstaunen

zweimal durchlas. Er dankte dem Boten, befahl Wenzel, für gute Bewirthung und gutes Nachtquartier des Reiters zu sorgen, und versprach, ihm die Antwort auf den Brief morgen auszuhändigen.

Der Briefschreiber, Baron Zawisch von Rosenberg, war einer der einflußreichsten und mächtigsten Großen in Böhmen, ein genial angelegter Mensch mit abenteuerlichen Neigungen, der die junge Wittwe des unglücklichen Königs Ottokar II. geheirathet hatte.

Herzog Heinrich erhob sich und sagte: „Ihr entschuldigt, liebe Vettern, daß ich mich zurückziehe; die Antwort auf diesen Brief erfordert Eile und will gleichwohl reiflich erwogen sein. Morgen brechen wir bei guter Zeit auf, damit die treuen Breslauer nicht ungeduldig werden. Laßt Euch im Trinken nicht stören, Eure Gemächer sind in Bereitschaft, sobald Ihr Euch zur Ruhe begeben wollt. Ich wünsche Euch einen erquicklichen Schlaf! — Frankenberg und Zedlitz, Euch bitte ich noch auf ein Wort!"

Damit verabschiedete er sich sammt seinen Baronen und ließ die beiden Vettern allein zurück.

Auf seinem Zimmer angekommen, eröffnete er seinen Begleitern, während er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging, den Inhalt des eben empfangenen Schreibens: Baron Zawisch von Rosenberg zeigte ihm die Geburt seines Sohnes an, lud den Herzog zur Taufe und stellte ihm die böhmische Königskrone in Aussicht, falls er bald in Prag erschiene, da die Constellation eine überaus günstige sei.

Vincenz von Zedlitz war bei dieser Nachricht sofort Feuer und Flamme, er sah seinen geliebten Herrn schon mit der böhmischen Königskrone geschmückt, sich selbst in seinem glänzenden Gefolge.

„Herr Herzog," rief er begeistert, „das ist ein Wink des Himmels, dem Ihr unbedingt Folge leisten müßt. Eine so günstige Gelegenheit, das Glück zu ergreifen, bietet sich leicht nicht zum zweiten Male. Ich rathe Euch, laßt sie nicht vorübergehen."

„Und was sagt mein vorsichtiger Frankenberg?" fragte der Herzog lächelnd.

„Ich stellte mir soeben die Miene unseres vortrefflichen Kanzlers Bernhard von Kamenz vor, die er wohl annehmen möchte bei Erwägung des vorliegenden Falles," erwiderte Frankenberg ruhig.

„Und welche Miene würde er aufsetzen?"

„Er würde seine hohe Stirn in Falten ziehen, und ich höre ihn folgendermaßen sprechen: „Herr Herzog, ich warne Euch. Zawisch von Rosenberg ist bei all seiner hohen Begabung ein Abenteurer und Verschwörer, der krumme Wege sucht, Ihr aber seid ein Herr, der sie verabscheut. Die Sänger unsrer Zeit rühmen Eure Gradheit und Gerechtigkeit, Eure Biederkeit und Milde, Eure Tapferkeit und Weisheit — bleibt auf dem eingeschlagenen Wege, und Ihr werdet auf ihm erreichen, was Ihr erstrebt, und auch die Königskrone soll dereinst Euer Haupt schmücken, deß bin ich gewiß, sobald die Zeit erfüllt sein wird. Euer Land hat soeben einen großen Zuwachs erfahren, der dem Ganzen angepaßt und eingeordnet werden soll. Das erfordert viel Fleiß und Mühe im Innern, ehe Ihr wieder an größere äußere Unternehmungen denken könnt. In Böhmen herrschen Zwiespalt und Zerrissenheit unter der Bevölkerung, das Land allein würde Eure ganze Kraft und Thätigkeit in Anspruch nehmen, und das große Ziel, das Euch vor Augen schwebt, eine mächtige deutsche Ostmark (er betonte das Wort „deutsche") zu schaffen, würde immer weiter entschwinden. Suchet zunächst zu befestigen und wohlzugestalten, was Ihr schon habt, und den letzten Feind im Innern, der Euch noch zu schaffen macht, den polnischen Bischof und seine deutschfeindlichen Bestrebungen, zu besiegen und zu vernichten!' '— So, glaube ich, würde unser Kanzler, Propst Bernhard von Kamenz, sprechen, und er würde meine volle Zustimmung haben."

„Und auch meine!" fügte der Herzog fest hinzu, und sich an Zedlitz wendend, der fast unmuthig der Rede zugehört und sich kaum zu halten gewußt hatte, den vorsichtigen Redner zu unterbrechen, legte er vertraulich die Hand auf die Schulter des jungen Ritters und sagte freundlich:

„Mein lieber Heißsporn, ich freue mich Deines jugendlichen Eifers und bin sicher, daß ich an Dir den tapfersten und ausdauerndsten Ritter zur Seite hätte, wenn es mir beliebte, auf Rosenbergs Ideen einzugehen. Aber es wäre schade, unsere Kräfte für ein Unternehmen einzusetzen, das, so verlockend es auf den ersten Blick erscheint, die traurigsten Folgen nach sich ziehen würde. Frankenberg hat Recht. Meiner harren in den eben zurückeroberten Ländern — und auch die Landschaft Krossen hoffe ich schon morgen durch meines Kanzlers Hand wieder meinem Herzogthum einverleibt zu sehen — so große und wichtige Aufgaben, daß alle verwegenen Eroberungsgelüste zum Schweigen gebracht, ja abgetödtet werden müssen. Ich leugne nicht, daß auch ich zuerst bei Lesung des Briefes mein Herz lauter pochen fühlte; ich freue mich auch, daß Rosenberg meiner aus so wichtigem Anlasse gedacht und mich der Königskrone für würdig erachtet hat, aber mir gilt das Wohl meiner Unterthanen, das ich mit jenem Unternehmen leichtsinnig aufs Spiel setzen würde, mehr als Glanz und Ruhm. Hätte der große Ottokar stets so gedacht, sein Stern leuchtete heute noch und wäre nicht so kläglich auf dem blutigen Marchfelde zerstoben."

Er schwieg und ging wieder im Zimmer hin und her. Zedlitz war verstummt und wagte nichts mehr einzuwenden.

„So, nun geht zur Ruhe, meine Freunde," sagte der Herzog stehen bleibend, „ich will in diesem Sinne noch rasch Herrn Zawisch antworten. Morgen bei guter Zeit sehen wir uns wieder."

Die Barone ließen ihn allein.

* *
*

Inzwischen waren die Herzöge von Liegnitz und Glogau noch in der Halle zurückgeblieben und hatten schweigend ihre Humpen ausgetrunken.

„Vetter Liegnitz," begann jetzt der Glogauer, „ich hätte wohl noch ein Wort unter vier Augen mit Dir zu reden. Hier sind wir nicht ungestört, die Dienerschaft geht ab und zu. Da unsere Gemächer beieinander liegen, könnten wir wohl noch ein Viertelstündchen bei Dir oder mir verplaudern."

„Freilich können wir das," erwiderte der Liegnitzer, sich erhebend. „Wenzel sagte mir vorhin, es sei gutes Schweidnitzer Schöpsbier auf der Burg. Laß uns zusammen noch einen Krug davon trinken."

„Vorzüglicher Gedanke!" erwiderte der Glogauer, und sie begaben sich eine schmale Wendeltreppe hinauf nach dem Gemach des Liegnitzer Herzogs.

Nachdem man ihnen eine große Kanne des dunklen, schweren Gebräues nebst den dazu gehörigen Humpen auf den Tisch gestellt hatte, schickten sie die Dienerschaft zu Bett und blieben allein.

„Was dünkt Dir von unserem Breslauer Vetter?" begann der Glogauer, sobald er sich überzeugt hatte, daß niemand ihn hören könne, „ist das ein bloßer Zufall, daß er uns in diesen Gemächern untergebracht hat, aus denen wir ihn einst gar unsanft vertrieben haben?"

„Warum sollte das kein Zufall sein?" erwiderte der Liegnitzer, gutmüthig lächelnd.

„Ich halte es nicht dafür, ich bin vielmehr der Meinung, daß es eitel Spott und Hohn bedeutet, um uns zu zeigen, wie groß er und wie klein wir geworden sind im Laufe der Zeit."

„Nicht doch! Du kennst ihn nicht," wehrte der Liegnitzer ab.

„Vielleicht besser als Du! Ich sage Dir, wir waren nie thörichter, als da wir uns den Vogel, den wir so schön gefangen hatten, wieder entwischen ließen. Hätten wir ihm damals, als wir ihn hier zappelnd unter den Händen hatten, den Hals umgedreht, wäre er nie so hoch geflogen. Und er ist noch nicht am Ende seiner Flugbahn. Was konnte denn in dem Briefe des Rosenbergers stehen als wieder eine neue Eroberung, da er so siegesfroh lächelte? — Vielleicht ist es noch Zeit, Vetter, ihn wieder klein zu kriegen. Wenn wir uns beide verbündeten, wenn wir ihm die jeltscher Schmach, die er uns heute angethan, mit einer Wiederholung unserer ersten That vergelten würden und dann ihm für immer den Garaus machten? He?"

Der Liegnitzer blickte starr vor Schreck in das verzerrte Antlitz seines Vetters.

„Aus Dir spricht der Wein, Vetter," rief er unwillig, „oder Du erlaubst Dir einen schlechten Witz mit mir. Laß uns zu Bette gehen, ich bin müde."

„Aber ich noch lange nicht! Ich scherze auch nicht. Sage mir im Ernst, wie denkst Du über unsern Breslauer Vetter? Stehst Du aufrichtig zu ihm?"

„Ich habe lange genug mit ihm gelebt und an seiner Seite gekämpft, um ihn als meinen besten Freund zu verehren, ja zu bewundern. Gegen den, lieber Vetter, kommen wir beide zusammengenommen nicht auf — gegen den nicht!"

„Was? Gegen den süßflötenden Minnesänger?"

„Du täuschest Dich, Freund — das ist ein Adler, dem die Natur merkwürdigerweise die Stimme der Nachtigall gegeben hat; das mag nicht oft geschehen, hier aber ist es der Fall. Ich wiederhole dir: gegen den kommen wir nicht auf. Seine Vorzüge sind so groß, daß uns Kleinen nichts anderes übrig bleibt, als ihn mit ganzem Herzen zu lieben, wenn wir an ihm nicht zu Grunde gehen wollen. Ich habe ihm ewige Treue geschworen und will sie ihm halten bis zu meinem letzten Athemzuge."

„O, Narr, du Narr!" dachte der Glogauer bei diesen Worten in seinem Inneren; da er aber dem Sprecher in die Augen blickte und eitel Wahrheit und redliche Ueberzeugung in ihnen leuchten sah, hütete er sich in dem angeschlagenen Tone fortzufahren. Er setzte vielmehr ruhig seinen Humpen an, trank ihn bis auf die Neige und brach dann in ein lautes Gelächter aus.

„Hahaha! Bist Du also doch in die Falle gegangen! Hast nicht gemerkt, daß ich Dich prüfen wollte! Hahaha! Bist doch immer noch der alte gutmüthige und leichtgläubige Kerl! Ist nur ein Wunder, daß Du mich nicht gleich bei der Kehle gepackt und als Verräther hast in den Thurm stecken lassen! Hahaha! Nein, Vetter Liegnitz, ich wollte nur sehen, wie weit Deine Ehrlichkeit reicht und ob Deine Kriegsthaten Dir nicht etwa den Kopf verdreht haben, daß Du dächtest, den schönen Sieg auch ein wenig für Dich allein auszunutzen. Hahaha!"

Er stand auf und reichte ihm die Hand.

„Gute Nacht, Vetter Liegnitz, schlaf' Dich aus, ich gehe. Morgen schauen wir uns Vetter Breslaus Triumphzug an! Ich glaube nicht, daß Du ihm treuer bist als ich! Hahaha! Du bist auf den Leim gegangen! Hahaha!"

Er lachte immer noch, als er schon auf dem Flur war und in sein Gemach zurückkehrte. Das Lachen schallte gellend durch die ganze Burg, drang auch bis in das stille Zimmer Herzog Heinrichs von Breslau, der eben den Brief an Herrn Zawisch von Rosenberg schloß.

„Vetter Glogau ist guter Laune," murmelte er vor sich hin, „aber sein Lachen klingt nicht schön."

Viertes Kapitel.

Am anderen Morgen wurde es auf der Burg Jeltsch schon zeitig lebendig. Die Reiter der herzoglichen Leibgarde führten ihre Rosse auf den Burghof heraus, sie zu striegeln und zu putzen, kurz Roß und Reiter zum feierlichen Einzuge in Breslau so stattlich als möglich auszurüsten.

Da wurde geplaudert, gesungen, gescherzt und geflucht, sodaß auch die Herzöge und Ritter in ihrer Ruhe gestört wurden und sich bald von ihrem Lager erhoben.

Herzog Heinrich öffnete eines der schmalen, vergitterten Fenster seines Zimmers und schaute in den lichten Morgen hinaus.

Wolkenlos lag der Himmel über den grünen Eichenwäldern, die sich vor seinen Blicken weithin bis an den fernen Horizont ausdehnten.

„Es wird ein heißer Tag,“ sagte er vor sich hin. Dann rief er Wenzel und ließ sich ankleiden.

In der weiten Halle unten in der Burg war auf langen Tischen für die Herzöge und Ritter ein Morgenimbiß aufgetragen, dem man schon tüchtig zusprach.

Herzog Heinrich von Breslau blieb ihm fern. Er begab sich in voller Rüstung in die Burgkapelle zu einem kurzen Morgengebet und bestieg dann sein mit prachtvoller leichter Decke von bunter Seide — noch ein Geschenk Ottokar's — geschmücktes Roß.

Unterhalb der Spitze seiner kostbaren Lanze hatte er einen blauen Damenschleier befestigt, der lustig im Morgenwinde flatterte.

Nachdem er sein Roß einige Male auf dem Burghofe getummelt hatte, ließ er zum Aufbruche blasen. Vom Rosse herab be-

grüßte er seine Gäste, hoffte, daß sie gute Nachtruhe gehabt hätten, und fügte hinzu:

„Ich denke, wir reiten. Der Tag wird heiß, und wir wollen unsere Rosse nicht in Schweiß gerathen lassen."

Man stimmte ihm zu; es ward aufgesessen, und über die aufgezogene Burgbrücke setzte sich der stattliche Zug in Bewegung: Herzog Heinrich von Breslau voran, rechts und links von seinen Vettern begleitet, dann folgten Ritter, Knappen und Troß.

Einige Zeit plauderten die Herzöge über gleichgültige Dinge, wobei zu bemerken war, daß der Glogauer von einer geradezu auffallenden Liebenswürdigkeit gegen seinen Breslauer Vetter sich erwies, als wolle er nur ja in dem Liegnitzer den Verdacht nicht weiter wuchern lassen, daß er gestern beim Nachttrunk im Ernste gesprochen habe.

Allmählich verstummte das Gespräch, der Herzog von Breslau ging absichtlich mit seinem Rosse einige Nasenlängen voraus, weil er es liebte, beim Reiten zu schweigen und seinen Gedanken nachzuhängen. Das wußten die Andern und hielten sich zurück.

Er überschaute rechts und links das Gelände und hatte seine stille Freude daran. Die letzten Garben wurden eingefahren, es hatte eine gute Ernte gegeben. Immer mehr Terrain war dem gewaltigen Urwalde, der die Oder zu beiden Seiten meilenweit begrenzte, abgewonnen worden, das Feld war trefflich bebaut, wohlhabende deutsche Dörfer grüßten bald nahe, bald fern als stumme und doch so beredte Zeugen einer vortrefflich geleiteten Landesverwaltung.

Neidlos und voll Anerkennung betrachtete der Liegnitzer Herzog die Gegend und sprach sich darüber zu dem Glogauer Vetter aus, der äußerlich zustimmte, aber innerlich von einer verzehrenden Eifersucht und vom Neide zernagt wurde. Er marterte sein Gehirn mit Zukunftsplänen, wie er der wachsenden Macht des Breslauer Vetters ein Ende machen, wie er das Verhältniß umkehren und ihn zur Heeresfolge bei seinen Unternehmungen zwingen könne.

Schon hatte er sich zu diesem Zwecke heimlich mit dem Bischof Thomas in Verbindung gesetzt und ihm geschrieben, er solle sich

auf keinen Frieden mit dem Herzoge einlassen, vielmehr hartnäckig auf seinen Forderungen bestehen. Er versprach ihm, in Großpolen bei seinen mächtigen Verwandten für ihn um Unterstützung zu werben, er solle nur ausharren und Bann und Interdikt erneuern.

Von ganz anderen Gefühlen wurde Ritter Vincenz von Zedlitz beseelt. Er schaute mit bangen Sorgen zu dem flatternden blauen Schleier hinauf, den er nur zu gut kannte. Es war nichts Auffälliges, daß ein Ritter eine solche aventiure, d. h. einen Preis der Dame seines Herzens, deren Namen ja niemand wissen sollte, an Helm oder Lanze anbrachte zum Zeichen, daß man unter diesem Banner gefochten und gesiegt habe. Zedlitz aber war die Dame gar wohl bekannt, und er fürchtete, daß sie beim Anblicke dieses Schleiers an so ehrenvoller Stelle neuen Erregungen ihres Herzens ausgesetzt sein würde, denen sie schließlich doch erliegen könnte.

Der Schleier war der Dankespreis für ein köstliches Lied, das der Herzog ihr gesungen. In dramatisch belebter Weise ist darin ausgeführt, wie der Sänger nacheinander dem Mai, dem Sommer, der bunten Haide, dem Aug' erfreuenden Klee, dem grünen Wald, der Sonne und endlich auch der Frau Venus sein Leid klagte, das ihm die stolze Geliebte durch ihre grausame Unbeugsamkeit angethan, und wie er sie alle aufforderte, ihn an der Geliebten zu rächen. Sie sind ohne Ausnahme dazu bereit und geben dem Sänger an, in welcher Weise sie die Rache auszuführen gedenken, bis er ihnen, von Mitleid überwältigt, zuruft, davon abzustehen, denn lieber wolle er selber vor Liebesweh sterben, ehe er zugeben könne, daß der Geliebten ein Leid angethan werde.

Das Lied hatte eine so reiche, kunstvolle und doch durch ihre tiefe Innerlichkeit so ergreifende Melodie, daß es bald auch in weiteren Kreisen bekannt wurde und in Abschriften bis in den fernsten Westen Deutschlands, ja bis in die Schweiz hinein vordrang und gesungen wurde.

Zedlitz war völlig in seine sorgenvollen Träumereien versunken, bis endlich der alte Frankenberg, neben ihm reitend, die dunkle Gedankenreihe des jungen Ritters durchbrach, indem er ihn ob

seiner Schwermuth aufzog und einige heitere Geschichten zum besten gab, durch die Zedlitz auch bald in hellere Stimmung versetzt wurde.

* *
*

Während so die prächtige Reiterschaar sich der Stadt Breslau allmählich näherte, war dort die freudige Erregung immer höher gestiegen und machte sich in lauten Unterhaltungen aller Bevölkerungsschichten über das, was geschehen war und was die nächste Zukunft bringen werde, Luft.

Unter den vornehmen Häusern der inneren Stadt fiel eines ganz besonders auf durch die reiche und geschmackvolle Art der Ausschmückung. Blumengewinde, sich von unten hinauf bis an den First des Daches ziehend, bildeten ein riesiges H. IV; aus den Fenstern und dem gothischen Erker, der zwischen dem H. und der IV hervorsprang und der oben das herzogliche Wappen trug, hingen die kostbarsten Teppiche heraus, und zahlreiche Fähnlein und Rosetten in den Landesfarben, an geeigneten Stellen angebracht, vollendeten den Schmuck.

Das Haus stand an der Ecke des Ringes und der Ohlauer Straße und gehörte dem Grafen Wysenburg.

Gräfin Bertha hatte aus ihren großen, vor den Thoren der Stadt gelegenen Gärten die prächtigsten Blumen herbeischaffen lassen und auch die kostbarsten und seltensten Arten nicht geschont.

Sie selbst war, wie immer, sehr einfach gekleidet. Ein langes, vom Halse bis zu den Füßen herabfallendes, faltenreiches Gewand von weißer Seide, das unter der Brust von einem goldgestickten Gürtel zusammengehalten wurde, umhüllte ihre hohe Gestalt und ließ die Pracht ihrer Glieder nur errathen; das volle braune, am Hinterkopfe hinaufgebundene Haar zierte ein schlichter Goldreif.

Den schönsten Schmuck aber hatte die Natur selbst ihr verliehen in der edlen Anmuth ihres ganzen Wesens, in dem Feuer ihrer lebhaften Augen und dem sammetweichen, auf den Wangen mit einem rosigen Hauch versehenen Teint. Gräfin Bertha stand in ihrem 28. Lebensjahre, aber der volle Zauber der Jugend ruhte noch auf ihr.

In Erwartung des herzoglichen Zuges hatte sie in ihrem reizenden Erkerstübchen, von dem aus sie die ganze Ohlauer Straße und den Ring übersehen konnte, auf einem Sessel Platz genommen und las in den Liedern Walthers von der Vogelweide, die ihr der Herzog in einer prächtig ausgestatteten Abschrift geschenkt hatte. Sie war eben in die Betrachtung des tiefsinnigen Liedes „Der Tausch" versenkt, in dem der Sänger der Geliebten den Vorschlag macht, ihren Leib mit dem seinigen zu vertauschen, da meldete eine Dienerin die Ankunft des herzoglichen Kanzlers, des Propstes Bernhard von Kamenz, der die Herrin zu sprechen wünschte.

Gräfin Bertha erhob sich rasch, legte ihr Buch beiseite und ließ den Herrn Kanzler bitten, einzutreten.

Der Propst Bernhard von Kamenz, ein Mann in den fünfziger Jahren, mit spärlichem, schon ergrautem Haar, aber frischer und gesunder Gesichtsfarbe, ein Mensch, der sich das Bibelwort: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben" zur Richtschnur seines Lebens genommen zu haben schien, zeigte schon in seiner äußeren hohen Gestalt Kraft und Würde verbunden, während aus seinen mildblickenden Augen Weisheit und Herzensgüte hervorleuchteten. Er stand dem Herzog vom Anbeginn seiner Regierung treu zur Seite und war, sozusagen, in allen kritischen Augenblicken sein guter Genius gewesen, der den feurigen jungen Herrscher vor allzukühnem Wagen bewahrt hatte. Wo immer eine wichtige Mission zu erfüllen war, ihm konnte sie mit voller Zuversicht anvertraut werden.

Als er jetzt, ein freundliches Lächeln auf dem sympathischen Antlitz und in seiner gewohnten geistlichen Tracht, die er auch zu Pferde nicht abzulegen pflegte, eintrat, eilte ihm Gräfin Bertha lebhaft entgegen und reichte ihm beide Hände zu freundlichem Gruß.

„Willkommen, Herr Propst," rief sie ihm zu, „was führt Euch in einer so erwartungsvollen Stunde zu mir? Eure Sendung an den Markgrafen von Brandenburg war doch vom Glücke begleitet?

„Sie war es, theure Gräfin, und Ihr sollt die erste sein, der ich einen Bericht davon abstatte."

„Ich dank' Euch für die Ehre, die Ihr mir damit anthut, Herr Kanzler, aber Euer Besuch scheint mir nach Euren Blicken noch einen anderen Kern in sich zu bergen."

„Ihr könntet Recht haben, Frau Gräfin, und doch hat Eure Person den Hauptantheil auch hieran."

„Nehmt Platz, Herr Kanzler, um mir in Ruhe das Räthsel aufzulösen."

Sie wies mit der Rechten auf einen Sessel, der neben dem ihrigen stand, und beide setzten sich so, daß sie sich voll ins Gesicht sehen konnten.

„So, nun sollt Ihr eine andächtige Zuhörerin an mir haben, Herr Propst."

„Zunächst also," begann der Kanzler, „wird es Euch freuen zu hören, daß das Krossener Land wieder im Besitz unseres Herzogs ist."

„Das freut mich innig."

„Alle Zwistigkeiten sind erledigt, der unterzeichnete Vertrag ist in meinen Händen; aus dem alten langjährigen Feinde Markgraf Otto dem Langen ist ein aufrichtiger Freund des Herzogs geworden."

„Er zwingt seine Feinde alle endlich, wenn nicht mit dem Schwert, so durch seine Klugheit und Güte," sagte Gräfin Bertha begeistert.

„Ja, seiner starken Persönlichkeit," erwiderte der Propst, die Gräfin mit einem bedeutsamen Blicke streifend, der ihr die Wangen erröthen machte, „widersteht nicht so leicht jemand."

„Und wie erging es Euch beim Markgrafen Otto?" fragte sie rasch, ihre Verlegenheit verbergend.

„Ich wurde an seinem Hofe aufs zuvorkommendste empfangen und habe ein glänzendes Fest mitgemacht, bei dem auch die schönsten Damen nicht fehlten."

„Ei, ei, Herr Propst — und ist es einer gelungen, die starre Rinde Eures Herzens zu durchbrechen?"

„Ja, wie es der Frühling thut, oder die erste Rose im Jahr, oder alles, was lieblich und gut ist auf der schönen Erde."

„Da habt Ihr mich in edler Weise abgeführt! — Und wer war die schöne Zauberin?“

„Des Markgrafen Töchterlein Mechthild, ein Kind von neunzehn Jahren.“

„Neunzehn Jahre und ein Kind?“

„Ja, ein Kind, sage ich, unverdorben und rein, wie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und gerade darin besteht der Zauber ihres Wesens, daß sie, wie die Kinder, es nicht weiß, wie voller Holdseligkeit sie ist.“

„Ihr schwärmt ja geradezu, Herr Propst!“

„Ja, Frau Gräfin. es ist das Vorrecht des Alters, in selbstloser Weise die Schönheit der Jugend zu bewundern.“

„Aber daß Ihr mir's erzählt, hat doch wohl einen Zweck?“

„Einen sehr bedeutenden.“

„Ihr macht mich wirklich neugierig.“

„Ich werde viel von Euch verlangen, Frau Gräfin, sehr viel, aber nicht mehr, als ich Eurer starken Natur zumuthen zu dürfen sicher bin.“

„Kommt zur Sache, Herr Propst. Jeden Augenblick kann die Ankunft des herzoglichen Zuges gemeldet werden, und dann bin ich für niemand mehr zu sprechen.“

„So hört! Des Herzogs Reich hat jetzt einen Umfang erreicht, der sein heißes Bestreben, hier im Osten ein deutsches Königreich zu begründen, das ein für allemal den schädlichen Einflüssen des Polenthums und den immer noch drohenden Einfällen der Mongolen ein Ende macht, nahezu erfüllt. Es fehlt ihm eigentlich nur noch der Name des Königs, und diesen beim Heiligen Vater in Rom zu erreichen, wird nicht schwer fallen bei der Gnade, die er unserem Fürsten stets hat zutheil werden lassen. Damit aber die großen Zukunftspläne des Herzogs einen festen Halt gewinnen, damit nicht alles, was er geschaffen, wenn er einmal stirbt, wieder zerfällt und die alten traurigen polnischen Verhältnisse hier im Osten wieder Platz greifen, ist es unbedingt erforderlich, daß er einen Leibeserben hinterläßt, der das Gewonnene beisammenhält und es immer weiter im Sinne unseres Herzogs ausbaut.“

Gräfin Bertha seufzte unwillkürlich, und der Kanzler schaute sie an, zweifelnd, wie er sich den Seufzer deuten solle. Noch ehe er aber seine Zweifel in eine Frage kleiden konnte, hatte sich Gräfin Bertha erhoben, war aufgeregt einige Male in dem kleinen Zimmer auf und abgegangen und sagte dann, vor dem Propst stehen bleibend:

„Nun weiß ich schon alles, was Sie mir sagen wollen.“ Ihre Augen funkelten, ihre Wangen hatten sich stark geröthet, sie sah so schön aus, daß der Propst voll Bewunderung sie eine Zeit lang stumm betrachtete. Dann sagte er zögernd und halblaut:

„Ich wußte es ja. Bei klugen Frauen bedarf es nur einer Andeutung, damit sie alle unsere Gedanken errathen.“

Gräfin Bertha wandte sich rasch ab, kehrte dem Propste den Rücken und trat an das Fensterlein, von dem aus man die ganze Ohlauer Straße übersehen konnte. So stand sie einige Minuten regungslos, scheinbar die wogende Volksmenge unten beobachtend, in der That aber so von ihren eigenen Gefühlen und Gedanken in Anspruch genommen, daß sie den Vorgängen auf der Straße nicht die geringste Aufmerksamkeit widmete. Auch der Kanzler saß regungslos, in stummer Erwartung da, den Blick starr auf die herrliche Frauengestalt gerichtet, die dort am Fenster einen harten Kampf mit sich selbst kämpfte.

Endlich wandte sie sich langsam um und schritt wieder auf den Kanzler zu. Ihr Wesen schien wie verwandelt, die Röthe war von ihren Wangen verschwunden, ihre Stimme klang weich und mild, als sie jetzt begann:

„Wißt Ihr denn auch, lieber Kanzler, ob es die Rechte sein wird?“

Statt jeder Antwort ergriff der Propst mit beiden Händen die Rechte der Gräfin und drückte einen Kuß darauf. Dann zu ihr aufschauend, sagte er mit bewegter Stimme:

„Ich danke Euch, theuerste Gräfin, ich habe mich in Euch nicht getäuscht, ich sehe, ich kann das Schwerste von Euch fordern.“

„Das ist aber keine Antwort auf meine Frage,“ sagte sie mit einem kaum merkbaren wehmüthigen Lächeln auf ihren Lippen.

„Die Frage zu beantworten, ist freilich schwer," erwiderte der Propst, sich jetzt ebenfalls erhebend, „und auch dazu bedarf ich Eurer weisen Mitwirkung."

„Was also verlangt Ihr von mir?"

„Ich hatte mir die Sache so gedacht. Ihr müßt, bei dem großen Einfluß, den Ihr auf den Herzog ausübt, ihn zunächst von der Nothwendigkeit überzeugen, eine Gemahlin zu nehmen —"

„Seid versichert, Herr Kanzler, daß ich das mehr als einmal versucht habe."

„Es muß von neuem geschehen, und zwar jetzt mit der Begründung, die ich Euch vorhin gegeben habe."

„Und wenn mein Versuch wieder mißlingt?"

„Der liegt in Eurer Gewalt, Frau Gräfin."

„Ihr überschätzt doch meine Kräfte."

„Ich kann sie gar nicht hoch genug anschlagen," sagte er mit einem zuversichtlichen Lächeln.

„Und wenn es mir wirklich gelänge, wer steht Euch dafür, daß das junge Mädchen, von dem Ihr sprecht, ihn lieben kann oder er sie?"

„Dafür möchte ich einstehen! Indessen, Ihr habt Recht, auch dabei vorsichtig und kritisch zu sein, deshalb wollte ich auch hierin um Euer Urtheil und Euren Beistand bitten."

„Wie kann ich urtheilen, da ich die Prinzessin nicht kenne und ich keine Lust habe, sie am brandenburgischen Hofe zu besuchen."

„Auch dafür ist gesorgt."

„In welcher Weise?"

„Die Prinzessin ist hier in Breslau, sie ist in meiner Begleitung hierher gereist."

Dieser Schlag kam der Gräfin doch so unerwartet, daß sie einer Ohnmacht nahe war. Alles Blut schien aus ihren Wangen gewichen, die Kniee zitterten ihr, sie ließ sich langsam, den Propst mit starren Augen anblickend, auf einen Sessel nieder.

„Sie ist hier?" fragte sie tonlos, als wolle sie sich überzeugen, ob sie auch wirklich recht gehört habe.

„Ja, sie ist hier. Und nun kommt mein letztes und schwerstes Geständniß: ich habe sie mit einer Hofdame und einigen Kammerfrauen in Eurem eigenen Landhause im nahen Falknerdörfchen untergebracht.“

Die Gräfin sprang auf und richtete sich stolz in die Höhe, den Sprecher mit strengen Blicken messend.

„Ich wußte mir nicht anders zu helfen,“ fuhr dieser ruhig und ernst fort, „damit die Sache nicht unnützes Aufsehen errege. Euer Landhaus ist gegenwärtig unbewohnt, Euer Gemahl noch auf Wochen in Krakau abwesend. Scheltet mich, wenn Ihr wollt — verachtet mich, wenn Ihr könnt. Was ich that, geschah zum Besten unseres geliebten Herrschers und im Vertrauen auf Euren Edelmuth und Eure Seelenstärke.“

Wie im Traume verloren stand die Gräfin vor ihm.

„Aber wie konnte der Markgraf zugeben —“ begann sie dann halblaut und stockte wieder, vor sich hinstarrend.

„Wie konnte der Markgraf zugeben, wollt Ihr sagen, daß seine Tochter auf ein solches Abenteuer eingehe?“

Gräfin Bertha nickte wie mechanisch mit dem Kopfe.

„Ich habe ihm den Vorschlag der Ehe seiner Tochter mit dem Herzog gemacht, auf den der Markgraf mit Freuden einging. Denn einmal verehrt er den Herzog aufrichtig, und dann hat er noch mehrere Töchter zu versorgen. Ferner aber habe ich ihm die Unmöglichkeit nachgewiesen, die Angelegenheit mit dem Herzog in geschäftlicher Weise zu erledigen. Das würde zu einer kurzen und bündigen Abweisung führen. Nein, der Herzog muß die Prinzessin wie zufällig kennen lernen, er darf nicht wissen, daß sie ihm ebenbürtig und wer sie sei, sie muß auftauchen und wieder verschwinden, er muß nach ihr fragen, man wird ihm halbe Antworten darauf geben. Es darf ihm nicht zu leicht gemacht werden, sie wieder zu sehen, bis sein Verlangen so heiß ist, daß man gewiß sein kann, er werde, wenn er erfährt, wer sie ist, zur Ehe schreiten. Und Prinzessin Mechthild muß von einer klugen und guten Frau geleitet werden. Wie sie zu behandeln sein wird,

weiß ich nicht, das überlasse ich höherer weiblicher Einsicht. Vorläufig ist sie der Meinung, daß sie zu ihrem Vergnügen hierher gereist sei, um die Welt ein wenig kennen zu lernen und die Tage angenehm hinzubringen. Auch reist sie unter dem Namen einer Baronin Putlitz, was ihr bei ihrer jugendlichen Abenteuerlust ganz besonderes Vergnügen macht."

Gräfin Bertha gab einen ächzenden Ton von sich, wie ein vom Jäger zu Tode getroffenes Wild.

„Ihr Männer seid doch das grausamste Geschlecht der Welt," sagte sie mit gepreßter Stimme. Der Propst aber trat auf sie zu, ergriff ihre Hand, und sie festhaltend sprach er mit der ganzen, tief ins Herz dringenden Milde seines Wesens:

„Theure Gräfin, es giebt Schmerzen, die uns anfangs unerträglich erscheinen. Aber sie sind von Gott gesandt und bergen in sich eine unerschöpfliche Quelle von Segen, sodaß wir seiner bis zum letzten Athemzuge nicht entbehren. Dieser tiefe Schmerz ist unser wahrer Erlöser, weist ihn nicht von Euch, drückt ihn kühn und brünstig an Euer Herz, und Ihr werdet das große Wunder erleben, wie er sich allmählich in Wonne verwandelt und wie Ihr durch ihn immer größer und innerlich immer reicher werdet."

Zwei große Thränen rannen der Gräfin jetzt über die Wangen, ohne daß sich nur eine Wimper ihrer starren Augen bewegte.

„Ihr seid noch vor Tausenden bevorzugt," fuhr der Propst ruhig fort, „denn Ihr seid nicht zur Thatenlosigkeit verurtheilt. Nein, Ihr sollt Euch thätig erweisen in Liebe, thätig in Liebe zu einem herrlichen, reinen Kinde und in uneigennütziger, der Welt entsagender, also höchster Liebe zu einem Manne, an dessen Glück das aller seiner zahlreichen Unterthanen hängt. Ist das nicht eine Aufgabe, würdig einer Seele wie die Eurige?"

Die Gräfin nickte still sinnend mit dem Kopfe.

„Ich wußt' es ja, ich konnte mich in Euch nicht täuschen," rief der Propst, ihre Hand kräftig drückend, „Ihr wollt meine wackere Bundesgenossin sein?"

„Ich will es," antwortete die Gräfin fest, den Druck der Hand erwidernd.

In diesem Augenblicke begannen sämmtliche Glocken Breslaus zu läuten, sie waren dem Propst und der Gräfin noch niemals so schön erklungen wie heute.

Stumm aber verständnißinnig schauten sie einander ins Auge, es war ihnen, als habe ihr eben geschlossener Bund die höhere Weihe erhalten.

„Nun muß ich fort," sagte der Propst, die Hand der Gräfin loslassend, „der Zug des Herzogs ist in Sicht, ehe er am Thore anlangt, bin ich auch dort. Lebt wohl, Gräfin, auf Wiedersehen, wenn nicht eher, dann heute Abend in der herzoglichen Burg."

„Auf Wiedersehen!"

Fünftes Kapitel.

Nachdem der Kanzler sich entfernt hatte, stand Gräfin Bertha noch einige Minuten in stummem Sinnen verloren, dann trat sie wieder ans offene Fensterlein und schaute die Straße hinab, die der Herzog kommen mußte.

Durfte sie ihn noch so erwarten, wie sie es vor kaum einer Stunde beabsichtigt hatte? Was war denn seitdem mit ihr vorgegangen? War sie denn inzwischen eine Andere geworden?

Mit dem immer lauter werdenden Jubel draußen trat in ihrem Inneren allmählich eine Aenderung ihrer Stimmung ein. Was hatte sie denn dem Propst versprochen? Was hatte er von ihr verlangt? Sie sollte mit einem Male auf alles das verzichten, was die letzten Jahre ihres Lebens ihr höchstes Glück ausgemacht hatte? Zu Gunsten einer andern, die sie garnicht kannte, die dessen vielleicht gar nicht würdig war?

Sie fühlte einen Haß gegen das junge Wesen in sich aufsteigen, das da so plötzlich und so grausam in ihr Dasein einzudringen versuchte.

Sollte sie in den Jubel da draußen nicht mit einstimmen dürfen? Stand er, der da einziehen sollte, nicht ihrem Herzen am allernächsten? Niemals hatte sie das so empfunden wie jetzt, da sie ihm entsagen sollte; niemals war ihr, trotz aller Zurückhaltung, die sie dem Herzog gegenüber stets geübt hatte, so klar vor die Seele getreten, wieviel er ihr gewesen! Das sollte sie nun so leichten Kaufes aufgeben? Nimmermehr!

Wie trotzig und aufrührerisch klangen ihr mit einem Male die Glocken draußen, wie mischte sich ihr heller Ton so lebensfroh in das lustige Treiben und Gelächter der Volksmenge da unten! Jetzt

vernahm sie auch die ersten abgerissenen Klänge schmetternder Fanfaren, bald wurden sie deutlicher, jeden Augenblick mußte der Zug sichtbar werden.

Das Herz der Gräfin begann immer rascher zu pochen, sie rief alle ihre Dienerinnen herbei, die Körbe voll Blumen bereit zu halten, die sie beim Herannahen des Herzogs auf seinem Pfade streuen lassen wollte; den prächtigsten mit den schönsten Blumen hielt sie selbst krampfhaft in den Armen fest, um den Inhalt vom Erker aus dem theuren Fürsten eigenhändig zuzuwerfen.

Nun wälzte sich der Zug allmählich heran.

Voran zog eine mit großen grünbelaubten Aesten versehene Schaar halbwüchsiger Burschen, die unaufhörlich in lauten Rufen ihren freudigen Gefühlen Ausdruck gaben; ihnen folgte eine Musikbande, kriegerische Marschweisen dröhnend in die Lüfte schmetternd, hierauf eine Schaar schön geschmückter Bürgermädchen, die den Herzog schon an dem Prachtzelte vor der Stadt begrüßt hatte, dann eine kleine Abtheilung Reiter, welche die Ordnung aufrecht erhielten und zugleich einen längeren Zwischenraum herstellten bis zu dem nun folgenden Breslauer Herzoge. Dicht hinter ihm ritten seine beiden Vettern.

Wiederum in einer größeren Entfernung schlossen sich dann, sämmtlich zu Pferde, die Würdenträger, die Rathmannen und Schöffen mit dem Bürgermeister an der Spitze sowie die übrigen Ritter und Vornehmen der Stadt an. Endlich folgte der Troß.

An die Führer der Spalier bildenden Innungen und Gilden hatte der Herzog überall freundliche Worte gerichtet, die stets mit lautem Jubelgeschrei beantwortet wurden.

Als der Zug sich jetzt dem Hause der Gräfin von Wysenburg näherte, steigerte sich ihre Aufregung derart, daß sie die Pulse in ihren Schläfen laut pochen hörte. Mit hochgeröthetem Antlitz stand sie am offenen Erkerfenster, bereit, die Blumen zu werfen, sobald der Herzog sich nahte und sie erblicken würde.

Jetzt hatte sie ihn voll ins Auge gefaßt, zugleich erkannte sie den blauen Schleier, der unter der Lanzenspitze flatterte, und es

war ihr dabei, als schwänden ihr die Sinne. Ein Gefühl unaussprechlicher Wonne und des herbsten Schmerzes zugleich durchdrang ihren ganzen Körper, sie hätte laut aufschreien mögen vor Lust und doch auch wieder bitterlich weinen; dann war es ihr, als zwänge eine unsichtbare Gewalt ihr die Brust zusammen, daß sie keinen Ton von sich geben konnte und sie dem Umsinken nahe war.

Jetzt sah sie, wie der Herzog zu ihr hinaufblickte und sie freundlich grüßte; sie warf mit der letzten Kraft, die sie aufbringen konnte, den ganzen prächtigen Inhalt ihres Korbes auf einmal hinab, daß er gerade vor die Vorderfüße des herzoglichen Rosses zu liegen kam, das, über den unerwarteten Blumenregen erschreckt, hoch aufbäumte und einige Schritte zurücktaumelte.

Wieder grüßte der Herzog, augenscheinlich erfreut über das reizende Weghinderniß, gnädig hinauf, und Gräfin Bertha war eben im Begriff, den Gruß aufs freundlichste zu erwidern, als sie ein Blick aus dem hinter den Herzögen herreitenden Augen des Kanzlers Bernhard von Kamenz traf, ein Blick so voll bittenden Vertrauens, daß die Gräfin, im Innersten gepackt, unwillkürlich vom Fenster wegtrat und der Herzog vorüberritt, ohne daß sie seinen Gruß erwidert hätte.

Sie sah nun nichts mehr von dem ganzen Zuge, wollte nichts mehr sehen, sondern saß in sich zusammen gesunken auf ihrem Sessel und starrte ins Unbestimmte vor sich hin.

Noch einmal ging sie die ganze Unterredung mit dem Kanzler durch, sie mußte sich sagen, daß seine Forderung berechtigt sei, daß sie längst hätte darauf gefaßt sein müssen; ja, sie glaubte auch, es gewesen zu sein, da das Wohl des Herzogs und des Staates es so verlangte. Der Kampf in ihrer Brust begann aufs neue zu toben, und ihre Seele schwankte zwischen keckem Wagemuthe und demüthiger Entsagung unruhig hin und her.

Sie hatte es nicht gehört, daß ein Mann mit festen Tritten die Treppe heraufgekommen war, und schrak jetzt lebhaft zusammen, als sie plötzlich ihren Bruder Vincenz von Zedlitz in voller Rittertracht vor sich stehen sah.

Er hatte vor dem Rathhause, wo der Zug Halt machte, sich unbemerkt entfernt, sein Roß nebst Schild und Lanze einem Knechte übergeben und war zur Schwester geeilt, theils um sie nach längerer Abwesenheit wieder zu begrüßen, theils um zu erforschen, wie die Ankunft des Herzogs auf sie eingewirkt habe; denn es war ihm beim Vorüberreiten das seltsame Verhalten der Gräfin nicht entgangen.

„Willkommen, Bertha," rief er lebhaft aus, „Du erschrickst ja vor meinem Anblick!"

„Ich hatte Dich nicht kommen hören, willkommen, Vincenz!" erwiderte sie, rasch aufstehend. Sie reichte ihm freundlich die Hand, er aber beugte sich zu ihr und küßte sie herzhaft auf beide Wangen.

Die Gegenwart des Bruders that ihr wohl, sie hatte ihre volle Haltung wiedergewonnen.

„Du hast alle Gefahren glücklich überstanden?"

„Wie Du siehst, ja!"

„Wie geht es meinem Manne?"

„Gut, ich soll Dich herzlich grüßen von ihm, er verbleibt aber in Krakau."

„Ich weiß es schon."

„Von wem?"

„Der Kanzler hat es mir mitgetheilt."

„Der Kanzler? War der bei Dir?"

„Er brachte mir die freudige Nachricht, daß das Krossener Land wieder im Besitze des Herzogs sei."

„Ja, Gott Lob!"

Sie sah ihm durchdringend ins Antlitz, um zu erforschen, ob er etwa schon mehr vom Kanzler erfahren habe. Es konnte wohl möglich sein, denn es flatterte etwas Unsicheres in seinem Auge umher, das ihm sonst nicht eigen war.

„Sei aufrichtig zu mir," sagte sie, ihm die Hand auf die Schulter legend, „Du hast noch etwas auf dem Herzen."

„Bertha," erwiderte er mit dem herzlichsten Tone, der ihm zu Gebote stand, „ich muß kurz sein, der Herzog will vom Rathhause

aus zu einem Gottesdienst in die Magdalenenkirche, dem ich auch beiwohnen will. Also nur eine Frage und eine Bitte!"

„Frage und bitte!"

„Hast Du den blauen Schleier gesehen?"

Die Gräfin erröthete.

„Ja — und was weiter?" erwiderte sie fest.

„Heute Abend sollst Du mit bei dem Gelage in der herzoglichen Burg sein, ich habe den Auftrag, Dich einzuladen."

„Gut. Ich werde kommen — nun und — ?"

„Dein Mann ist nicht hier — Du wirst —"

„Ich gehe mit den Frankenbergen."

„Das dacht' ich mir auch, das ist gut — und —"

Er stockte und blickte sie unentschlossen an.

„Du wolltest eine Bitte aussprechen?" kam sie ihm zu Hülfe.

Er zauderte immer noch; sie aber in ihrer echt weiblichen Feinfühligkeit und Klugheit durchschaute sein Inneres vollkommen, und es wandelte sie ob seiner Verlegenheit ein Lächeln an, das zugleich einen großen Sieg über ihr eigenes Innere bedeutete.

„Wie sind doch die guten Männer so ungeschickt," dachte sie bei sich, „und gerade darum, wie lieb' ich ihn!"

Sie hatte sich in ihrer weiblichen Würde und in ihrem berechtigten Stolze vollkommen wiedergefunden.

„Ich werde Dir's leichter machen, Vincenz," sagte sie mit einem anmuthigen Gemisch von Spott und Gutmüthigkeit auf ihren Lippen, indem sie von einem Bordbrett an der Wand ein feingebundenes Büchlein — ebenfalls ein Geschenk des Herzogs — herabnahm und nach kurzem Suchen dem Bruder eine roth angestrichene Stelle zeigte.

Er las zunächst das Titelblatt, es war „Freidank's Bescheidenheit", und die Stelle lautete:

„Es ist keine Hut so gut,
Als die ein Weib ihm selber thut."

Vincenz von Zedlitz legte das Buch schnell auf den Tisch, schloß die Schwester ungestüm in beide Arme, küßte sie kräftig auf den Mund und sagte:

„O, Du kluge und liebe, Du beste aller Frauen und Schwestern, wie stolz bin ich auf Dich!"

„Sag' nicht stolz," bat sie abwehrend.

„Ja, das sag' ich doch — und nun muß ich fort."

Er wollte davon eilen, sie hielt ihn aber fest und sagte:

„Nimm mich mit!"

„Wohin?"

„In die Kirche!"

„Das kann ich nicht, ich gehe im Zuge."

„So führe mich zu den Frankenbergen, von deren Fenstern aus ich auf den Magdalenenplatz sehen kann, es sind ja kaum zehn Schritte."

„Wozu?" fragte er zweifelnd.

„Ich will alles sehen, ohne gesehen zu werden," erwiderte sie lächelnd.

„Das geht. So komm!"

Sie warf nur ein leichtes seidenes Tuch über den Kopf und folgte dem Bruder, der sie durch ein stilles Gäßchen in das befreundete Haus führte.

* *
*

Inzwischen hatte der Herzog vor dem Rathhause — es stand noch nicht das herrliche Gebäude, das der Stadt noch heute zur Zierde gereicht — dem Rathe und der Bürgerschaft Mittheilung gemacht von einer Reihe weiterer Privilegien, die er seiner lieben Stadt Breslau für die opferfreudige Unterstützung bei seinem letzten kriegerischen Unternehmen zu bewilligen gedenke, Privilegien, welche die Selbständigkeit der Stadt in ihrer Verwaltung nahezu vervollkommneten.

Brausender Jubel aus tausend Kehlen folgte diesem neuen Beweise der Huld und Gnade des geliebten Herrschers. Dann fuhr der Herzog, zu den Rathmannen und Schöffen gewendet, folgendermaßen fort:

„Ihr habt gesehen, wohin ein gemeinsames Zusammenwirken verschiedener Kräfte, wenn sie dem Wohle der Gesammtheit ge-

widmet sind, führt, und welche herrlichen Früchte dabei gezeitigt werden. Das solltet Ihr Euch in Eurem engeren Gemeinwesen zum Vorbilde dienen lassen. Es ist Zeit, daß die Streitigkeiten der Bürgerschaft in diesen Mauern ein für alle Mal aufhören, die dadurch hervorgerufen werden, daß Ihr reichen Kaufleute Euch für etwas Besseres haltet als die tüchtigen Handwerker und Gewerbetreibenden. Laßt Ihr deren Kräfte ungenutzt bei der Verwaltung der Stadt, so werden sie nicht etwa lahm gelegt, sondern sie werden zu Eurem Nachtheile sich bethätigen. Also nehmt Vernunft an und wählet in Euren Rath und in Eure Schöffenschaft auch Vertreter des Handwerks und des Gewerbes."

Bescheiden sich verneigend, erwiderte Herr Engelger:

„Herr Herzog, wir haben Eure wiederholten Mahnungen nicht in den Wind geschlagen, es herrscht Einmüthigkeit unter uns, und schon bei den Wahlen für das kommende Jahr sollt Ihr Handwerker und Gewerbetreibende in unseren Kollegien sehen."

„Das freut mich," erwiderte der Herzog, „die Stadt wird nur Vortheil davon haben. — Und noch eins," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich will heute und morgen der gesammten Bürgerschaft, insonderheit aber den Aermeren, ein großes Fest geben. Ich habe schon die nöthigen Befehle ergehen lassen. Das Wetter ist prachtvoll, es soll, wie in früheren Jahren, auch diesmal das Fest auf der Viehweide stattfinden. Alles, was dabei gegessen und getrunken wird, alles, was es sonst kostet, soll aus der herzoglichen Kasse bezahlt werden. Ich befehle auch, daß die Polizeistunde für zwei Nächte aufgehoben bleibe, daß jedermann ausbleiben und nach Hause gehen könne, solange und wann es ihm beliebt und die Nachtschwärmer nicht in Strafe genommen werden."

Damit hatte nun der Herzog so recht nach dem Herzen der guten Breslauer verfahren, denn sie liebten von jeher und sollen es, wenn anders ich recht unterrichtet bin, bis auf den heutigen Tag thun, sich Vergnügungen aller Art hinzugeben, dazu einen guten Tropfen und eine reichliche Mahlzeit.

Hatte doch der Herzog schon vor mehreren Jahren gegen den übertriebenen Luxus der Breslauer bei Hochzeiten und Festlichkeiten sich zum Erlaß eines Gesetzes genöthigt gesehen, wonach nicht mehr als 30 Schüsseln, d. h. Gänge nach unserer Ausdrucksweise, aufgetragen werden und nicht mehr als vier Musikanten zum Aufspielen angenommen werden sollten. Ja, auch gegen die Spielwuth in den Kneipen und Badestuben hatte er schon strafrechtliche Verordnungen ergehen lassen müssen.

Alle diese Verordnungen sollten nun für zwei Tage und Nächte aufgehoben sein, damit dem Vergnügen der getreuen Breslauer keine Schranken gesetzt würden.

Noch aber war der Herzog mit seinen Gaben und Gunstbezeugungen nicht zu Ende. Einen Blick auf das alte Rathhaus werfend, einen einfachen, steinernen Bau, sagte er zu den Rathmannen:

„Es ist an der Zeit, daß wir unserer Hauptstadt ein neues und würdiges Rathhaus bauen; ich habe darum schon vor längerer Zeit an einen berühmten Baumeister im Westen Deutschlands schreiben lassen und Pläne von ihm eingefordert. Diese Pläne sind angekommen, und ich lade Euch, Ihr Herren vom Rathe, auf morgen vormittags zu einer Besichtigung derselben in meine Burg ein. Wenn sie — wie ich hoffe — Euren Beifall finden, soll alsbald mit dem Bau begonnen werden."

Wiederum erscholl heller Jubel, zunächst unter den näher Stehenden, der sich aber immer weiter fortpflanzte, sobald die Entfernteren erfuhren, um was es sich handle.

„Und nun laßt uns," schloß der Herzog mit lauter Stimme, „bevor ich in die Burg meiner Väter zurückkehre, an heiliger Stelle öffentlich dem Höchsten Dank sagen für den Schutz und den Beistand, den er unserer gerechten Sache geliehen."

Er wendete sein Roß, und der Zug setzte sich nach der nahen Magdalenenkirche in Bewegung. Dort hatten sich vor dem Hauptportale zur Rechten die Geistlichen, soweit sie dem Herzog treu geblieben waren, d. h. alle außer den Dominikanern, welche Bann

und Interdikt respektirten, aufgestellt; links warteten die Schüler der Maria Magdalenen-Schule mit ihrem Rektor an der Spitze.

Dieser, ein tüchtiger aber sehr ängstlicher Mann, hatte seine Schüler auf hundert Fragen vorbereitet, die sich meistens auf die Thaten des Herzogs und seiner Vorfahren, insbesondere der Herzöge Heinrich I. und II. sowie der heiligen Hedwig, bezogen, weil es dem Herzog bei früheren Gelegenheiten beliebt hatte, den einen oder anderen Schüler danach zu fragen.

Auch diesmal machte der Herzog vor den Schülern, unter denen sich damals auch viele Söhne Adliger befanden, Halt, er richtete aber seine Fragen nicht an sie, sondern an den Schulmeister selbst. Er heischte Auskunft über alle Gegenstände, die in der Schule gelehrt würden, und schien mit der Reichhaltigkeit derselben zufrieden.

„Da habt Ihr nun außer Schreiben und Lesen, Religion, Mathematik, Latein, sogar die Anfangsgründe der Philosophie für die Aelteren — wie steht es denn aber mit der deutschen Sprache und Litteratur?"

„Herr Herzog, die steht nicht in unserem Programm."

„Wie? Die Knaben wissen nichts von unseren großen Meistern Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach? Von anderen Meistern zu geschweigen!"

„Verzeiht, Herr Herzog, es muß privatem Fleiß überlassen bleiben, von diesen Sängern Kenntniß zu nehmen."

„Warum denn aber, Schulmeister?"

„Mit Verlaub zu sprechen, Herr Herzog, weil die Zeit dazu nicht ausreicht."

„Das muß sie aber; laßt lieber von den anderen Disciplinen etwas aus, in meinen Landen soll die deutsche Sprache der erste und wichtigste Gegenstand der Schule sein."

Der Schulmeister machte ein verdutztes Gesicht und verbeugte sich tief.

„Ueberlaßt Ihr den Gegenstand dem Privatfleiß, so wette ich, kommt nicht viel dabei heraus. — Wer von Euch, Ihr Knaben, kann mir ein deutsches Gedicht hersagen?"

Es trat eine peinliche Stille ein, der Schulmeister stand wie auf Kohlen. Hier und da schien wohl einer Miene zu machen, die Hand aufzuheben, aber keiner war seiner Sache sicher genug, um es zu wagen. Endlich meldete sich doch aus den hinteren Reihen ein kleiner kecker Bursch mit krausem Blondkopf und frischen rothen Backen. Der Schulmeister schüttelte entsetzt den Kopf: „Du?" sagte er halblaut mit ängstlicher Miene.

„Nun, so singe Dein Lied, kleiner Vogel," ermunterte der Herzog. Der Knabe aber machte sich durch die andern Bahn, trat vor und sagte mit lauter Stimme, unerschrocken und frisch, ja mit gesunder Innigkeit, dem Herzog voll ins Antlitz schauend:

„Ich bin dein, du bist mein,
Deß sollst du gewiß sein,
Du bist verschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinnen sein."

Der Rektor wäre fast umgefallen vor Schreck, während der Knabe sprach; der Herzog und die Volksmenge waren jedoch zum Glück anderer Meinung, sie belohnten den kleinen Sprecher mit reichem Beifall.

„Gut, gut, mein Sohn," rief der Herzog, sich zu ihm hinabbeugend, „reich' mir Deine kleine Hand! Ich kann bei der Art, wie Du gesprochen, nicht im Zweifel darüber sein, welche Gesinnungen Du gegen mich hast. Behalte sie und pflege sie zum Nutzen Deiner Vaterstadt."

Der Knabe machte eine tiefe Verbeugung, was allgemeine Heiterkeit verursachte.

„Wie heißt Du?" fragte der Herzog.

„Konrad von Falkenhayn," erwiderte der Knabe laut.

„Ein guter Name, bring' ihn zu Ehren."

„Das will ich."

Und der Knabe hat Wort gehalten. Er ist später, als Breslaus Macht sich zu einem fast ganz unabhängigen Gemeindewesen erweitert hatte, ein energischer Landeshauptmann geworden,

der die Uebergriffe der Kirche kräftig niederzuhalten wußte und dem sogar eine Königskrone gegen städtische Ansprüche verpfändet wurde.

Kaum hatte sich diese Scene abgespielt und der Herzog wollte sich eben der Geistlichkeit zuwenden, als plötzlich unter der Volksmasse, dicht an der Kirchenwand, Lärm und Handgemenge entstand. Man hörte Ausrufe wie: „Haltet ihn, haltet ihn, zerreißt den polnischen Schurken! Zieht ihm das Fell über die Ohren!“ und dergleichen mehr.

Alles drängte sich um einen Mann, der soeben, in der Meinung, unbeobachtet zu sein, ein großes Schriftstück mit einem Nagel an die Kirchenwand befestigt hatte.

Es war, wie man jetzt sehen konnte, ein Dominikanermönch, der, polnische Flüche ausstoßend, sich den Händen und Fäusten einiger starker Bürger zu entziehen suchte.

„Was giebt es dort? Laßt den Mann los!“ rief der Herzog.

„Er hat das verfluchte Schriftstück hier angeschlagen, der polnische Schurke, dafür soll er bluten! Macht ihm den Garaus!“ scholl es von verschiedenen Seiten zurück.

„Verschafft mir Ruhe, Bürgermeister, und berichtet mir, was es giebt,“ wandte sich der Herzog an diesen.

Der Bürgermeister hatte schon einige Zirkler herbeigewinkt, die den Mönch von den Fäusten der Bürger befreiten, ihn zwischen sich nahmen und das Schriftstück bei Seite zu schaffen versuchten.

„Ich will das Schriftstück sehen,“ rief der Herzog.

Der Bürgermeister näherte sich dem Herzog und sagte bescheiden:

„Herr Herzog, der Inhalt ist mir bekannt, es war heute früh an verschiedenen Stellen der Stadt angeschlagen, ich habe es überall sofort entfernen lassen. Es ist ein ruchloses Schreiben des Bischofs, ein neuer Bannstrahl gegen Euch.“

„Gebt mir das Schreiben,“ befahl der Herzog. Es wurde ihm gereicht. Nachdem er einen Blick hineingeworfen, fragte er:

„Ist der Stadtschreiber hier?“

„Zu dienen, Herr Herzog, hier ist er!“

„Tritt näher, Stadtschreiber, und verlies mit lauter Stimme das ganze Schreiben!“ befahl der Herzog.

Alle schwiegen, der Stadtschreiber begann zu lesen.

Zuerst wurden alle Vergehen, deren der Herzog sich gegen die Kirche und ihre treuen Diener schuldig gemacht, aufgezählt, dann hieß es wörtlich weiter:

„. . . . . Dafür soll dieser Herzog Heinrich abgesondert sein von der Christenheit, verflucht in seiner Burg, auf dem Felde, an jedem Orte, wo er steht, sitzt oder liegt; verflucht beim Essen und Trinken, beim Schlafen und Wachen; verflucht sei jede seiner Bemühungen, seine Arbeit, die Frucht seines Landes, sein Aus- und Eingang; verflucht sei er vom Scheitel bis zur Sohle. So er ein Weib nehmen sollte, möge es kinderlos bleiben und Wittwe werden; Gott schlage ihn mit Armuth, Hunger, Fieber, Frost, Hitze, verdorbener Luft und Zahnschmerzen; er treffe ihn mit Blindheit und Wahnsinn; er möge am Mittage umhertappen und irren wie andere Leute um Mitternacht; Gott möge ihn verfolgen, bis er von der Erde vertilgt ist; die Erde möge ihn verschlingen wie Datham und Abiram, er soll lebendig zur Hölle fahren und mit Judas dem Verräther, Herodes, Pilatus und mit anderen Frevlern in der Hölle zusammen sein. So geschehe es, es geschehe also!“

Während des Lesens hatten sich nur hin und wieder verstohlene Rufe vernehmen lassen, kurze Verwünschungen des Bischofs, Zeichen des Unwillens und verhaltener Wuth.

Jetzt, da der Stadtschreiber geendet, wurde es wieder ganz still. Aller Augen waren gespannt auf die hohe Gestalt des Herzogs gerichtet, aus dessen Antlitz nicht einen Augenblick die gewohnte Hoheit und Milde gewichen waren. Jetzt wandte er sich der Menge zu.

„Ihr habt es gehört, Kinder, ich bin vogelfrei und verflucht, ich bin in Eure Hand gegeben; wenn Ihr mich bindet und tödtet, begeht Ihr keine Sünde.“

Auf diese laut und freundlich gesprochenen Worte des Herzogs, die auch in dem versteckten Erkerstübchen des Frankenberg'schen Hauses von bewegten Frauengemüthern vernommen wurden, folgte ein Gefühlsausbruch der Volksmenge, der an Lebhaftigkeit und Begeisterung alle anderen, die heute schon bei so verschiedenen Gelegenheiten sich kundgethan, bei weitem übertraf. Am liebsten wäre jeder persönlich zum Herzog vorgedrungen und hätte ihn seiner besonderen Verehrung und Liebe versichert, es war ein Drängen, Wogen, ein Stimmengewirr, aus dem allen wie eine tiefe Grundmelodie hervorklang: „Du bist der beste Fürst, den wir uns wünschen können, ein wahrer Vater des Vaterlandes; nieder mit jedem Deiner Feinde!"

Ein Wink des Herzogs, daß er sprechen wolle, ließ alle wieder verstummen; es trat sofort lautlose Stille ein.

Der Herzog wandte sich an den edlen Minoritenprior Heinrich von Brene, den er schon vorher aufs herzlichste begrüßt hatte, und sagte:

„Wie aber denkst Du darüber, mein geschätzter Freund?"

„In dem, was der Bischof sagt und thut, sehe ich nicht den göttlichen Willen, nicht den milden Geist unseres Herrn und Heilandes," erwiderte der Prior ernst, „ich halte ihn für krank und seiner Sinne nicht mächtig; haben doch selbst die Einwohner seiner Bischofsstadt Neisse ihn in einem Briefe für einen Rasenden erklärt. Laßt uns also mit einem Höheren sprechen: Herr, vergieb ihm, er weiß nicht, was er thut."

„Recht so, mein frommer Freund, es geschehe also! Und daß mir niemand Hand anlegt an den armen Mönch, der als Pole nicht einmal versteht, was das Schriftstück enthält, der nur im Auftrage eines Vorgesetzten handelt. Laßt ihn laufen, wir werden Sorge tragen, auf welche andere Weise wir den Krebsschaden aus unseren Landen entfernen."

„Inzwischen," erlaubte sich hier der Kanzler Bernhard von Kamenz dem Herzog zu bemerken, „wird der Bischof Eure letzte Botschaft empfangen haben, vielleicht hat er seinen Sinn schon geändert. Morgen kann seine Antwort da sein."

„Die wollen wir abwarten und dann sehen, was weiter geschehe. Und nun laßt uns unsere Gedanken dem Allerhöchsten zuwenden.“

Der Herzog stieg vom Pferde, es einem Knappen übergebend; die anderen folgten seinem Beispiele, und alle begaben sich darauf in die Kirche.

Neben dem Herzoge knieeten seine beiden Vettern, der Liegnitzer in aufrichtige Andacht versunken, der Glogauer aber mit ganz anderen Gedanken beschäftigt. Die Verehrung, die Liebe, die grenzenlose Hingabe des Volkes an seinen Breslauer Vetter, die Lobeserhebungen, die auch dem Liegnitzer zutheil geworden waren, hatten seine Eifersucht aufs höchste gesteigert. Aber er glaubte nun, wie wir schon gezeigt, die Stelle gefunden zu haben, wo er den Hebel einsetzen müsse, um den stolzen und mächtigen Nebenbuhler, der von Triumph zu Triumph eilte, für immer aus dem Sattel zu heben: die polnische Kirche und den polnischen Nationalhaß gegen die Deutschen wollte er für seine Zwecke in Bewegung setzen und hatte damit schon den Anfang gemacht. Er erinnerte sich seiner polnischen Abstammung. Schon fühlte er im Geiste die Königskrone Groß-Polens auf seinem Haupte, sah den Gegner zerschmettert zu seinen Füßen.

Sechstes Kapitel.

Gräfin Bertha hatte alle die Scenen, die sich vor der Magdalenenkirche abgespielt, von dem versteckten Erkerfenster der Frankenberg'schen Wohnung aus mit tiefem Interesse verfolgt und war doch, wie sie versprochen, von den andern unbemerkt geblieben.

Alle ihre Gedanken und Sinne waren durch das Geschehene wieder in hellen Aufruhr versetzt worden. In ihre Bewunderung für den heldenhaften ritterlichen Herzog mischte sich, obwohl sie mit starker Seele dagegen ankämpfte, gerade jetzt, da ihr die Zumuthung geworden war, Gefühlen zu entsagen, die sie niemals gehegt zu haben glaubte, ein so reger Antheil ihres Herzens, daß sie vor sich selbst erschrak und der nächsten Zukunft mit banger Sorge entgegensah.

Noch kannte sie nicht das weibliche Wesen, dem sie weichen sollte, aber es lag ja in ihrer Gewalt, es sofort kennen zu lernen, und es ergriff sie auch, sobald der Herzog mit den Seinen in der Kirche verschwunden war, eine so lebhafte, echt weibliche Neugier, daß sie es kaum erwarten konnte, derjenigen Aug' in Auge gegenüber zu stehen, von deren Existenz sie gestern noch keine Ahnung gehabt und die heute schon so wesentlich auf sie eingewirkt hatte.

Sie eilte daher auf demselben Wege, auf dem sie gekommen war, nach Hause zurück, befahl, zwei Pferde zu satteln, und ritt, nur in Begleitung einer treuen Dienerin, nach dem im Südwesten der Stadt gelegenen Falknerdorfe, in welchem dicht am Waldessaume ihr geräumiges Landhaus sich befand.

Ursprünglich nur zum Aufenthalte der herzoglichen Falkner bestimmt, die hier in stiller Abgeschiedenheit die edlen Jagdvögel züchteten und abrichteten, hatte sich im Laufe einiger Jahrzehnte die aus wenigen Baulichkeiten bestehende Ansiedelung zu einer Dorfgemeinde ausgestaltet, in der auch einige der vornehmsten Breslauer Adelsfamilien sich ländliche Ruhesitze zu längerem Aufenthalte in den Sommermonaten gegründet hatten.

Das gräflich Wysenburg'sche Landhaus war von allen das vornehmste und zugleich das älteste. Die Grafen hatten bei Hofe stets in hohem Ansehen gestanden und sich der ganz besonderen Gunst und Gnade des Breslauer Fürstenhauses zu erfreuen gehabt, seitdem ein Graf Peregrin von Wysenburg dem mächtigen Herzog Heinrich I. das Leben gerettet und dabei das seinige verloren hatte.

Auf einem seiner Kriegszüge in Groß-Polen nämlich befand sich Herzog Heinrich der Bärtige nach langwierigen Kämpfen in einer eroberten Burg und verweilte eben im Bade, als er ganz unerwartet von einer Rotte feindlicher Kriegsknechte überfallen wurde und in seinem wehrlosen Zustande unfehlbar getödtet worden wäre, hätte sich nicht im Augenblick der höchsten Gefahr Graf Peregrin dazwischen geworfen und den tödtlichen Streich von seinem Herrn auf sich abgewendet. Herzog Heinrich kam mit einer Verwundung davon. Diese edle That des Grafen hatte seinen Nachkommen reiche Früchte getragen, und auch Berthas Gemahl stand bei seinem Herrn in hoher Gunst.

Als Gräfin Bertha ihr Landhaus betrat, war sie erstaunt, darin nicht nur reges Leben, sondern auch mancherlei wichtige Aenderungen wahrzunehmen, die sie nicht angeordnet hatte.

Ganze Zimmereinrichtungen waren in mehreren Räumen mit anderen vertauscht, neben der Küche fand sie ein Vorrathszimmer hergestellt, in dem sich eine große Anzahl von mit Wein gefüllten Kannen und zahlreiche Büchsen mit Delikatessen befanden; die Feder- vieh- und anderen Ställe waren viel reichlicher versorgt, als sie es jemals gewollt hatte, und fremde Dienerschaft war bemüht, mit der ihrigen sich noch weiter in vorzunehmenden Aenderungen zu bethätigen.

Auf ihre Frage an den Kastellan, wer denn das alles angeordnet hätte, erhielt sie die erstaunte Antwort, die Frau Gräfin hätte es ja durch den Mund des Herrn Kanzlers so bestellt, und die neuen Vorräthe seien zugleich mit den fremden Damen eingetroffen, deren Ankunft ihm schon vor einigen Tagen durch einen Boten des Kanzlers angekündigt worden sei.

Die Eigenmächtigkeit des Propstes verdroß die Gräfin doch einigermaßen, indessen mußte der Verdruß bald einem Gefühle der Bewunderung weichen für den Mann, den sie stets so hoch geachtet, der so unbegrenztes Vertrauen in ihre Seelenstärke setzte, und dessen Energie hier wieder so glänzend sich bewährt hatte. Denn an sich fand sie alle Anordnungen ganz vortrefflich und zweckentsprechend und die weise Umsicht des Propstes erstaunenswerth. Sie schickte sich denn bald ins Unvermeidliche und machte sich mit den beiden älteren Hofdamen bekannt, welche die ganze Expedition geleitet hatten. Sie lernte in ihnen sehr verständige Wesen kennen, welche vollkommen in die Pläne des Propstes eingeweiht waren und der Gräfin versicherten, daß Prinzessin Mechthild nicht das Geringste ahne von dem, was man mit ihr vorhabe. Ihrem romantischen Sinn entspreche es durchaus, unter dem Namen einer Baronin in die Welt hinauszureisen und besonders einen fremden Fürstenhof incognito kennen zu lernen, von dessen Glanz und Kunstliebe sie schon so viel hatte erzählen und rühmen hören.

„Wo ist die Prinzessin?" fragte die Gräfin.

„Wir haben sie in ein stilles Gemach geführt, wo sie, von den Strapazen der Reise ermüdet, halb angezogen auf ein Lager gesunken und eingeschlafen ist," war die Antwort.

„Führt mich zu ihr," bat die Gräfin, „ich will sie nur sehen, nicht stören."

Es war ein Zimmer zu ebener Erde, das an heißen Sommertagen der Gräfin Bertha als Lieblingsaufenthalt diente.

Man trat aus dem üppigen Blumengarten, der an der hinteren Seite des Landhauses sich ausdehnte und allmählich in

einen prachtvollen Eichenwald überging, sofort in das Zimmer ein, dessen hohe Thüren im Sommer ausgehoben waren und das im Inneren, wie zum Garten gehörig, wie eine duftige Laube mit wucherndem Rankenwerk und buntem Blumenflor phantastisch, zauberisch ausgestattet war.

Von der Decke herab hing eine buntfarbige, blumengezierte Ampel, die, bei einbrechender Dunkelheit angezündet, ein unbestimmtes, magisches Licht verbreitete und das Märchenhafte des Ortes noch steigerte.

Aber auch, wenn draußen der hellste Sonnenschein bei wolkenlosem Himmel, wie heute, strahlte, herrschte in diesem Raum ein mildes Halbdunkel, das den Augen wohlthat und das Gemüth zu stillen Träumereien einlud.

Hier gab sich ihnen die Gräfin gern hin; zuweilen hatte sie aber auch hier eine auserlesene Gesellschaft um sich versammelt, in der zu erscheinen selbst der Herzog nicht verschmähte. Ja, so manches seiner glühenden Liebeslieder hatte er hier zum ersten Male gesungen und mit der Laute, die er meisterhaft zu spielen verstand, begleitet.

In diesen Raum nun hatten sie die Prinzessin gebracht, hier ruhte sie auf einem weichen Lager, nur von leichter, seidener Hülle bedeckt. Sie hatte darauf bestanden, daß niemand in ihrer Nähe sich aufhalten durfte.

Die Gräfin bat die beiden Hofdamen, sich jetzt ebenfalls zu entfernen, sie wollte ganz allein und ungestört die Prinzessin betrachten und ihren Schlummer belauschen.

Mit unhörbaren Schritten, aber pochenden Herzens betrat sie das sonst ihr so liebe Gemach, das jetzt, wie sie meinte, ihre ärgste Feindin barg. Auf einem Sessel zu Füßen der Schlafenden nahm sie Platz.

Der Propst hatte nicht zu viel gesagt!

Was sie da vor sich auf dem Ruhebette hingestreckt sah, mit tiefen Athemzügen sanft schlummernd, war das lieblichste Menschenbild, das ihr je vor Augen gekommen.

Eine Anzahl der berühmtesten Heldinnen aus den Rittergedichten der großen Sänger jener Zeit fielen ihr zugleich ein, die Alle so ausgesehen haben konnten. War doch das weibliche Schönheitsideal damaliger Zeit, das alle Dichter ausnahmslos priesen, stets blond, goldblond wie hier Mechthild, deren prachtvolle natürliche Locken in reichster Fülle wie gesponnenes Gold von der schneeweißen, rundlichen Stirn bis weit auf den Rücken herabwallten und das edle Antlitz aufs anmuthigste umrahmten.

Auch alle anderen Erfordernisse einer echten jugendlichen Romanheldin waren vorhanden.

Die Gräfin bewunderte die zarte, straffe, rosig angehauchte Haut der Wangen, die dunklen gewölbten Augenbrauen, die langen schwarzen Wimpern, das zierliche grade Näschen, den üppig schwellenden kleinen Rosenmund, kurz: wohin ihr Auge fiel, überall bot sich ihr vollendetes Gebilde dar.

Lange saß die Gräfin in den Anblick dieses schönen Menschenbildes vertieft; und je länger sie es bewundern mußte, desto mehr schwand der Groll aus ihrem Inneren. Die Betrachtung des vollendet Schönen vertreibt aus den Herzen edler Menschen den letzten Rest häßlicher Regungen. Hier gesellte sich zur Schönheit noch die Unschuld, die sich in jedem Zuge des Gesichtes kund that und das Herz der Gräfin in Rührung versetzte.

Sie nahm sich vor, diese junge Maid zu lieben; denn der Propst würde wohl recht haben, daß in diesem edlen Leibe auch eine edle Seele wohnen müsse. Noch war ihr kein weibliches Wesen begegnet, das wenigstens äußerlich ihr so würdig zu sein schien, die Gemahlin Herzog Heinrichs zu werden wie Prinzessin Mechthild von Brandenburg.

Wiederholt war die Gräfin aufgestanden und hatte sich der Schlafenden genähert, um aus nächster Nähe die Feinheit zugleich und die Fülle ihrer Glieder zu betrachten: jetzt blieb sie in der Entfernung sitzen, in den Gesammtanblick des lieblichen Bildes versunken und mit Träumen der Zukunft beschäftigt.

Tiefe Stille herrschte in dem von Blumenduft durchflutheten Gemach.

Die Sonne hatte am Himmel ihren Höhepunkt überschritten, die Mittagsgluth brütete über Garten und Wald und hüllte alles in das große Schweigen.

So blieb es lange Zeit.

Da flog eine Biene durch die offenen Thüren herein, und ihr Summen, das bald näher bald entfernter der Gräfin zu Ohren kam, verscheuchte ihre Träume und führte sie in die Gegenwart zurück.

Sie suchte mit ihren scharfen Augen in dem Halbdunkel nach dem kleinen Thierchen, konnte es aber nicht entdecken. Das beunruhigte sie, denn wie leicht konnte es sich der Schlafenden auf das Antlitz setzen und es zerstechen.

Sie erhob sich daher und horchte genau auf, woher das Summen kam, um sich ihm dann zu nähern und so das Thierchen zu verscheuchen.

Endlich hatte sie es doch erspäht, es summte wirklich gerade über dem Munde der Prinzessin, den das Thierchen wohl für eine Rose halten mochte.

Die Gräfin machte eine hastige Bewegung, die Biene zu verjagen — und Mechthild öffnete die Augen.

Was lag alles in diesen räthselhaften blauen Augen, die jetzt zugleich erstaunt und fragend, bewundernd und erschrocken auf der stolzen Frauengestalt vor ihr ruhten.

Regungslos stand Gräfin Bertha da, ebenfalls voll Staunen und Bewunderung in die Augen ihr gegenüber blickend.

Halb noch im Traume wußte Mechthild nicht, wo sie sich befinde, erst allmählich, als sie ihre Blicke in dem fremden Raume weiter umherschweifen ließ, kam ihr die Erinnerung der jüngst verlebten Vergangenheit zurück.

Rasch fuhr sie von ihrem Lager in die Höhe, streckte halb aufgerichtet beide Arme nach der Gräfin aus und sagte mit herzgewinnender Stimme:

„Du bist die liebe Frau, von der mir der Herr Kanzler so viel erzählt hat!“

Die Gräfin ergriff sie an beiden Händen, zog die Prinzessin an sich und erwiderte freundlich:

„Und Du bist die kleine Baronin, die ausgezogen ist, die Welt kennen zu lernen und Abenteuer zu erleben."

„Ja, das bin ich," rief die Prinzessin, auf beide Füße springend, lachend aus.

Die Gräfin war der Prinzessin behülflich, wieder in ihre Kleider zu kommen. Dabei entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Wie bist Du denn auf den Gedanken gekommen, in die weite Welt zu gehen?"

„Ich weiß selbst nicht — es lag so in mir."

„Hattest Du schon lange den Wunsch?"

„Ja — o ja, ganz besonders, seitdem ich einmal die Erzählungen eines Ritters mit anhörte, der eben aus dem Oriente zurückkehrte."

„Wie lange ist denn das her?"

„O, das kann schon vier Jahre her sein."

„Damals warst Du ja noch ein Kind!"

„Ich war doch schon fünfzehn Jahre alt — ist man da noch ein Kind?"

„Es kommt darauf an — und wer war der Ritter?"

„Ein schöner junger Mann, der beim König von Böhmen in Prag in Diensten stand."

„Ja, da konnte er viel erzählen, in Prag geht es glänzend zu."

„Aber er konnte nicht bloß erzählen, daß man nimmer aufhören mochte, ihm zuzuhören —"

„So, was konnte er denn noch?"

„Er konnte auch singen — herrliche Lieder!"

„Und dieser Ritter?"

„Sang einstmals ein Lied, so voll Gluth und Sehnsucht, daß alle, die es hörten, von Begeisterung hingerissen wurden."

„Was war das für ein Lied?"

„Natürlich ein Minnelied."

„Natürlich ein Minnelied!" wiederholte die Gräfin lächelnd.

„Es war die Klage eines Ritters, daß ihn die Geliebte nicht erhören wolle."

„Und hatte der Ritter das Lied selbst erdacht?"

„Nein, er sagte, das wäre ein Lied des Herzogs von Breslau."

„Unseres Herzogs!"

Die Gräfin machte sich am Gürtel der Prinzessin zu schaffen, um ihr tief erröthendes Gesicht zu verbergen.

„Ja, und er wußte nicht genug zu rühmen von diesem kühnen und heldenhaften Herzoge, der alle seine Feinde besiegte, seine Unterthanen beglückte und ein ebenso großer Fürst als Sänger sei."

Die Gräfin legte die letzte Hand an die Toilette der Prinzessin.

„So, nun sitzt das Kleid, meine liebe Baroneß — wie gut Dir die blaue Farbe steht! — wie soll ich Dich denn nennen?"

„Mechthild bin ich getauft, und ich bitte Dich, mich so zu rufen — und Du? — bist die schöne und kluge Gräfin Bertha," fuhr sie bewundernd fort, „ja, der Herr Propst, Euer Kanzler, hatte Recht, als er zu mir sagte: die schönste und beste Frau, die ich kenne. Er hat Dich mir mit solchen Farben geschildert, daß ich es gar nicht erwarten konnte, Dich kennen zu lernen. Darf ich Dich Bertha nennen?"

Sie schloß die Gräfin lebhaft in ihre Arme.

„Freilich, Mechthild," erwiderte diese, „aber schmeicheln darfst Du nicht — immer die Wahrheit sagen."

„Die sage ich immer! — das heißt —"

Mechthild stockte verlegen und sah die Gräfin mit schelmisch-drolliger Verlegenheit an.

„Nun," sagte Bertha, „es geht doch wohl nicht immer mit der Wahrheit zu?" — und um sie aus der Verlegenheit zu reißen und zugleich weiter zu prüfen, wie weit ihre kindliche Natürlichkeit reiche, fuhr sie fort:

„Erzähle mir doch weiter von Deinem klagenden Ritter; wo waren wir doch stehen geblieben? Also, er rühmte den Herzog von Breslau?"

„Ja," erwiderte Mechthild, mit Freuden auf das Thema zurückkommend, „laß uns dort den schattigen Gang im Garten auf und nieder gehen, so erzähl' ich Dir noch mehr."

Mechthild legte ihren Arm in den der Gräfin. Beide verließen das stille Gemach und traten in den Garten hinaus in einen dicht verwachsenen, den Strahlen der Sonne undurchdringlichen Laubengang.

„Also seit jenem Abende," begann sie zu plaudern, „an dem der fremde Ritter so viel erzählte und so schön sang, und von den glänzenden Festen berichtete, die er am Hofe zu Breslau mitgemacht hatte, wo auch viele berühmte Sänger erschienen, wie Ritter Tannhäuser und Frauenlob — seit jener Zeit stand es bei mir fest, daß ich den Breslauer Hof kennen lernen müsse. Es würde sich schon, so hoffte ich, dazu eine Gelegenheit finden. Das Traurige war nur, daß mein Vater —"

Mechthild stockte wieder. Es fiel ihr so schwer, ihr Geheimniß zu bewahren und dabei doch offen und ehrlich gegen die neue Freundin zu sein.

„Wer ist denn Dein Vater?" fragte die Gräfin obenhin.

„Mein Vater — ach, Bertha, ich kann Dir gegenüber nicht die Unwahrheit sagen, mein Vater —"

„Ist der Markgraf Otto, genannt der Lange, von Brandenburg, und Du bist Mechthild, sein holdseliges Töchterlein," sagte Gräfin Bertha lächelnd und küßte die Erstaunte auf die Stirn.

„Wie — Du weißt —?"

Die Gräfin nickte mit dem Kopfe.

„Aber wie konnte der Herr Propst —"

„Er konnte es, ja er mußte es mir gegenüber verrathen, weil zwischen ihm, meinem Beichtvater, und mir keine Heimlichkeiten bestehen können, und weil er sich sagte, daß es zwischen Dir und mir binnen kurzem auch dahin kommen würde."

„Nun, so weißt Du ja alles — weißt, daß mein Vater einer der heftigsten Gegner des Herzogs gewesen, daß erst jetzt Friede und Freundschaft zwischen beiden zustande gekommen ist."

„Freilich weiß ich alles. Weiter als zwischen uns soll und darf aber das Geheimniß nicht gelüftet werden — oder wünschest Du das? Dann müßte freilich alles anders geordnet werden —"

„Nein, nein — nimmermehr! Meine ganze Unbefangenheit wäre fort — ich bin eine entfernte Verwandte von Dir, bin Dein Gast, den Du gelegentlich einmal bei Hofe vorstellst — vor allem sage mir, liebste Gräfin, wie ist die Herzogin?"

Die Frage war so offen, so geradezu gestellt, und die Prinzessin sah mit ihren großen, unschuldigen Augen so erwartungsvoll der Gräfin ins Antlitz, daß diese keinen Augenblick darüber im Zweifel sein konnte, die Prinzessin sei wirklich in dem Glauben befangen, der Herzog wäre verheirathet.

Sie stutzte, sie schwankte kurze Zeit, ob sie mit der vollen Wahrheit herausrücken solle; bald aber erschien ihr das ganz unerläßlich, ja nur so konnte es sich zeigen, ob die Prinzessin wirklich das kindlich reine Wesen sei, für das der Propst Bernhard sie hielt, ob sie wirklich nur aus romantischer Neigung oder nicht doch mit selbstsüchtigen Hintergedanken die Reise unternommen habe.

Sie sagte daher ganz ruhig, der Prinzessin fest ins Auge blickend:

„Es giebt keine Herzogin — der Herzog ist unverheirathet."

Die Wirkung dieses Wortes war eine ganz unverhofft starke. Wie mit einem Schlage schien alles Blut aus dem Antlitz der Prinzessin gewichen, leichenblaß starrte sie der Gräfin ins Gesicht und stammelte:

„Wie? — der Herzog — ist unverheirathet?"

„Der Herzog ist unverheirathet," wiederholte die Gräfin ruhig.

Die Prinzessin trat einige Schritte zurück, der Gräfin noch immer ins Gesicht starrend, als könne sie nicht fassen, was sie eben gehört. Dann ging sie wieder auf sie zu und sagte mit einer Energie, die man kaum in ihr vermuthete:

„Dann reise ich noch heute nach Hause zurück. Warum hat man mir das nicht gesagt, warum hat der Propst mir das verheimlicht?"

Unruhig machte sie einige Schritte in dem Laubengange, dann blieb sie wieder stehen, unschlüssig, was sie thun solle.

„Hast Du denn den Propst danach gefragt?“ sagte die Gräfin, immer noch ganz ruhig.

„Ich habe ihn gefragt, wie die Herzogin ist. Und jetzt besinne ich mich auch, daß der Propst die Achseln zuckte und mir eine ausweichende Antwort gab. Ich schwieg darauf, weil ich mir dachte, der Herzog hat gewiß keine ihm geistig ebenbürtige Gattin und sein Kanzler wolle das höflich verschweigen. Denn daß ein so bedeutender Fürst, der über so große Ländermassen gebietet und für die Zukunft seines Reiches besorgt sein muß, nicht verheirathet sein könne, schien mir ganz unmöglich.“

Sie hielt inne und sah von neuem die Gräfin fragend an.

„Was mußt Du von mir und meinem Abenteuer gedacht haben?“ fuhr sie fort. „Du hast Dir gedacht, ich spiele Dir etwas vor, und mein eigentlicher Gedanke sei, Frau Herzogin zu werden!“

Mit beiden Händen ergriff sie die Rechte der Gräfin und heischte Antwort. Dabei richtete sie sich stolz auf, und ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von solcher Hoheit und Strenge angenommen, daß die Gräfin mit Staunen diese Wandlung des jungen Mädchens zur gebietenden Fürstin wahrnahm.

„Was ich von Dir gedacht?“ sagte sie, die linke Hand wie betheuernd auf die beiden Hände der Prinzessin legend, „ich hielt Dich für ein halbes Kind, jetzt weiß ich, daß Du eine Jungfrau bist, die schon mit tieferen Blicken ins Leben schaut und nicht bloß an der Oberfläche haftet. Ich segne den Zufall, der Dich in Unwissenheit hielt über eine Thatsache, welche, Dir bekannt, mich um das Glück Deines Besuches gebracht hätte; denn der Propst hat sicher keinen Grund gehabt, Dir diese Thatsache zu verheimlichen. Ja, ich halte es für mehr als Zufall, ich sehe darin eine bedeutungsvolle Fügung des Schicksals und lasse Dich nun nimmermehr wieder ziehen.“

„Ich danke Dir für Deine guten Worte, liebe Bertha, aber wenn Du es wirklich gut mit mir meinst, so bestimme mich nicht zu bleiben. Meine Unbefangenheit ist mir genommen, und was auch hier geschehe, ich würde mir selbst stets in einem falschen Lichte erscheinen.“

Sie wollte ihre Hände aus denen der Gräfin lösen und schien willens, davon zu gehen. Gräfin Bertha aber hielt sie zurück, und in einen heiteren Ton übergehend sagte sie:

„Macht man eine so beschwerliche Reise in ein fremdes Land, um ohne etwas gesehen zu haben wieder umzukehren? Was würde Dein Vater, was würden die Deinen sagen, wenn Du so plötzlich wieder bei ihnen erschienest? Würden sie Dich nicht gar auslachen? Und zwar mit Recht. Nein, jetzt bleibst Du bei mir! Und scheint Dir die Nähe von Breslau hier zur Zeit gefährlich, so weiß ich schon anderen Rath. Ich muß in allernächster Zeit auch von hier fort, aus Gründen, die Dir gleichgültig sein können; ich will auf einige Zeit verschwinden, und Du kannst mir Gesellschaft leisten, wenn Du willst. Wir werden nicht allzuweit von hier sein. Du wirst Dich nicht langweilen, das verspreche ich Dir. Wir wollen zusammen auf die Jagd gehen und allerlei Kurzweil treiben, zusammen lesen und singen, und auch an guter Herrengesellschaft soll es nicht fehlen, die der Baronin Putlitz schon gefallen soll. Gelegentlich kommen wir dann einmal an den Hof, Du lernst den Herzog kennen, ohne daß er ahnt, wen er vor sich hat, und das Weitere findet sich. Nur heute Abend muß ich noch allein einer Einladung an den Hof folgen, es ist durchaus nothwendig, daß ich dort erscheine. Von morgen ab tauche ich mit Dir unter, und die Welt soll vergeblich nach uns suchen, solange bis wir von selbst wieder an die Oberfläche kommen. Versprich mir, zu bleiben, Mechthild; auch ich bin eine abenteuerlustige Seele, ich verstehe Dich und ehre Deine Absicht, wieder zurückzureisen. Wenn Du aber auch nur einigermaßen Gefallen an mir gefunden hast und mich verstehst, mußt Du jetzt bleiben!"

Sie drückte ihr kräftig die Hand und sah Mechthild mit so bittenden, guten Augen an, daß diese nicht wiederstehen konnte. Sie fiel der Gräfin um den Hals und sagte, ihr zwischen jedem Satz Mund und Augen küssend, lebhaft:

„Du hast mir's angethan! — ich bleibe bei Dir — verschwinde mit Dir — kehre wieder mit Dir — kurz, lebe und sterbe mit Dir!"

„Feuerseele!“ rief die Gräfin. „Komm, jetzt sollst Du Dich durch ein gutes Mahl erquicken. Kein Mensch in Breslau soll von Deiner Ankunft wissen und dann verschwinden wir — wohin? das weiß ich selbst noch nicht.“

Mit raschen Schritten führte sie die Prinzessin aus dem Garten in das Landhaus zurück.

Siebentes Kapitel.

Am Abend desselben Tages ging es in der herzoglichen Burg zu Breslau auf der Dominsel hoch her.

Die alte Burg war ein äußerlich wenig gefälliger, massiver Bau, noch aus den Zeiten der ersten Breslauer Herzöge stammend, die mehr Gewicht auf die Stärke und Unzerstörbarkeit der Mauern zum Schutze gegen stets zu fürchtende feindliche Einfälle, namentlich der Mongolen, als auf Befriedigung ästhetischer Bedürfnisse zu legen genöthigt waren.

Im Inneren dagegen hatte der kunstliebende Heinrich IV. alles gethan, um die einst öden weiten Räume in herrliche Prunkgemächer zu verwandeln.

Er hatte nicht umsonst seine Jugend, die Zeit der am tiefsten haftenden Eindrücke, am Hofe eines so prachtliebenden Herrschers, wie König Ottokar es war, zugebracht, um seine natürlichen Anlagen in derselben Richtung aufs geschmackvollste zu entwickeln und weiter auszubilden.

Besonderen Werth legte er auf prachtvolle Teppiche, welche die ehemals kahlen Wände der vornehmsten Räumlichkeiten in der Burg schmückten und ihnen ein zugleich behagliches und ästhetisch erfreuliches Aussehen verliehen.

Auch Tische, Stühle, Bettstellen und sonstige Möbel waren durchweg von tüchtigen Kunsthandwerkern gefertigt, und das Tischgeräth aus gediegenem Golde oder Silber wies neben manchem weniger Werthvollen die kostbarsten Kunstwerke auf.

Die Goldschmiedekunst stand schon damals in Breslau in hoher Blüthe und trug den Mitgliedern der Zunft nicht nur Ruhm und Ehre, sondern auch vielfach großen Reichthum ein.

Am liebsten verweilte der Herzog in seiner Bibliothek, die zugleich sein Arbeitszimmer war und eine Fülle der gediegensten und seltensten Handschriften, alle in festen, geschmackvollen Einbänden, aufwies. Es war ihm Bedürfniß, in seinen Mußestunden sich mit der Lektüre nicht allein der großen Sänger der Hohenstaufenzeit, sondern auch der Dichter und Philosophen des Alterthums, soweit sie damals der Wissenschaft schon zugänglich gemacht waren, zu beschäftigen.

In seinem alten Lehrer und Erzieher, dem hochgelahrten Simon Gallicus, einem eingewanderten, wallonischen Edelmann, hatte er einen vortrefflichen Bibliothekar, der seit seiner Studienzeit in Bologna ununterbrochen mit der dortigen Universität in Verbindung geblieben war und den Herzog mit allen neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie und schönen Wissenschaften bekannt machte und versorgte.

So anspruchslos der Herzog für seine eigne Person war — er liebte die einfachste Kost und trank stets mäßig — so gern sah er es, wenn seine Gäste den üppig vorgesetzten Speisen und Getränken recht wacker zusprachen. Es mußte bei den Festen, die er gab, stets aus dem Vollen geschöpft werden können, sodaß am Ende jederzeit noch reichliche Ueberreste zur Vertheilung unter die Armen und Elenden vorhanden waren.

Auch am heutigen Abende schien die Reihe der aufgetragenen Speisen und der immer von neuem gefüllten Kannen Weines kein Ende nehmen zu wollen.

Des Herzogs Barone und ersten Staatsbeamten mit ihren Damen waren vollzählig erschienen, dazu der gesammte Rath und die Schöffen sowie die Vornehmsten der Bürgerschaft.

Dagegen waren die Herzöge von Liegnitz und Glogau, durch eigene Regierungsgeschäfte in Anspruch genommen, wieder abgereist, hatten aber bereitwillig zugesagt, dem großen Turnier, das Herzog Heinrich demnächst zu veranstalten gedachte, beizuwohnen.

Drei große Tafeln waren in der mit vielen Hunderten von Wachskerzen erhellten Hauptspeisehalle der Burg aufgestellt. An

der mittelsten saß der Herzog, zu seiner Rechten die Gräfin Wysenburg, zu seiner Linken die Baronin von Frankenberg. So hatte er es befohlen.

In einem Trinkspruch auf sein wackeres Heer, in dem er nochmals der Thaten seines Liegnitzer Vetters, dann aber auch seines Obersten, des Grafen Wysenburg, voll anerkennender Dankbarkeit gedachte, hatte er auch besonders darauf hingewiesen, daß er bedaure, diesen tüchtigen Feldherrn heute nicht an seiner Seite zu sehen. Er hätte aber keinen Würdigeren als Befehlshaber der Krakauer Burg, den er dort hätte zurücklassen können, gefunden; deshalb gebühre auch heute der Ehrenplatz an seiner Seite der edlen Gemahlin seines vortrefflichen Obersten.

Konnten auch die meisten der Anwesenden in dieser Ehrung nichts Außergewöhnliches finden, so machte sich doch mancher seine eignen Gedanken, und besonders waren es zwei der Gäste, die es gradezu peinlich empfanden und es anders gewünscht hätten. Das waren Vincenz von Zedlitz und seine Schwester, die Gräfin von Wysenburg selbst, die heute ungewöhnlich schweigsam und auffallend blaß — aber darum nicht weniger schön als sonst — an der Seite des Herzogs saß und alle Speisen unberührt an sich vorübergehen ließ.

Ihr Bruder Vincenz verwandte fast kein Auge von ihr, was seine Tischdame, eine junge Baroneß von Zettritz, die für ihn schwärmte, sehr unangenehm empfand, denn der sonst so gewandte, lustige und witzige Ritter war heute zerstreut, unaufmerksam und wenig galant. Er hatte noch vor Tische den Kanzler gebeten, es so einzurichten, daß seiner Schwester ein andrer Platz angewiesen werde, der Propst aber hatte eingewendet, daß gegen den ausdrücklichen Wunsch und Befehl des Herzogs nichts auszurichten sei.

Es war dem Propst auch ganz recht gewesen, daß Gräfin Bertha diesen Platz inne hatte; sollte ihr doch Gelegenheit gegeben werden, eingehend mit dem Herzog zu sprechen und eine entscheidende Wendung in seinem Leben herbeizuführen.

Der Propst saß dem Herzog und der Gräfin gerade gegenüber und hatte Gelegenheit, sie beide fortwährend zu beobachten, was er auch — so unauffällig wie möglich — that.

Der Herzog war heiterer, freundlicher, zuvorkommender als je gegen seine Tischdame, aber es gelang ihm trotz des augenscheinlichen Bemühens, sie durch Geist und Witz, durch Humor und Laune, kurz durch die ganze Anmuth seiner Seele, zu fesseln, nicht, der Gräfin auch nur ein Lächeln zu entlocken. Sie kämpfte vielmehr mit einer Wehmuth, die immer stärker sie befiel, je liebenswürdiger der Herzog sich zeigte. Zuweilen waren ihr die Thränen so nahe, daß sie nur mit Aufbietung aller ihrer Kräfte sie zurückzuhalten vermochte.

Mehrmals, besonders wenn sie den fragenden Blicken des Propstes ausgesetzt gewesen war, die sie an ihr Versprechen zu mahnen schienen, versuchte sie es, den Herzog anzusprechen, ein Gespräch anzubahnen, welches die entscheidende Frage berühren mußte; aber immer wieder verstummte sie, wenn sie die Gesellschaft ringsum anblickte, als wäre es eine Entweihung, von dem Schmerzlichsten und zugleich Heiligsten, das ihr Herz gegenwärtig ganz erfüllte, vor so vielen profanen Angesichtern zu reden.

Schließlich verstummte der Herzog auch, wurde ernst und hob die Tafel auf mit einigen freundlichen Worten des Dankes an die Erschienenen, indem er bat, daß keiner der Anwesenden sich in seinem Vergnügen stören lassen solle, daß insbesondere in den großen, die Burg umgebenden, von der kühlen Abendluft durchwehten Baumgärten für Unterhaltung und Erfrischung aller Art gesorgt sei, die zu jedermanns Verfügung ständen.

Während er mit einer scheinbar konventionellen Verbeugung sich von der Gräfin verabschiedete, flüsterte er ihr in dringendem Tone zu: „Ich muß Euch allein sprechen, Gräfin, ich treffe Euch wieder."

Außer der sich stumm verneigenden Gräfin hatte nur der Propst die Worte vernommen, und er nahm sich vor, dafür zu sorgen, daß die beiden unbemerkt zusammen kämen und allein gelassen würden.

Der Herzog wandte sich so rasch als möglich durch die zahlreichen Gruppen seiner Gäste, was nicht eben leicht war, denn jeder und jede wollte, wenn nicht einen Druck der Hand, so doch wenigstens einen freundlichen Blick seiner Augen erhaschen; gar mancher hatte auch im Trinken des Guten schon zu viel gethan und suchte nun den Herzog in ein längeres Gespräch zu verwickeln, dem er mit graziösem Geschick stets durch ein treffendes Wort derartig ein Ende zu machen wußte, daß keiner sich dadurch beleidigt fühlen konnte.

Während seines Rundganges durch den Saal hatte er trotz der vielen Aufhaltungen, denen er ausgesetzt war, die Gräfin nicht aus den Augen verloren. Der Propst hatte sie geschickt und unauffällig in ein ziemlich gleichgültiges Gespräch gezogen, immer zugleich seine Aufmerksamkeit dem Herzog schenkend, der sich allmählich wieder ihnen näherte, sodaß, nachdem der Schwarm der Gäste sich vollends in die Gärten der Burg ergossen hatte, der Herzog unerwartet wieder vor der Gräfin stand.

Sie gingen zunächst zu Dreien ebenfalls ins Freie und näherten sich dem Eingang eines mit dichtem Laub bewachsenen Ganges, der zu einer schönen, mit alten Bäumen bewachsenen Terrasse an einem vorüberfließenden Oderarm führte.

Der Herzog betrat an der Seite der Gräfin den durch zahlreiche Lampen und Lämpchen erleuchteten Gang, während der Propst in einiger Entfernung folgte, bis die beiden vor ihm durch eine kleine Pforte auf der Terrasse verschwanden.

Rasch drehte der Propst jetzt den in der Pforte steckenden Schlüssel um, zog ihn ab und nahm ihn zu sich. Als er sich umwandte, bemerkte er in einiger Entfernung den Baron Vincenz von Zedlitz, der ihnen heimlich gefolgt sein mußte, sich jetzt aber, da er des Propstes ansichtig wurde, leise und rasch wieder entfernte.

Die Terrasse, auf der sich der Herzog jetzt allein mit der Gräfin befand, führte unmittelbar in die Arbeitsräume des Fürsten und war an schönen Sommerabenden sein Lieblingsaufenthalt. Unter prächtigen alten Bäumen waren Tische von Stein und dazu

passende Sessel aufgestellt, in denen es sich nach des Tages Last und Hitze angenehm ruhen und träumen ließ. Leise rauschte der Fluß vorüber, und die Wipfel der Bäume flüsterten geheimnißvoll.

Heute aber vernahm der Herzog weder Rauschen noch Flüstern. Er entgürtete sich seines Schwertes, legte es auf einen Tisch und wandte sich dann rasch und leidenschaftlich der Gräfin zu, die in dem dämmernden Lichte flackernder Windlampen bleich vor ihm stand.

„Was ist mit Euch vorgegangen, Gräfin Bertha?“ begann er, vor sie hintretend, ihre beiden Hände ergreifend, und versuchte, sie näher an sich zu ziehen.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sie so berührte. Seine Wangen glühten, ein leises Zittern ging durch ihre Glieder.

„Ihr seid wie verwandelt, Bertha, Ihr habt weder gegessen noch getrunken, und auf alle meine freundlichen Worte hattet Ihr nichts zu sagen, kaum ein flüchtiges Lächeln.“

„Herr Herzog,“ erwiderte sie bleichen Angesichts und suchte ihm ihre Hände zu entziehen, „ich muß Euch um etwas bitten.“

„Ihr habt zu befehlen, Gräfin; sagt, was Ihr wollt, und macht mich glücklich, daß ich's Euch erfüllen kann.“

Noch immer hielt er ihre Hand fest.

„Herr Herzog, ich bitte Euch, schenkt meiner armen Person fortan weniger Aufmerksamkeit als bisher.“

Man hörte es den Worten an, wie schwer sie sich ihren Lippen entrangen.

„Wie?“ rief der Herzog erstaunt, ihre Hände loslassend und einen Schritt zurücktaumelnd, um ihr fester ins Auge sehen zu können, „wie soll ich das verstehen, Gräfin Bertha?“

„Wenn Ihr es gut mit mir meint, wenn Ihr mich wirklich liebt —“

Sie stockte und sah ihn mit einem Ausdrucke zärtlichen Schmerzes an, der alle seine Sinne in Aufruhr versetzte. Er trat wieder auf sie zu und flüsterte leidenschaftlich:

„Fürchtet Euch nicht, Gräfin, Ihr zittert! — Wollt Ihr mich endlich erhören, meiner Noth ein Ende machen?“

Sie senkte die Augen und schüttelte den Kopf.

„Nie, nie kann das geschehen, Herr Herzog, was Ihr von mir verlangt. Ich bitte Euch“ — und hierbei hob sie wieder flehend die Augen zu ihm auf und faltete die Hände — „ich bitte Euch, laßt ab, in mich zu dringen und von mir zu fordern, was Euch vielleicht Ruhm, mir aber Spott und Schande brächte!“

„Soll das der Lohn sein,“ fuhr er auf, „für meinen jahrelangen Minnedienst, für die Lieder, die ich Euch gesungen? Für die Siege in Turnier und Schlachten, die ich unter Eurem Banner erstritten?“

„Ihr werdet süßeren Lohn empfangen, wenn Ihr mir entsagt, als ich ihn Euch jemals gewähren könnte!“

„Wie meint Ihr das, edle Frau?“

„Voll reiner Freude wird Euer Herz werden durch die Tugend, die Ihr übt.“

Der Herzog stutzte. Nie hatte er sie in diesem Tone sprechen hören. Das war nicht ihre Natur, die hier zu Worte kam. Das war etwas Fremdes, von außen in sie Hineingebrachtes; wer konnte wohl der Urheber sein? Er betrachtete sie einige Augenblicke schweigend. Dann durchfuhr ihn der Gedanke, daß sie ihn nur auf die Probe stellen, daß sie etwas aus ihm herauslocken, ja, daß sie sich gar einen Scherz mit ihm erlauben wolle.

Die humoristische Ader in ihm kam in Fluß.

„Ei,“ rief er mit einem halb spöttischen, halb übermüthigen Lachen, „Ihr habt wohl das Lied gelesen, das mir kürzlich Herr Steinmar, der Sänger, zugesandt hat, in dem er verkündet, er wolle kein Märtyrer der Minne werden und sich einem Dienst zuwenden, der besser lohne. Statt der unerbittlichen Geliebten wolle er fortan den Herbst preisen und bittet diesen, sich seiner anzunehmen; er wolle ihn dafür im Liede gegen den Mai erheben. Zum Lohne macht er sich dabei aus zehnerlei Fische, Gänse, Hühner, Schweine, Würste, Pfauen und wälschen Wein. Schüssel und Becher wolle

er bis zum Grunde leeren und seinen Liebesgram damit heilen. Meint Ihr, ich solle es ebenso halten, schöne Frau?"

„Ihr thut mir weh, Herr Herzog, mit Eurem Scherz."

„Ich hätte nicht gescherzt, wenn ich nicht vermeinte, Ihr thätet es mit mir."

„Nie würde ich es wagen, mit Euch, Herr Herzog, zu scherzen, am allerwenigsten in einer so ernsten Sache."

„So straf' mich Gott, Gräfin, wenn ich Euch verstehe. Kommt, laßt uns auf jener Bank neben einander Platz nehmen und in Ruhe sprechen; denn ich muß alles hören, was Euch bewegt und was Euch in diese Stimmung versetzt, die ich an Euch nicht kenne und nie wieder sehen will."

Er reichte ihr fast gebieterisch seinen Arm und führte sie auf eine steinerne Bank unter einem alten Ulmenbaum dicht am Wasser.

Der halbe Mond stand am klaren, sternenbesäten Himmel, und sein Abglanz schimmerte auf dem Dache der am jenseitigen Ufer gelegenen Augustinerkirche vom Sande.

Das Rauschen des Festes war hier nur wenig vernehmlich, nur verworrene, unbestimmte Laute und ab und zu hellere Töne von Flöten und Geigen drangen in diese nächtliche Einsamkeit.

Nachdem die beiden nebeneinander Platz genommen hatten, begann der Herzog mit halblauter, bewegter Stimme:

„Gräfin Bertha, ich habe diesen Augenblick herbeigesehnt mit der ganzen heißen Sehnsucht meines Herzens. Unter Eurem Banner habe ich gefochten und unerschrocken die feindlichen Pfeile um mich herum schwirren hören. Komme ich heim, dachte ich mir, wartet Deiner der schönste Lohn, den Du Dir heute endlich verdient haben wirst. Nun ist die Stunde gekommen, von der ich die höchste Wonne erwartete, und Ihr sitzt stumm und unstät an meiner Seite. Sagt, was ist geschehen, das Euch so verwandeln konnte?"

„Warum habt Ihr meinen Mann in Krakau zurückgelassen?" fuhr sie heraus, als athmete sie auf, endlich den richtigen Ton gefunden zu haben.

„Wie, Gräfin, konntet Ihr glauben, daß ich es gethan, um mit Euch leichteres Spiel zu haben?“

„Und wenn ich es glaubte?“ fragte sie schon zaghafter.

„Wer hat Euch auf den häßlichen Gedanken gebracht? Der ist, wie das andere, das Ihr vorhin sagtet, nicht Eurem klugen und guten Kopfe entsprungen.“

„Doch, es war mein eignes Gefühl, das ich sprechen ließ, aber ich gestehe — es war nicht recht, daß ich es aussprach, denn ich mußte Euch besser kennen.“

„So ist es recht!“ Er rückte etwas näher an sie heran. „Theuerste Bertha, kommt zu Euch! Man hat Euch Dinge zugeflüstert, die Euch beängstigen. Hört nicht auf diese thörichten Stimmen, laßt die Sonne Eurer Liebe wieder über mir scheinen, theuerste Bertha, sie verjagt alle Schatten.“

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber sie ließ es nicht geschehen, sie erhob sich rasch und trat, beide Arme bittend gegen ihn ausstreckend, einen Schritt zurück.

„Laßt mich so mit Euch sprechen, Herr Herzog.“

Hoch aufgerichtet stand sie vor ihm.

Verwundert und kopfschüttelnd sah er sie an.

„Sprecht, Gräfin,“ sagte er halb ärgerlich, „ich werde Euch nicht unterbrechen, damit ich endlich erfahre, welcher Dämon in Euch gefahren ist.“

„Frei und offen will ich alles bekennen. Nicht aus eigener Kraft spreche ich zu Euch — ich gebe es zu — sondern nachdem ich sie durch meinen Beichtvater, den Propst Bernhard, empfangen habe.“

„Mein Kanzler!“ rief der Herzog stirnrunzelnd aus und sprang auf.

„Ihr habt mir versprochen, mich ruhig anzuhören, Herr Herzog,“ sagte sie nachdrücklich, und er setzte sich schweigend wieder auf die Bank.

„Ihr könnt keinen treueren Diener haben als Euren Kanzler, der sein ganzes Leben Eurem Dienste und dem Wohle Eurer Länder

gewidmet hat. Widerstrebend bin ich seinem Rathe gefolgt, aber die Gewalt seiner Rede und die Macht seiner Gründe haben mich überzeugt. Ja, Herr Herzog, ich stehe Eurem wahren Glücke und dem Wohle Eures Reiches im Wege —"

Er machte eine abwehrende Bewegung und wollte wieder aufspringen, aber die Gräfin bannte ihn durch eine bittende Gebärde wieder auf seinen Sitz.

„Ihr müßt mich vergessen, dürft mich nicht wiedersehen, wenn es Euch nicht möglich ist, Eure Gefühle für mich in brüderliche zu verwandeln."

Sie hielt einen Augenblick inne, wie wenn ihr die Kräfte versagten, aber mit erneuter Anstrengung und lauterer Stimme fuhr sie fort:

„Ihr müßt endlich zu einer Ehe schreiten, um Euren Ländern den ersehnten Thronfolger zu geben, der das, was Ihr geschaffen, zusammenhält und weiter ausbaut. Laßt uns heute von einander scheiden — in Eurer Macht liegt es, ob auf Nimmerwiedersehen oder nur für so lange, bis Eure Gefühle für mich zu dauernder Freundschaft sich gewandelt haben — — erschwert mir den Abschied nicht durch Eure Leidenschaft, denn mein Entschluß ist gefaßt und unumstößlich —"

Ihre Kräfte waren zu Ende, es wandelte sie eine Ohnmacht an; sie suchte sich an etwas zu halten, sie schwankte, der Herzog sprang hinzu und fing sie in seinen Armen auf.

„Bertha," rief er zärtlich, „Bertha — Ihr seht es, Ihr vermögt es nicht, was Ihr unternommen, Bertha, Bertha, kommt zu Euch!"

Er führte sie, nein er nahm sie in seine Arme — sie hatte die Augen geschlossen — und trug sie auf einen in der Nähe stehenden gepolsterten Sessel und ließ sie sanft darauf nieder.

Dort kniete er vor ihr hin, ergriff ihre Hände und bedeckte sie mit glühenden Küssen, dazwischen die Worte hervorstoßend:

„Bertha — Bertha — ich soll Dich verlassen — soll Dich nicht mehr sehen, die Du die Sonne warst in meinem Leben bis=

her — Bertha, Bertha, höre mich, Geliebte — öffne Deine lieben Augen wieder und sage mir — daß Du mir gehörst, daß Du mich liebst — daß Du mich nicht mehr verlassen kannst — nicht willst!"

Er ließ sein Haupt auf ihren Schoß sinken.

Die Gräfin öffnete die Augen und schaute sich zuerst verwirrt, wie aus einem tiefen Traume erwachend, um; dann, als sie erkannte, wo sie sich befand, als sie den Geliebten zu ihren Füßen, sein Haupt auf ihrem Schoße ruhend sah, glitt ein seliges Lächeln über ihr Antlitz, und sie schloß von neuem die Augen, als müsse sie diesen wonnevollen Traum weiter träumen und nie daraus erwachen.

So lag sie eine Zeit lang in stummer Seligkeit.

Als der Herzog aber wieder emporfuhr und mit den zärtlichsten Worten sie beschwor, zu sich zu kommen, sie, die sein Ein und Alles wäre, als die Gluth seiner Liebkosungen und Küsse sich steigerte, begann wieder ihre Angst, und zitternd und bebend sprang sie auf, entrang sich seinen Armen und fing bitterlich an zu weinen.

Auch der Herzog erhob sich, fuhr sich mit seiner Rechten über die Stirn, als müsse auch er aus seinem Gehirn einen süßen Traum verscheuchen, und als er die geliebte Frau, diese Frau mit der starken Seele, um deren willen er sie vor allen anderen Weibern seiner Bekanntschaft so hoch schätzte, weinend vor sich sah, erfaßte ihn bitteres Leid und tiefe Reue.

„Ich habe Euch weh gethan, Gräfin Bertha, verzeiht mir," sagte er dumpf, „verzeiht meinem stürmischen Herzen, das mit mir selber durchging — o, Ihr wißt nicht, welche Pein Ihr mir mit Euren Worten bereitet habt — Ihr kennt die Qualen der Liebe nicht — Ihr —"

„Ich kenne sie nicht!" unterbrach ihn die Gräfin hier, fast schreiend vor Schmerz; sie faßte mit beiden Händen nach ihrem Herzen, als müsse sie es zusammenhalten, damit es nicht zerspringe. Dann wankte sie auf ihn zu und sagte flüsternd, mit einer vor Leidenschaft fast erstickten Stimme:

„Laß mich Dir, Heinrich, in dieser schwersten Stunde meines Lebens ein Bekenntniß ablegen. Ich habe heute ein Gelübde gethan vor dem höchsten Gott, Dir nie anzugehören, wie eine Geliebte dem Manne ihres Herzens angehören sollte; ich habe ein Gelübde gethan, alle irdische Liebe aus meinem Herzen zu verbannen. Siehst Du mich wieder, so bin ich eine Andere — aus meiner Hand sollst Du die Gemahlin empfangen, die Du lieben wirst — aber einmal nur, ein einziges Mal im Augenblicke des Abschiedes, der mich für immer von meinem Glücke trennen soll — Gott wird mir verzeihen — nur dies eine Mal will ich an Deinem Busen ruhen, Dich in meine Arme schließen und Dich küssen, Dir sagen, wie ich Dich geliebt — und Dir auf ewig Lebewohl sagen!"

Und sie hatte sich leidenschaftlich an seine Brust geworfen, küßte ihn wild und wurde wiedergeküßt unter Beben und Schluchzen, daß beiden der Athem und die Sinne vergingen und sie die Welt um sich her vergaßen.

Da ertönte in einiger Entfernung, aber doch so deutlich, daß man jeden Ton vernehmen konnte, ein Chorgesang von Knaben, begleitet von Harfen und Geigen.

Die Liebenden ließen einander los und horchten auf.

Es war ein lateinischer Psalm von wunderbar ergreifender Melodie, den beide sich oft allein hatten vorsingen lassen. Er begann mit den Worten:

„Sei mir gnädig, Gott,
Sei mir gnädig!
Denn auf Dich trauet meine Seele,
Unter dem Schatten Deiner Flügel habe ich Zuflucht,
Bis daß das Unglück vorübergehe."

Die Gräfin wankte zurück. Herzog Heinrich wollte ihr folgen, aber sie erhob beide Arme gebieterisch gegen ihn, daß er wie gefesselt stehen blieb.

Noch einmal schaute sie ihn mit glühenden Blicken an, als wollte sie sein Bild so für alle Zeit fest in sich bewahren, breitete wie segnend ihre Hände aus und rief:

„Lebe wohl!“

Dann stürmte sie davon.

Die Pforte nach dem Gange war offen. Der Propst trat ihr entgegen, nahm ihren Arm und konnte der Davoneilenden kaum folgen. Sie merkten es beide nicht, daß ein Mann in der Dunkelheit sich ihnen näherte, unschlüssig dastand, ob er sie verfolgen solle, dann aber sich seitwärts in den Garten zurückzog. Es war Vincenz von Zedlitz gewesen.

Am Burgthore hielt eine Sänfte mit zwei Männern.

Der Propst half der Gräfin hinein, drückte ihr zum Abschiede die Hand und flüsterte:

„Habt Dank, Frau Gräfin, morgen sehen wir uns wieder.“

Achtes Kapitel.

Herzog Heinrich verließ schon kurz nach Sonnenaufgang sein Lager. Es war eine traurige Nacht für ihn gewesen, und ein arbeitsreicher Tag stand ihm bevor.

Während des Ankleidens hatte Wenzel ihm viel zu berichten. Es war am gestrigen Tage zu argen Ausschreitungen gekommen, wie das bei Volksfestlichkeiten in jener Zeit nichts Ungewöhnliches war. Die Zirkler hatten alle Hände voll zu thun gehabt, um nur überall große Unglücksfälle zu verhüten.

Gleichmüthig und ohne etwas zu erwidern, hörte der Herzog die Plaudereien seines Faktotums an; es schien ihn wenig zu interessiren, was auf der Viehweide, im Schweidnitzer Keller oder in den nicht gerade wohl beleumdeten Badestuben der Stadt sich zugetragen und wieviel blutige Schädel es gegeben hatte.

Erst als Wenzel, der bei seinen Erzählungen sehr wohl die Kunst der Steigerung anzuwenden wußte, mit dem wichtigsten Ereigniß herausrückte, wurde der Herzog aufmerksam, ja erregt, und befahl, ihm sofort amtlichen Bericht durch seinen Protonotar Balduin zugehen zu lassen.

Wenzel hatte nämlich erzählt — und der spätere amtliche Bericht bestätigte seine Angaben vollkommen — daß der dem Bischof treu ergebene Propst von Czarnowanz, der sich heimlich in der Stadt befunden und den man, wahrscheinlich mit Recht, für den Ueberbringer des neuesten bischöflichen Bannfluches gehalten hatte, von einigen Kriegsknechten des Herzogs im St. Vincenzkloster ergriffen, ausgeplündert und aus der Stadt getrieben worden sei.

Ueberhaupt hatte das bischöfliche Schriftstück, das der Herzog vor der Magdalenenkirche öffentlich hatte vorlesen lassen, an verschiedenen Stellen der Stadt die Veranlassung zu Schlägereien zwischen Deutschen und polnisch Gesinnten gegeben, insbesondere war man unsanft mit einigen Dominikanern umgegangen, die allerdings durch herausforderndes Wesen und durch die Zumuthung, Bann und Interdikt gelten zu lassen, die erregte und für den Herzog schwärmende Menge gereizt hatten.

Herzog Heinrich ertheilte Befehl, die Kriegsknechte, die sich an dem Propst von Czarnowanz vergriffen hatten, streng zu bestrafen; im übrigen wollte er nur noch die Antwort des Bischofs auf seine letzte Botschaft abwarten, um energisch auch gegen die Dominikaner vorzugehen.

Kaum hatte er sein Frühstück beendet, so begann er mit der Ertheilung von Audienzen in seinem Bibliothekzimmer.

Der erste, der zu ihm eingelassen wurde, war sein alter treuer Leibarzt, Meister Gunzel mit Namen, der seinen Fürsten bei dem letzten kriegerischen Unternehmen nicht hatte begleiten können, da er selber krank gewesen war, und der nun das lebhafte Bedürfniß fühlte, sich nach dem Befinden seines Herrn zu erkundigen.

„Es geht mir gut, Meister Gunzel, wie Du siehst. Der Körper leistet noch das seinige, und ich spüre keine Abnahme meiner Kräfte. Wollte Gott, es wäre mit meinem Geiste ebenso bestellt."

„Herr Herzog, Ihr beliebt zu scherzen," erwiderte Gunzel, sich verneigend, „mens sana in corpore sano, diese schon den Alten geläufige Weisheit hat sich nirgends glänzender geoffenbart als bei Euch. Der Herr erhalte Euch Leib und Seele in gleicher Gesundheit wie bisher!"

„Ihr Aerzte urtheilt eben auch nur soweit, als ihr sehen könnt. Was Eurem leiblichen Auge entzogen ist, das ist für Euch nicht vorhanden. Und doch bin ich krank, lieber Gunzel," sagte der Herzog lächelnd und klopfte den Alten auf die Schulter.

„Ich will nicht hoffen, daß mein gnädigster Herr innerlich Schmerzen verspürt. Freilich täuscht der äußere Schein des Körpers mitunter über innere Schäden; aber unsere Kunst ist auch schon so weit, vielfach zu erkennen, was im Innern des Körpers vorgeht. Habt die Gnade, Herr Herzog, Euch einer genauen Untersuchung durch mich unterziehen zu lassen, damit ich mich überzeuge, wo das Uebel sitze."

Der Herzog lachte wehmüthig.

„Wo das Uebel sitzt, Meister Gunzel, weiß ich ganz genau. Vorerst will ich aber versuchen, ob ich nicht selber seiner Herr werden könne. Sollte ich nicht allein damit fertig werden, so kannst Du sicher sein, daß ich Deine Kunst in Anspruch nehme. Du weißt, daß ich Vertrauen zu Dir habe. Leb' wohl, Meister Gunzel, heute ist viel zu thun; ich lasse Dich rufen, wenn ich Dich brauche."

Er gab dem Arzte die Hand und führte ihn bis zur Thür. Verwundert schaute dieser seinen Herrn noch einmal an und verließ dann kopfschüttelnd das Gemach. Er hatte ihn noch nie in einer solchen Stimmung gefunden, es lag etwas Träumerisch-Schwermüthiges in seinem Wesen, das ihm sonst fremd war.

Als der Arzt die Thür hinter sich geschlossen hatte, blieb er einen Augenblick stehen. Es durchzuckte ihn ein Gedanke, der ihn lächeln machte. Leise sagte er vor sich hin, die buschigen Augenbrauen hoch hinaufziehend: „Morbus amor? Schon möglich, schon möglich, sie schont den Mächtigsten nicht. Nun, damit wird er wohl fertig werden!" Und beruhigt ging Meister Gunzel von dannen.

Ihm folgte in der Audienz ein anderer Alter, grundverschieden von jenem in Aussehen und Charakter, aber seinem Herrn nicht minder treu und ergeben.

Es war der alte Erzieher und Freund des Herzogs, Simon Gallicus, ein wallonischer Edelmann, der vom Hofe zu Prag nach Breslau übergesiedelt war und jetzt als unabhängiger Mann eine angenehme Muße genoß, in der er sich ganz den Wissenschaften

widmen konnte. Auch er wollte seinen lieben Herrn nach ruhmvoller Rückkehr aus gefährlichem Streite begrüßen und beglückwünschen.

Eine hagere, vom Alter gebeugte Gestalt mit einem pergamentenen Angesicht, in dem alles vertrocknet und erstorben schien, bis auf die beiden funkelnden kleinen Augen, die durch eine lange, äußerst schmale Habichtsnase nur wenig von einander getrennt waren. Seine Stimme klang tief und rauh und verrieth, obwohl er das Deutsche vortrefflich beherrschte, doch den Ausländer.

Nachdem eine herzliche Begrüßung stattgefunden, theilte der Herzog seinem alten Lehrer mit, daß er beabsichtige, in Breslau eine deutsche Universität zu errichten, eine Nachricht, die den Alten in Feuer und Flamme versetzte.

„O, könnt' ich das noch erleben!" rief er mehrmals hinter einander aus, „das wäre der schönste Abschluß meiner Erdentage!"

„Du wirst es erleben, Freund Simon, wenn ich es erlebe! Sobald ich nur hier aus dem Gröbsten heraus bin, sollen die einleitenden Schritte gethan werden."

„Heil Eurem großen Unternehmen, Herr Herzog!"

„Und nun, Freund Simon, was giebt es Neues auf wissenschaftlichem Gebiete?"

„Nicht vieles, aber doch viel."

Der Alte lächelte vergnügt und zog aus den Falten seines weiten dunklen Gewandes ein Büchlein hervor, das er dem Herzog überreichte.

„Mein Jugendfreund aus Bologna hat mir ein griechisches Schriftchen gesendet, von einem Philosophen der stoischen Richtung, das merkwürdig viele echt christliche Gedanken enthält und wohl als ein Leitfaden für uns arme Menschenkinder angesehen werden kann. Ich habe es Euch, Herr Herzog, ins Lateinische übertragen, damit auch Ihr, wenn es Euch beliebt, von dem gediegenen Inhalt Kenntniß nehmt."

„Das freut mich, mein alter Freund, laß sehen, was es ist!"

Der Herzog schlug die in Schweinsleder gebundene, sehr klar und gut geschriebene Handschrift auf. Es war das Enchiridion des Epiktet.

Er warf einen Blick hinein und las, worauf zufällig sein Auge fiel: „. . . Einige Dinge stehen in unserer Gewalt, andere hingegen nicht . . .“

Der Herzog seufzte unwillkürlich und blätterte weiter: „Begehre nicht, daß die Sachen in der Welt gehen, wie du es willst, sondern wünsche vielmehr, daß alles, was geschieht, so geschehe, wie es geschieht, dann wirst du glücklich sein . . .“ Und wieder weiter blätternd, las er: „Laß dir täglich Tod, Verbannung und alles, was sonst furchtbar erscheinen mag, vor Augen sein, so wirst du nie niedrig denken oder allzu heftig begehren.“

Er klappte das Buch zu.

„Ich danke Dir, Freund Simon, es scheinen recht beherzigenswerthe Sachen in dem Buche zu stehen, und ich werde nicht ermangeln, es zu lesen. Vielleicht war es nicht bloß Zufall, der es mir in die Hand führte, der Trost der Philosophie ist mir vonnöthen, mehr vielleicht, als Du es ahnst. Ja, wer nur die Zeit hätte, sich Künsten und Wissenschaften ganz zu widmen, aber mein Leben gehört in erster Reihe meinem Volke, die Pflicht des Tages geht voran!“

Der Alte wollte etwas erwidern, aber schon wurden neue Ankömmlinge gemeldet, und der Herzog verabschiedete seinen treuen Lehrer aufs herzlichste, indem er ihm versprach, in allernächster Zeit den Plan der Universität mit ihm durchzusprechen.

Nun folgten Deputationen der größeren Städte der herzoglichen Länder, die alle gekommen waren, ihrem Herrn von neuem zu huldigen und ihre Glückwünsche auszusprechen.

Einige darunter überreichten zugleich werthvolle Geschenke von Gold und Silber in kunstvoller Ausführung, so das vom Herzog stets mit großer Freigebigkeit und Gunst ausgezeichnete Schweidnitz, ferner das zurückerworbene Krossen, dann Brieg, Neumarkt, Kreuzburg und andere mehr.

Die Unterredung mit allen diesen treuen Unterthanen, die gekommen waren, dem Herzog ihre Dankbarkeit zu bezeugen, that dem hohen Herrn in der Seele wohl und bot angenehme Linderung für sein krankes Herz.

Zum Schlusse folgten die Vertreter seiner Haupt- und Residenzstadt Breslau mit dem derzeitigen Bürgermeister an der Spitze, in dessen Begleitung sich neben Mitgliedern der reichen Patrizierfamilien von Mollensdorf, von Baumgarten, Engelger, Herdegen, von Banz und anderen auch schon zwei designirte Schöffen befanden, welche dem Gewerbe und Handwerk angehörten, nämlich der reiche Brauer Sifried und der Kürschner Burkhard, zum Beweise, daß die langwierigen Streitigkeiten zwischen dem kaufmännischen Patriziat und den Innungen um die Mitgliedschaft in den Verwaltungskörperschaften endlich als beigelegt zu betrachten seien.

Der Herzog legte ihnen die Pläne zu dem neuen prachtvollen Rathhause vor, die allseitige Zustimmung und Bewunderung fanden, und die zur Ausführung gelangen sollten, sobald der berühmte Baumeister, der gegenwärtig in den Niederlanden mit einem großen Kirchenbau beschäftigt war, die Zeit zur Uebersiedelung nach Breslau gewinnen würde. Das konnte man etwa in zwei Jahren erwarten.

Am Schlusse der Audienz bat der Bürgermeister um die Erlaubniß, dem Herzog noch ein Erzeugniß Breslauer Kunstgewerbes zum Geschenk darbieten zu dürfen.

Der Schöpfer des Werkes war anwesend, der treffliche und sehr reiche Goldschmied Hermann. Seine Kunst hatte ihm schon so viel eingebracht, daß er sich ein Landgut kaufen und ein ganzes Dorf begründen konnte, das noch heutigen Tages bei Lissa besteht und nach seinem Gründer den Namen Goldschmieden führt.

Der Herzog ertheilte gern die Genehmigung und hieß den wackeren Künstler näher treten.

Hermann ging bescheiden auf den Herzog zu, in beiden Händen eine mit einem seidenen Tuche bedeckte Platte haltend, beugte ein Knie und begann in wohlgesetzten Versen — die Schlesier sind von jeher ein reimfrohes Völklein gewesen und geblieben bis auf den heutigen Tag — eine Ansprache, in der er den Herzog als den mächtigen und gütigen Herrn pries, dem das Land sein Glück zu verdanken, und der schon längst verdient

hätte, was ihm hier von seiner Stadt Breslau symbolisch dargebracht werde.

Dabei entfernte er die Decke und überreichte dem Herzoge eine prachtvolle, aus gediegenem Golde gearbeitete Krone.

Der Herzog war sichtlich überrascht und freudig bewegt.

„Das ist eine Königskrone, meine Freunde, die kommt mir nicht zu," sagte er, das schöne Kunstwerk in beiden Händen haltend und es von allen Seiten mit lebhaftem Interesse betrachtend.

„Herr Herzog," erlaubte sich Herr Engelger mit tiefer Verbeugung zu erwidern, „das Gold stammt aus den heimischen Bergwerken zu Goldberg; die Krone ist stumm und führt gleichwohl eine beredte Sprache. Wir Breslauer Bürger haben dem, was sie andeutet, nichts hinzuzusetzen."

„Schön, sehr schön — Meister Hermann, hier habt Ihr ein Werk vollbracht, das eines römischen Kaisers würdig ist!"

Der Herzog konnte sich gar nicht satt sehen an dem prächtigen Stücke heimischen Kunstgewerbes.

„Ich danke Euch, Ihr Breslauer Rathmannen und Schöffen, für das herrliche Geschenk, das mir gar nicht zukommt, dessen ich mich aber würdig zu machen bestrebt sein werde."

Er legte die Krone auf einen Tisch neben sich und reichte dann jedem der Anwesenden der Reihe nach die Hand.

„Und auch Euch danke ich, Meister Hermann, der Ihr mit Eurem Werke die ganze Zunft und unsere ganze liebe Stadt geehrt habt; reicht auch Ihr mir die Hand, der Ihr in zwei Künsten wohl erfahren scheint. Oder hättet Ihr die zierlichen Verse nicht selbst verfaßt?"

„Nicht ich, Herr Herzog, ich bin nur ein schlichter Handwerker, aber ich habe ein Töchterlein, der es eine hohe Freude und Ehre war, für Euch, hoher Herr, diese Verse anfertigen zu dürfen."

„So grüßt sie von mir und dankt ihr in meinem Namen; vielleicht kann ich ihr auch einmal eine Freude machen."

„Das wird der glücklichste Tag ihres Lebens, wenn sie es hören wird.“

Und tief sich verneigend trat Hermann in den Hintergrund.

Nachdem diese Deputation sich entfernt hatte, ertheilte der Herzog seinem Diener Wenzel den Auftrag, ihn einige Zeit allein zu lassen, bis er ihn rufen werde.

Er ging schweigend in seinem Zimmer auf und ab, als müsse er die zahlreichen Eindrücke, die er heute schon empfangen hatte, neben dem tiefen Herzeleid, das ihn quälte, erst in seinem Inneren zurecht legen, um nicht von dem Wirrwarr der Gefühle, die ihn durchtobten, überwältigt zu werden.

Die Ruhe um ihn her that ihm gut.

Er sah das Büchlein, das ihm Simon Gallicus gebracht, auf dem Tische neben der Krone liegen; er nahm es, setzte sich nieder und begann zu lesen.

Anfangs kam es wie eine beseligende Ruhe über ihn, als er diese Regeln der Weisheit in sich aufnahm, aber der Blick auf die Krone, die er immer und immer wieder ansehen mußte, verwirrte ihn. Das, was sie ihm zuwinkte, stimmte gar zu wenig mit dem überein, was er aus dem Büchlein herauslas. Ein neuer Zwiespalt that sich in ihm auf, der zu neuen Qualen, zu neuen heftigen Kämpfen in seinem Innern führte.

Seine thatkräftige Natur lehnte sich auf gegen diese Philosophie des Entsagens und der Ruhe. Waren es nicht hohe Ziele, denen er zustrebte? Galten sie nicht mehr dem Glücke seiner Völker als seinem eigenen? Er vermochte es fast nicht mehr, die Sätze, die er begonnen, zu Ende zu lesen.

Endlich warf er das Buch zur Erde, erhob sich rasch, ergriff die Krone, setzte sie sich aufs Haupt und betrachtete sich in dem an der Wand hängenden krystallenen Spiegel.

Ein wehmüthig ironisches Lächeln ging über seine schönen Züge.

„Eitler Thor!“ sagte er halblaut vor sich hin, „jetzt dachtest du doch mehr an dich als an dein Volk“.

Langsam nahm er die Krone wieder vom Haupte und legte sie auf den Tisch. Auch das Büchlein, das er vorhin zu Boden geworfen, hob er wieder auf und legte es neben die Krone.

„Laßt mich jetzt beide in Ruh, ich kann euch beide nicht brauchen,“ sagte er für sich, „ihr seid Extreme, die anzuschauen von Zeit zu Zeit wohl dienlich und vortheilhaft sein mag; ich aber stehe in der Mitte und muß dem gehorchen, was die Gegenwart von mir fordert, soll ich nicht wie ein willenloses Pendel ruhelos und zwecklos hin- und hergeschleudert werden.“

Er rief laut seinen Kammerdiener.

„Trage die Krone und dies Buch fort. Lege sie nebeneinander in die alte Truhe, die noch von meinem Urgroßvater Heinrich dem Bärtigen stammt. — — Die Audienz nimmt ihren Fortgang. Wer ist an der Reihe?“

„Der Baron Vincenz von Zedlitz hat gebeten, ihn vorzulassen.“

„Der? Was will der?“ sagte er halb zu sich.

„Er hätte dringend mit dem Herrn Herzog zu sprechen.“

„Ich lasse bitten.“

Vincenz von Zedlitz trat, mit einem dunklen Wams angethan, das Schwert umgegürtet, ein. Seine Miene war ernst, ja feierlich, ganz gegen seine Gewohnheit.

„Mein lieber Vincenz, was führt Dich zu mir? Und so dringlich?“ rief ihm der Herzog freundlich entgegen und reichte ihm die Hand. Doch er stutzte, da er ihm ins Antlitz sah; es war bleich und finster, auch nahm Zedlitz die dargebotene Hand nicht.

„Was soll das heißen?“ rief der Herzog fast unwillig. „Ist Dir ein Unglück widerfahren oder bringst Du mir eine Trauerbotschaft?“

„Herr Herzog, ich komme, Euch zu bitten, mich aus Euren Diensten zu entlassen!“

„Was?“ rief der Herzog betreten.

„Ich will nach dem Westen Deutschlands gehen,“ fuhr der junge Baron ernst und nachdrücklich fort, ohne sich zu rühren oder auch nur mit der Wimper zu zucken.

„Was sind das für Narretheien!“ brauste der Herzog auf und trat dicht auf ihn zu. „Lastet nicht genug auf mir, daß ich doch wenigstens vor meinen Freunden sicher sein sollte, mit Thorheiten gekränkt zu werden.“

„Verzeiht, Herr Herzog, mein Schritt ist wohl überlegt und geschieht nicht aus Thorheit,“ erwiderte Zedlitz bescheiden, aber fest.

„Ich bitte Dich, mir den Grund anzugeben. Mein Gewissen ist rein, ich wüßte nicht, womit ich Euch zu nahe getreten wäre, Herr Ritter!“

„Herr Herzog,“ antwortete Zedlitz mit bebender Stimme und so leise, als fürchte er, von einem Dritten gehört zu werden, „Herr Herzog, Ihr seid meiner Schwester zu nahe getreten!“

Dieser Schlag kam so unerwartet und war zugleich so tief verletzend und schmerzvoll, daß der Herzog unwillkürlich einen Schritt zurückfuhr und zu taumeln schien. Mit beiden Händen umfaßte er den Griff seines Schwertes, wie um sich physisch und moralisch daran festzuhalten, und betrachtete den jungen Mann mit Blicken wehmüthigen Ingrimms.

„Wer hat Euch das gesagt?“ fragte er streng.

„Niemand hat es mir gesagt, ich habe es gesehen!“

„Was habt Ihr gesehen?“

„Daß meine Schwester thränenüberströmt aus Euren Gemächern kam, wo sie mit Euch allein verweilt hatte, an mir vorüberstürzte und mein Rufen nicht einmal hörte. Und heute hat sie sich eingeschlossen und ist für niemand zu sprechen, selbst für ihren Bruder nicht!“

Der Herzog machte schwerseufzend und den Kopf auf die Brust gesenkt einige Schritte im Zimmer und blieb dann, sich zu Zedlitz wendend, wieder stehen.

Lange betrachtete er den jungen Mann mit zärtlicher Wehmuth, sodaß dieser ganz verwirrt wurde.

„Daß uns doch die liebsten Menschen immer die schwersten Wunden beibringen müssen,“ sagte er traurig, den Kopf schüttelnd.

„Du thust mir Unrecht, Vincenz," fuhr er ganz sanft fort, „Du hast Gespenster gesehen, die nicht sind."

Er ließ sich erschöpft auf einen Sessel nieder.

Die Weichheit in der Stimme und die unverhüllte Traurigkeit des Herzogs, Erscheinungen, die er nie bisher an ihm wahrgenommen, machten auf Zedlitz einen tiefen Eindruck. Wie er seinen bisher so innig verehrten Herrn gebeugt und in sich versunken vor sich sitzen sah, ihn, den er nie anders als mit hocherhobenem Haupte und siegesgewissem Auge gekannt hatte, überkam ihn ein Gefühl des Mitleides und unaussprechlicher Qual, die ihm das Herz zusammenzog.

Verwirrt trat er einen Schritt näher an den Herzog heran und sagte mit unsicherer Stimme:

„Sollte ich mich getäuscht haben — sollte meine Angst und Sorge —"

„Ja, sie haben Dir Schreckgespenster vorgespiegelt. Deine Schwester ist so rein von mir gegangen, wie sie zu mir gekommen ist. Nicht der Schatten eines Makels haftet an dieser vornehmen Seele. — Ich kann offen mit Dir sprechen, Vincenz. Deine Schwester liebt mich — wie ich sie — wir wissen, daß wir einander nie angehören können — wir haben gestern für immer Abschied von einander genommen —"

Aus der Brust des jungen Ritters drangen bei diesen Worten unartikulirte Laute, wie sie von einem Gefolterten ausgehen mögen. Seinen ganzen Körper durchrüttelte und durchschüttelte eine fieberhafte Erregung.

„Und wohin wird sie sich wenden?" stammelte er mit den Thränen kämpfend.

„Forsche ihr nicht nach! Mein Kanzler hält seine schützende Hand über sie. Ich selbst will es nicht wissen, wohin sie sich flüchten wird, um ihren Schmerz zu überwinden. Wir Männer haben die Arbeit und den Kampf mit dem täglichen Leben, um ihn von uns abzuschütteln und zu überwältigen — die Frauen haben die Thränen und die Religion."

Er erhob sich wieder, reckte sich straff in die Höhe und trat auf Zedlitz zu.

„Willst Du mich noch verlassen, Vincenz?“ fragte er, die Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend.

Das war zu viel der Güte und Milde. Ein Thränenstrom brach aus den Augen des Ritters, er sank auf ein Knie nieder, ergriff die Hand seines Herrn und bedeckte sie mit Küssen.

„Verzeiht mir, Herr Herzog, verzeiht mir mein allzurasches Vorgehen, ich bin nicht werth, Euer Diener zu sein. Wollt Ihr mich aber trotz meiner Fehler in Eueren Diensten behalten, so soll mein letzter Blutstropfen Euch und Euerem Leben gewidmet sein. Noch einmal, Vergebung!“

„Ich habe nichts zu verzeihen,“ sagte der Herzog sanft und hob ihn empor. „Du hast gehandelt, wie es einem Ritter, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, zukam. Der Schein sprach für Dich. Bleibe mir, der Du mir bisher warst, mein treuester Unterthan und mein liebster Freund, Berthas Bruder.“

Er schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Dank, tausend Dank!“ rief Zedlitz begeistert, „o, könnte ich doch bald durch die That beweisen, wie mein Herz und meine Hand Euch zu dienen wünschen.“

„Vielleicht hast Du nur zu bald Gelegenheit dazu.“

Während des letzten Gespräches war der Propst Bernhard von Kamenz, der jederzeit Zutritt zum Herzog hatte, unbemerkt von beiden näher getreten. Als wüßte er, was sich soeben hier zugetragen, sagte er zu Vincenz:

„Ich habe Euch Grüße von Eurer Schwester auszurichten. Es geht ihr gut, sie bittet Euch, nicht nach ihr zu forschen, bis sie Euch selbst ihren Aufenthalt mittheilen wird.“

„Ich danke Euch, Herr Propst,“ erwiderte Zedlitz, „der Wunsch meiner Schwester soll mir heilig sein.“

Der Herzog reichte seinem Kanzler die Hand und sah ihn bedeutungsvoll an.

„Seit wann singen Euere musikalischen Zöglinge noch so spät nach Sonnenuntergang?" fragte er ihn halblaut.

„Des Herrn Hülfe anzurufen, ist keine Zeit zu früh oder zu spät," antwortete der Propst ebenso.

Der Herzog nickte ernst mit dem Kopfe und sagte dann laut: „Was giebt es Neues, Kanzler?"

„Der Abgesandte des Bischofs, sein Kanzler, der Kaplan Peter, ist angekommen."

„Sehr gut," sagte der Herzog, „der kommt mir recht. Bleibt hier, meine Freunde, ich will ihn in Euerer Gegenwart sprechen. — Da ist ja auch Ritter von Frankenberg," fügte er, den Eintretenden begrüßend hinzu. „Es ist mir lieb, daß ihr drei dieser wichtigen Unterredung beiwohnt. Führt den Herrn herein."

Des Bischofs Kanzler Peter, ein polnischer Geistlicher, der aber das Deutsche vollkommen beherrschte, war ein Mann von etwa 45 Jahren. Ein intelligenter Kopf mit funkelnden dunklen Augen, die keck in die Welt schauten, als wollten sie jedermann offenbaren: wir kennen keine Furcht und scheuen vor nichts zurück, saß auf einem mittelgroßen untersetzten Körper, der das Bemühen zeigte, sich recht gerade zu halten, um möglichst groß zu erscheinen. Der Gesammteindruck des Mannes war der, daß man sich sagen mußte, der Bischof habe sich kaum einen geschickteren Unterhändler aussuchen können.

„Nun, was bringt Ihr, Herr Kaplan, den Krieg oder den langersehnten Frieden?" redete der Herzog ihn freundlich an.

„Das steht ganz in Euerer Gewalt, Herr Herzog," erwiderte Peter sich ein wenig verneigend mit einem fast ironischen Lächeln.

„Nicht doch, Herr Kaplan, ich habe oft genug die Hand zum Frieden geboten, Euer Bischof hat sie aber immer ausgeschlagen."

„Herr Herzog, Euere Hand bot scheinbar den Frieden und warf zugleich immer den Fehdehandschuh hin."

Der Herzog runzelte die Stirn und sagte:

„Dies Urtheil kommt Euch nicht zu. Ich sehe, daß Ihr mit wenig versöhnlichen Gedanken hier erschienen seid, wie mir ja auch

des Bischofs letzter Bannstrahl seine Gesinnung offenbart hat. Also laßt uns zur Sache kommen."

„Wie es Euch beliebt, Herr Herzog."

„Hebt der Bischof Bann und Interdikt auf?" fragte Heinrich scharf.

„Nicht eher, Herr Herzog, als bis die gerechten Forderungen der Kirche befriedigt werden."

„Ich habe den Bischof vor mein Mannengericht nach Neisse geladen; dort kann er seine Forderungen geltend machen, und das Gericht soll darüber entscheiden."

„Herr Herzog, ich bin beauftragt, hiergegen die exceptio fori geltend zu machen. Der Herr Bischof protestirt gegen einen Laiengerichtshof, der über kirchliche Angelegenheiten zu entscheiden nicht befugt ist."

„Wir haben es hier nicht mit kirchlichen Fragen zu thun, sondern lediglich mit Vermögens- und Kompetenzangelegenheiten. Daß die Kirche — und vor allem der heilige Vater — auf meiner Seite steht, wird der Bischof wohl daraus ersehen haben, daß alle seine Klagen und Appellationen fruchtlos ausgefallen sind."

„Ich kann nur wiederholen, wozu mich meine schriftliche Vollmacht berechtigt," erwiderte Peter achselzuckend.

Der Herzog ging erregt, mit hochgeröthetem Antlitz einige Male im Zimmer auf und ab, wie um sich zu beruhigen und seine Haltung zu bewahren. Zedlitz griff wuthschnaubend verschiedene Male ans Schwert, als wünschte er, dem kecken Sprecher den Garaus zu machen. Dann vor dem Kaplan stehen bleibend, fragte der Herzog kurz:

„Wohin geht Eure Vollmacht?"

„Der Herr Bischof verlangt erstens: für sein Kirchenland Neisse mit allem Zubehör, soweit es seit den Zeiten des Bischofs Jaroslaw zur Grundherrschaft des jedesmaligen Breslauer Bischofs gehörte, sowie für sämmtliche Einwohner dieses Landes alle Befreiungen, welche für den kirchlichen Besitz üblich und Rechtens sind."

„Das heißt,“ fiel der Herzog heftig ein, „die volle Landeshoheit!“

„Wenn Ihr es so bezeichnen wollt, Herr Herzog —“ erwiderte Peter lächelnd und zuckte die Achseln.

„Weiter!“ herrschte ihn der Herzog an.

„Ferner verlangt der Herr Bischof, daß alle ihm zu Unrecht abgenommenen Besitzungen zurückgestellt und die von Euch vertriebenen Geistlichen in ihre Stellungen zurückgerufen werden.“

„Immer besser, immer besser! Was denn noch?“

„Daß die 60 neuen zu deutschem Rechte ausgesetzten Dörfer, in dem großen Grenzwalde nach Mähren und Böhmen zu gelegen, ihm zugesprochen und wieder auf polnisches Recht gesetzt werden.“

Der Herzog vermochte sich kaum mehr zu halten vor Erregung und Wuth über die maßlosen Ansprüche des Bischofs. Er brach in ein wild-ironisches Gelächter aus und sagte:

„Euer Bischof ist von einer unglaublichen Bescheidenheit! Seid Ihr nun fertig oder habt Ihr noch mehr zu fordern?“

„Ich bin noch nicht fertig, Herr Herzog.“

„Noch nicht? Na also! Fahrt fort!“

„Schließlich,“ sagte der Kaplan sehr ruhig und sich verneigend, „fordert der Bischof, daß überhaupt alle in seinen Landen zu deutschem Recht ausgesetzten Dörfer mit polnischem Rechte versehen, daß die deutschen Ansiedler ausgetrieben und die Polen zurückgerufen werden!“

Bei diesen Worten wurden selbst der Propst Bernhard und Baron von Frankenberg, die bisher mit wunderbarer Selbstbeherrschung zugehört und den Herzog und Zedlitz durch Zeichen und Blicke zur Ruhe ermahnt hatten, ungeduldig und ließen einige Worte des Unwillens fallen. Zedlitz aber ließ sich zu den Worten hinreißen:

„Nieder mit dem Hallunken!“

Der Herzog erbleichte vor innerer Erregung, faßte sich aber bald und sagte:

„Das heißt, der Bischof verlangt, ich solle alle meine Errungenschaften, das Beste, was ich in einer zwanzigjährigen Regierung erlangt, aufgeben; ich soll, den edlen Bestrebungen meiner Vorfahren ungetreu, deutsches Recht und deutsche Sitte, die hier feste Wurzel geschlagen, die das Land in einen Zustand blühender Gesundheit und Kraft versetzt haben; ich soll das alles wieder vernichten, zerstören, ausrotten, um der Unersättlichkeit eines polnischen Pfaffen genug zu thun, um seiner persönlichen Eitelkeit das Glück vieler Tausende zu opfern!"

Er hatte sich warm gesprochen und schaute herausfordernd den Kaplan an.

„Es geschieht alles nur zum Besten der Kirche," bemerkte dieser mit unerschütterlicher Ruhe.

„Zum Besten der Kirche!" schrie der Herzog empört, „das ist der Vorwand, der immer herhalten muß, wenn es gilt, persönliche Ansprüche zu bemänteln! Ist denn der Bischof ganz von Sinnen? Für so unklug habe ich ihn wahrhaftig nicht gehalten, daß er seine Widersetzlichkeit so weit treiben würde! Weiß er denn nicht, wozu er mich zwingt? Steht denn das wirklich alles in Eurer Vollmacht, was Ihr da vorgebracht habt? Wo ist Eure Vollmacht? Zeigt sie mir!"

„Meine Vollmacht ist hier," erwiderte Peter, ein zusammengerolltes Schriftstück aus den Falten seines Gewandes ziehend, „aber ich bin nicht befugt, sie aus den Händen zu geben."

„Ich will sie aber sehen," rief jetzt der Herzog in höchster Wuth und suchte sie dem Abgesandten des Bischofs zu entreißen.

Da ihm das nicht gelang, zückte er einen Dolch, den er im Gürtel trug, und war drauf und dran, ihn dem Kaplan in den Leib zu stoßen, wären ihm nicht Frankenberg und der Propst Bernhard gleichzeitig in den Arm gefallen und hätten ihn mit Gewalt daran verhindert.

„Er hat nichts anderes verdient," rief Zedlitz und zückte sein Schwert.

„Haltet ein, Herr Herzog — beruhigt Euch, Zedlitz!" sagte der Propst ernst, „wir dürfen nicht vergessen, daß wir es nur mit

einem Boten zu thun haben, der getreulich ausrichtet, was ihm von seinem Herrn aufgetragen ist. Laßt die Person des Boten unverletzt!"

„Er hat Recht," erwiderte der Herzog, den Dolch wegsteckend und Zedlitz bedeutend, das Gleiche mit seinem Schwerte zu thun.

„So hört denn, Herr Kaplan, was ich dem Bischof zu erwidern habe. Er will Krieg; gut, er soll ihn haben, und ich werde nicht eher ruhen, als bis ich ihn vernichtet habe. — Die Dominikaner verlassen noch heute Breslau —" hierbei wandte er sich zugleich an den Propst Bernhard, der den Befehl auszuführen hatte — „sie sind die Letzten, die mir noch Widerstand leisten und dem polnischen Bischof anhangen."

Der Propst schien eine Einwendung machen zu wollen, allein der Herzog ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Sie verlassen noch heute Breslau!" wiederholte er fest, „das vergiftete Glied muß abgeschnitten und ausgebrannt werden, soll nicht der ganze Körper meines Landes erkranken. Ich selbst gehe morgen nach Neisse, das der Bischof ja schon im Stich gelassen hat, und werde mich in seiner Residenz bis auf weiteres einquartieren. In seinen Räumen, auf seinem Grund und Boden und auf seine Kosten werde ich das große deutsche Turnirfest feiern, das ich nach dem letzten Siege zu veranstalten beschlossen und versprochen habe. Des Weiteren verbiete ich dem Bischof den Aufenthalt in meinen Landen; und wenn er nicht freiwillig geht, werde ich ihm mit Gewalt seine Burgen Ottmachau, Zuckmantel und Edelstein nehmen und ihn über die schlesische Grenze jagen. Nun geht und meldet ihm das!"

Er wies mit der Hand nach der Thür, und schweigend verließ Kaplan Peter das Gemach.

Der Herzog aber wandte sich an Zedlitz, und ihm auf die Schulter klopfend, sagte er:

„Du wirst Gelegenheit finden, Vincenz, von neuem Dein Schwert zu ziehen und mir zu beweisen, daß Du mein getreuer Ritter bist."

„Ich danke dem Himmel, daß ich es darf," rief Zedlitz begeistert, den Griff seines Schwertes mit der Rechten umklammernd.

* * *

Herzog Heinrich ließ den Worten die That folgen.

Noch an demselben Tage mußten die Dominikaner, einige vierzig an der Zahl, Breslau verlassen; in feierlichem Zuge schritten sie singend und betend langsam durch die Stadt.

Jede weitere Unterhandlung mit dem Bischof wurde abgelehnt, das Schwert mußte entscheiden. Und es entschied zu Gunsten des Herzogs. In wenigen Wochen waren alle festen Schlösser des Bischofs erobert und zerstört, wobei Ritter von Zedlitz durch Tapferkeit und Umsicht sich ganz besonders hervorthat.

Der Bischof aber, der vergeblich auf die versprochene Unterstützung des Glogauers gerechnet hatte, flüchtete sich zum Herzog von Ratibor, dem einzigen schlesischen Fürsten, der — wenigstens offenkundig — noch für ihn eintrat.

Herzog Heinrich aber schlug seine Residenz in Neisse auf, er ließ das Verbot ergehen, irgend jemand von der Dienerschaft des Bischofs in die Stadt zu lassen oder einem solchen etwas zu verkaufen, bei Leibes- und Lebensstrafe. Auch sollte jedermann die Messe nur hören bei den von ihm eingesetzten oder ihm treu gebliebenen Geistlichen.

Zu dem großen Turnierfeste aber, das im Herbste stattfinden sollte, ließ er die umfassendsten Vorbereitungen treffen.

Neuntes Kapitel.

Gräfin Bertha hatte nach der furchtbaren Aufregung, in die sie der Abschied vom Herzog versetzt, sich einen ganzen Tag lang in einem Zimmer auf ihrem Landhause eingeschlossen und wollte außer dem Propst Bernhard niemand sehen und hören.

Sie überlegte nur, wohin sie flüchten solle; denn daß sie hier nicht bleiben konnte, so nahe bei Breslau, wo sie lästigen Besuchen ausgesetzt war, stand bei ihr fest.

Prinzessin Mechthild hatte schon mehrfach versucht, zu ihr zu dringen, war aber immer von der Dienerin mit der bestimmten Auskunft zurückgewiesen worden, die Gräfin sei leidend und bedürfe dringend der Ruhe, es solle niemand zu ihr gelassen werden.

Mechthild aber ließ sich nicht abschrecken. Nachdem ihre Bitten bei der Kammerfrau nichts gefruchtet hatten, begab sie sich endlich selbst am zweiten Tage heimlich an das Zimmer der Gräfin und pochte leise an die Thür. Auf die Anfrage von innen, wer da sei, erwiderte Mechthild:

„Theuerste Freundin, ich muß Dich sehen, Dich sprechen; verdiene ich so wenig Dein Vertrauen? Oeffne mir, sonst nehme ich an, daß Du mir zürnst, und verlasse noch heute bei Nacht und Nebel Dein Haus.“

Das half. Die Gräfin öffnete die Thür und ließ die Prinzessin ein.

„Liebste Bertha,“ begann Mechthild, die Gräfin stürmisch umarmend, „wir kennen uns erst so wenige Stunden, und doch ist es mir, als wären wir schon lange Jahre befreundet. Ich glaube fast, daß ein gütiges Geschick es vorher bestimmt hat, wir sollen gegenseitig in unser Leben bedeutungsvoll eingreifen!“

Die Gräfin mußte unwillkürlich lächeln bei diesen Worten.

„Ich sehe," fuhr die Prinzessin fort, „daß ein tiefer Seelenschmerz Dich gepackt hat. Ich will nicht danach forschen, welche Ursache er hat. Aber weise mich nicht von Dir, laß mich theilnehmen an Deinen Leiden, laß mich in Deiner Nähe sein und meine Liebe Dich trösten."

Sie umschlang die Gräfin von neuem, die gerührt die zarten Liebkosungen Mechthilds erwiderte und sagte:

„Meine edle Freundin, liebe Mechthild, ich weiß es dem Schicksal wahrlich Dank, daß es Dich mir gesendet hat, wenn auch in anderer Weise, als Du es ahnen kannst. Versprich mir, hier zu bleiben und unserem gemeinschaftlichen Freunde, dem Propst Bernhard, in allem zu 'folgen. Er wird Dich nicht verlassen und dafür sorgen, daß Du Welt und Menschen kennen lernst und auch Dein Vergnügen hast. Ich aber muß für längere Zeit verschwinden, vielleicht in einem Kloster oder in irgend einem abgeschiedenen Orte, wo ich meine Ruhe [wiederfinden und ganz mir selbst und meinen Gedanken leben kann. Du bist jung und lebenslustig, Du darfst mir nicht folgen."

„Ich verlasse Dich nicht," erwiderte die Prinzessin leidenschaftlich und drückte die Gräfin an sich, „und wenn Du in ein Kloster gehst oder in die abgelegenste Einöde, ich folge Dir, bis Du wieder Muth zum Leben hast. Du weißt nicht, wie wohlthuend mir es ist, einmal von den Fesseln des Hoflebens befreit zu sein, leben zu können wie andere Menschen, reden zu dürfen von allen Dingen, die die Seele uns bewegen. Nein, Bertha, ich kann Dich nicht lassen, ich will Theil haben an Deinen Schmerzen, Theil haben an Deinen Wonnen, die auch nicht ausbleiben werden."

Von so viel Liebe und Zärtlichkeit gerührt und gestärkt, sah sich die Gräfin gleichwohl einer neuen Verlegenheit gegenüber; denn sicher war es noch schwieriger, einen passenden Ort ausfindig zu machen, an den ihr die Prinzessin folgen durfte, als wenn sie für sich allein die Wahl zu treffen hatte.

Während sie also unschlüssig dastand, die Hand der Prinzessin in der ihrigen haltend, und die verschiedensten Orte an ihrem Geiste

vorübergehen ließ, wurde wieder leise an die Thüre gepocht, und bald darauf trat der Propst Bernhard ins Zimmer.

Beide Frauen athmeten auf, als sie die treuen Augen dieses Freundes erblickten. Als ob er von ihren Gedanken unterrichtet gewesen wäre, berührte er sofort das Thema, das soeben unter ihnen verhandelt worden war.

„Habt Ihr Euch entschlossen, Frau Gräfin, wohin Ihr gehen wollt?"

„Ich habe noch nichts Passendes gefunden und zerbreche mir vergeblich den Kopf."

„Wollt Ihr mir auch in dieser Beziehung Euer Vertrauen schenken?"

„O, ganz gewiß!"

„So wird morgen früh bei Tagesanbruch ein bequemer Wagen bereit sein, der Euch an einen stillen, abgelegenen und gleichwohl angenehmen Ort, nicht allzuweit von hier, bringen soll. Niemand wird Euch in jener Einsamkeit vermuthen. Ritter von Frankenberg, der eine Stunde von jenem Orte eine feste Burg besitzt, wo er sich jetzt einige Zeit aufzuhalten gedenkt, wird Euch das Geleit geben und auch in Zukunft dafür sorgen, daß es Euch in keiner Weise an etwas mangeln wird."

„Wie soll ich Euch danken, theurer Freund, für alle Eure Umsicht und Freundlichkeit!" sagte die Gräfin, dem Propst die Hand reichend.

„Dankt nicht zu früh, Frau Gräfin," erwiderte der Propst mit einem kaum merklichen Lächeln, „Ihr werdet eine Schule durchmachen, die Euch mitunter vielleicht schwer fallen dürfte. Aber Ihr habt ja eine neuerworbene Freundin an Eurer Seite, die sicherlich nicht von Euch weichen wird," setzte er, die Prinzessin mit prüfendem Blick streifend, hinzu.

„Siehst Du, Bertha," rief diese freudig aus und wäre am liebsten dem Propst um den Hals gefallen, „nun wirst Du wohl nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich Dich begleite, nachdem der hochwürdigste Herr Propst es selbst so haben will."

„Ich habe nichts zu wollen,“ sagte dieser bescheiden, „aber ich freue mich, daß ich mich auch in Euch nicht geirrt habe, Prinzessin. Daß zwischen Euch beiden das Inkognito bereits aufgehoben ist, war mir ja schon bekannt.“

Jede der beiden Frauen hatte eine Hand des Propstes ergriffen, die sie dankerfüllt drückten, als er sich jetzt von ihnen verabschiedete.

„Ihr werdet noch mancherlei zu besorgen haben, darum will ich Euch jetzt verlassen. Gönnt Euch aber auch noch einige Stunden der Ruhe. Mit Tagesanbruch ist der Wagen bereit. Lebt wohl, wir sehen uns bald wieder.“

Segnend breitete er seine Arme über die beiden Frauen aus, dann verließ er rasch das Gemach.

* * *

Es war ein wundervoller Spätsommertag, warm und windstill schon am frühen Morgen.

Mitten in einem düsteren Walde uralter Tannen und Fichten, etwa halbwegs zwischen Breslau und Trebnitz in der Gegend des heutigen Skarsine, lag ein großer, kreisrunder Platz, ausgerodet und zu einem Paradies umgewandelt.

Ein munter plätschernder, klarer und wasserreicher Bach durchfloß den Raum und theilte ihn in zwei Halbkreise, die, durch eine Brücke verbunden, den herrlichsten Aufenthalt im Freien bildeten, den nur eine Künstlerphantasie sich ausdenken konnte.

Den Bach entlang sproßten an beiden Ufern wildwachsende Waldblumen und Farnkräuter in buntem Durcheinander auf üppig grünendem Wiesenlande, das allmählich in einen wohlgepflegten, mit reichen Boskets von Rosen, Tulpen, Nelken, Lilien und hundert anderen Blumenarten versehenen und von bequemen Kieswegen durchzogenen Garten überging.

Kleine Gruppen von Laub- und Nadelholz, gleich Inseln in große Rasenflächen eingestreut, sorgten für wirkungsvolle Abwechselung des Landschaftsbildes.

Obstbäume aller Sorten, mit Früchten reich behangen und durch üppig wucherndes Weinlaub mit einander verbunden, bildeten wiederum gesonderte Reviere für sich — kurz, wohin das Auge des Beobachters sich auch richtete, überall fand es erfreuende und erquickliche Gegenstände, an denen es gern haften blieb.

Etwa in der Mitte des ganzen Raumes erhob sich auf grünem Hügel eine der heiligen Hedwig geweihte Kapelle mit einem ringsum laufenden weiten, auf Säulen ruhenden Vordach, das gegen Sonne und Regen ausgiebigen Schutz bot.

Von hier genoß man eine entzückende Rundsicht über den ganzen Garten, der an seiner Peripherie von lauter gleich großen, dicht neben einanderstehenden Ebereschenbäumen begrenzt wurde, die gerade jetzt mit ihren reifen rothen Beeren wie eine riesige Korallenschnur auf dunklem Waldhintergrunde sich ausnahmen.

Dicht am Waldesrande lag ein hübsches Wohnhaus, groß genug, um selbst einer zahlreichen Familie Obdach zu gewähren, und nicht weit davon, doch so, daß es den Blicken des im Garten Weilenden durch hohe Bäume entzogen wurde, ein Gehöft mit Dienerwohnungen und Stallungen für Pferde, Kühe, Ziegen u. s. w.

Der angrenzende Wald war etwa eine halbe Meile weit nach allen Richtungen hin mit bequemen Spazierwegen versehen, die sämmtlich an einem das Ganze umgebenden hohen und starken Drahtzaune endeten, der zum Schutze gegen andrängendes Wild oder Raubthiere errichtet war.

Tiefer Frieden und weihevolle Stille, nur von dem Gezwitscher der Vögel, dem Summen der Bienen, dem Murmeln des Baches und dem Rauschen des Waldes oder auch ab und zu von dem Glöcklein der Kapelle angenehm unterbrochen, breitete sich über diesem abseits von Städten und Dörfern gelegenen Waldwinkel aus.

Eine Fluth von Wohlgerüchen, dem Walde und den zahlreichen Blumenkelchen entströmend, durchwogte im goldigen Sonnenschimmer den ganzen Raum. Bunte Schmetterlinge gaukelten wie trunken über den Blumenbeeten, kein Ton des Weltgetriebes drang in diese Abgeschiedenheit.

Und wer hatte dieses kleine Paradies in einer Waldwildniß geschaffen?

Die Sorge eines liebenden Vaterherzens um ein krankes Kind.

Der reiche Goldschmied Hermann war seit 18 Jahren Wittwer und besaß neben seiner Kunst nichts, das er so zärtlich liebte wie seine 18jährige Tochter Hedwig, die an einem unheilbaren Leiden langsam dahinsiechte.

Alle berühmten Aerzte des In- und Auslandes hatte Hermann schon zu Rathe gezogen, aber stets vergeblich. Keiner hatte Genesung verschafft, ja gerade die tüchtigsten hatten dem Vater kein Hehl daraus gemacht, daß ihre Kunst an diesem Leiden zu Schanden werde und daß es nur Linderungsmittel und Verzögerung des Endes gebe durch steten Aufenthalt in reiner gesunder Waldluft und Fernhaltung jeder gewaltsamen Aufregung, sei es in Freude oder in Leid.

Da ließ er für seine Tochter diesen Platz mitten im Walde herrichten, wo sie den größten Theil des Jahres, vom zeitigen Frühling an bis tief in den Herbst hinein, ihr in sich gekehrtes Dasein führte.

Bei bescheidenster äußerer Lebensweise — da der zarte Körper des Mädchens nur die einfachsten Speisen und Getränke vertrug und jede größere Anstrengung ausschloß — hatte sich ihr geistiges Leben desto vielseitiger entfaltet und durch eifriges Lesen der besten Dichter und Schriftsteller, für deren Anschaffung in den vorzüglichsten Handschriften der Vater sorgte, einen Umfang erreicht, wie man ihn in so jugendlichem Alter in jener Zeit schwerlich bei irgend jemand wiedergefunden haben dürfte.

Das Wissen hatte aber bei Hedwig keineswegs das Herz und Gemüth beeinträchtigt, wie das nicht selten zu geschehen pflegt, sondern beide vielmehr bereichert und vertieft, und bei allem Ernst eine Heiterkeit und Festigkeit der Seele gezeitigt, die zu dem gebrechlichen Körper in merkwürdigem Gegensatz stand.

Hedwig war fromm im schönsten Sinne des Wortes. Sie wußte, daß ihr Leben auf Erden nur noch von kurzer Dauer sein

könne, aber niemals ging über ihre bleichen Lippen auch nur ein Laut der Klage. Selbst die Schmerzen, von denen sie häufig geplagt wurde, ertrug sie mit unerschütterlicher Geduld, und wenn sie auch für die Schönheiten und die zahlreichen Güter dieses Lebens ein offenes Auge besaß, so war doch ihr ganzes Denken und Sinnen hauptsächlich auf eine Zukunft nach dem Tode gerichtet, von der sie der festen Ueberzeugung war, daß mit ihr das eigentliche Leben erst beginne.

Nur in einem Punkte zeigte sich, daß auch sie noch nicht alle, sie mit irdischen Dingen verknüpfenden Fäden abgerissen hatte: sie hegte nämlich eine schwärmerische Neigung für Herzog Heinrich, den sie als Kind schon bewundert hatte und den sie jetzt als Helden fast wie ein höheres Wesen verehrte.

Sie hatte ihn seit Jahren zwar nicht mehr gesehen, aber ihr Vater mußte ihr bei jedem Besuche berichten, was er neues über ihn erfahren, ob er ihn gesehen oder gar gesprochen habe. Der Herzog hatte von ihrer Existenz bisher kaum eine Ahnung, aber das that ihrer Schwärmerei keinen Abbruch, denn ihre Neigung war wunschlos, sie dachte auch, um ein späteres Wort zu gebrauchen: wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an!

Mit stolzem Glücksgefühl hatte sie es trotzdem erfüllt, daß sie die Verse machen durfte, die ihr Vater dem Herzog bei Ueberreichung der Krone sagen sollte.

Anderen Freude zu bereiten, war ihre höchste Freude. Wo sie irgend konnte, war sie bemüht, Thränen der Armen und Unglücklichen zu trocknen, und meilenweit in der Runde gab es kein Dorf und keine Stadt, in der sie nicht, durch gewissenhafte Abgesandte unterrichtet, die Namen und Verhältnisse der vom Glück Verlassenen oder Verstoßenen kannte und soweit es ihre Kräfte erlaubten, Linderung der Noth herbeiführte.

Eine alte unverheirathete Schwester ihres Vaters war ihre aufopferungsvolle Pflegerin und ihre stete Gesellschaft. Selten sah sie, außer ihrem Vater, Besuch bei sich; ab und zu einen geistlichen Herrn, mitunter auch den Baron von Frankenberg, der bei

Anlegung des schönen Gartens mit Rath und That behülflich gewesen war, oder endlich — und das waren stets Stunden des Glückes für sie — den Propst Bernhard, der das leidende Kind ganz besonders in sein Herz geschlossen hatte.

Meistentheils hatten aber diese Besuche eine Verschlimmerung ihres körperlichen Zustandes zur Folge, weshalb sie auf den Rath des Arztes möglichst eingeschränkt wurden.

Nur zweimal im Jahre — zur Zeit der Baumblüthe im Frühling und dann im Spätsommer, wenn die Früchte reif waren und die Sonne doch noch warm schien — ging es in dem einsamen Waldwinkel laut und lebhaft zu, und das wollte sich auch Hedwig nicht rauben lassen, sollte ihr Zustand dadurch noch so sehr sich verschlimmern. Es waren zwei Feste, die ihrem eigensten Wunsche und Wesen entsprossen und ganz nach ihren Anordnungen eingerichtet waren.

Heute war ein solcher Festtag im Spätsommer.

Vom frühen Morgen an kamen auf großen, mit grünen Reisern geschmückten, von Ochsen gezogenen Leiterwagen von allen Richtungen her arme Kinder im Alter von sechs bis fünfzehn Jahren, Knaben und Mädchen, etwa 60 an der Zahl, alle in ärmlichen aber sauberen Kleidchen.

Jedes dieser Kinder hatte ein körperliches Gebrechen oder war geistig zurückgeblieben. Es fanden sich darunter Blinde, Taubstumme, Verkrüppelte, Lahme; sie alle stellten eine solche Fülle menschlichen Elends dar, daß einem schier das Herz brechen konnte vor Mitleid, wenn man sie so zusammen sah.

Und doch kehrte auch bei ihnen die Freude ein.

Nachdem sie alle in der Kapelle sich versammelt hatten, wurde ein Choral gespielt und gesungen, dem selbst die Stumpfsten mit Andacht und Erhebung lauschten.

Dann trat man ins Freie hinaus. Auf grünen, kurzgeschorenen Rasenplätzen waren Tische und Bänke aufgestellt, auf denen sich Speisen und Getränke befanden, zunächst zum Frühstück, später dann auch zur Mittags- und Abendmahlzeit.

Da wurden die Kinder bewirthet und hinterher fanden auf den grünen Rasenplätzen bei einfacher ländlicher Musik von Flöten und Geigen allerhand Spiele und Ringelreigen statt.

Auch Obstbäume wurden geplündert und die reifen Früchte gesammelt, jedem Kinde auch ein besonderes Körbchen verabreicht, in dem es seinen Antheil mit nach Hause nehmen durfte.

Die Leiterin des ganzen Festes, die unermüdlich von einem Kinde zum anderen ging und jedes nach seiner besonderen Art zu behandeln und zu erfreuen wußte war aber Hedwig.

Aller Augen hingen an ihr. Wo sie erschien, verklärten sich die kleinen bleichen Gesichter, die Aermchen streckten sich ihr dankend entgegen wie einem Wesen, das einer besseren Welt angehört.

In weißem, einfach herabfließenden Seidenkleide, eine rothe Rose im schlichten blonden Haar, ein freundliches Lächeln auf den bleichen Lippen, die großen, fast fieberhaft glänzenden Augen überall hinwendend, schien ihre zarte Gestalt mehr zu schweben als zu gehen. All' ihr Denken und Sinnen war den Kindern zugewandt in dem Bestreben, sie ihr Elend vergessen zu machen und sie emporzuheben in eine unschuldige Freude, die auch in der Erinnerung ihre Kraft und ihren Segen nicht verlieren sollte.

Selbst die Blinden empfanden die Nähe Hedwigs wie eine Wohlthat, es schien ihnen an Stelle des Gesichts ein neuer Sinn erschlossen zu sein, mit dem auch sie die allbelebende Liebe ausströmende Gegenwart dieses Mädchens zu erfassen imstande waren.

Das Mittagsmahl war zu Ende und es sollten nun ländliche Reigentänze mit Gesang ausgeführt werden.

Im großen Kreise, Hand in Hand, standen die Kinder auf dem Rasenplatze, Hedwig in der Mtte, eben bereit, zu erklären, was sie mit ihnen jetzt zu spielen gedenke, als unbemerkt von ihnen die Gräfin Bertha, Prinzessin Mechthild und Ritter von Frankenberg herzutraten und das merkwürdige Schauspiel in Augenschein nahmen.

Sie waren soeben angekommen, empfangen von der alten Tante Hedwigs und in einfachen, aber sehr bequemen und gut

eingerichteten Zimmern untergebracht worden. Mechthild hatte ihre Damen und den größten Theil der Dienerschaft nach Hause zurückgesandt und zur persönlichen Bedienung nur ihre alte treue Kammerfrau Jutta bei sich behalten.

Die Stimmung der Gräfin Bertha war noch immer sehr gedrückt, trotz der trostreichen Gegenwart Mechthild's und der ritterlichen Liebenswürdigkeit Frankenberg's; sie sank noch tiefer, als Bertha — wie es ihr schien — nicht in ein Asyl der Ruhe und Abgeschiedenheit, sondern in eine lärmende Gesellschaft von Kindern sich versetzt sah.

Sie konnte die Wahl des Ortes seitens des Propstes Bernhard gar nicht begreifen und machte ihrem Unmuth offen gegen Frankenberg Luft.

Dieser aber erwiderte ganz ruhig:

„Gräfin, die armen Kinder sind nur heute hier. Morgen werdet Ihr die gewünschte Ruhe finden. Aber es lohnt sich schon, das Kinderfest und seine Leiterin einmal in der Nähe zu sehen."

Und so führte er die Damen heran und ließ sie, unbemerkt von Hedwig, die ganz in ihrer Thätigkeit aufging, dem Feste zuschauen.

Anfangs waren die Frauen entsetzt bei dem Anblicke so vielen menschlichen Elends und wollten sich voll Abscheu wieder fortwenden. Frankenberg aber bat, da die Kinder soeben einen gemeinsamen Gesang anstimmten, doch noch ein wenig zu verweilen.

Sie blieben zunächst widerstrebend; nach Verlauf einer Viertelstunde aber waren sie so fest gebannt, daß sie ans Fortgehen gar nicht mehr dachten.

Was war das? Welch ein unbekanntes, bisher nie empfundenes Gefühl durchströmte sie beim Anblick dieses seltsamen, kranken und doch schönen Mädchens mit den großen Augen, aus denen ein Zauber auf die Kinder überzugehen schien, der all ihr Leid vergessen machte, der sie emporhob aus einem Dasein voll Schmerzen und dumpfen Hinvegetirens in eine Atmosphäre reiner Freuden und himmlischen Lichts!

Da war auch nicht eines unter ihnen, das bei genauer Betrachtung nicht wie von einem verklärenden Schimmer umflossen zu sein schien, nicht eines, dem man nicht anmerkte, daß ein Gefühl des Glücks und der Zufriedenheit sein Herz erfüllte.

Was war das für ein Wesen, das über solche Zaubermächte verfügte?

Und wieder richteten sich die Augen der beiden Frauen erstaunt auf das junge Mädchen und hafteten an ihm, bis sie selbst von diesem Zauber durchdrungen waren und seine reinigende und erhebende Macht in sich verspürten.

War es der Gräfin Bertha nicht, als ob ihr eigenes Leid plötzlich wie in nichts zerronnen sei, als ob sie sich fast ihres Kummers, ihres Liebesgrames schäme angesichts dieser unglücklichen Kinderschaar, deren schwache Stimmchen sich erhoben, um den Schöpfer zu preisen für die reichen Gaben, die er ihnen verliehen?

Und dieser Lobgesang war keine Phrase, das leuchtete aus jedem der jungen Gesichter klar hervor, das drückte sich sogar in den todten Augen der Blinden aus . . .

Die Gräfin war so ergriffen, daß sie mit den Thränen kämpfte.

Zum ersten Male war ihr recht klar geworden, was das Wort der Schrift bedeute, das ihr jetzt einfiel: „Gott ist die Liebe", und jenes andere: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken"; denn in diesem jungen Mädchen inmitten der Kinderschaar war diese Liebe, welche Gott gleich gesetzt wird, verkörpert, und aus ihr erscholl der beseligende Ruf an die Mühseligen und Beladenen.

Schweigend ergriff Gräfin Bertha die Hand der Prinzessin und drückte sie.

Mechthild erwiderte den Druck und sagte der Gräfin leise ins Ohr: „Hier wirst Du genesen."

Bertha nickte bejahend mit dem Kopfe.

* * *

Die Kinder hatten den Heimweg angetreten, und im Waldwinkel war es wieder still geworden.

Unter dem Vordach der Kapelle saßen Hedwig, ausruhend von den Anstrengungen des Tages, neben dem Vater, der soeben eingetroffen war, und rechts und links von ihnen Gräfin Bertha und Prinzessin Mechthild, die hier als Baronin Putlitz galt.

Die Frauen hatten bereits Bekanntschaft geschlossen, und Hedwig war entzückt, für einige Wochen so unerwartete und liebe Gesellschaft gefunden zu haben.

Goldschmied Hermann hatte auch schon berichtet, wie gut dem Herzog Hedwigs Gedicht gefallen und daß er der Dichterin einen besonderen Gruß und Dank habe zukommen lassen.

Er mußte weiter berichten über die ganze Audienz und über das Fest in der Burg, was er mit so viel Takt und Vorsicht that, daß Gräfin Bertha, die doch die Tischdame des Herzogs gewesen war, in keiner Weise peinlich dadurch berührt werden konnte.

Hedwig war aber durch das schöne Gelingen des Kinderfestes sowie durch die Nachrichten des Vaters und insbesondere durch den herzoglichen Gruß so beglückt und erfreut, daß sie vor Heiterkeit strahlte und gegen ihre Gewohnheit gesprächig war.

Ohne zu ahnen, welche Gefühle sie in der Gräfin von neuem heraufbeschwor, gab sie ihrer Schwärmerei für den Herzog, den Helden und den Sänger, unumwunden Ausdruck und erregte dadurch auch in der Prinzessin Mechthild den lebhaften Wunsch, diesen von allen so geliebten und verehrten Fürsten kennen zu lernen.

Die Sonne war hinter den Bäumen des Waldes hinabgesunken und ließ nur noch die Wipfel in goldigem Schimmer erstrahlen.

Alle schwiegen jetzt, in die Betrachtung des schönen Abendhimmels versunken.

„Wie ein Morgenroth der Ewigkeit," sagte Hedwig halblaut.

Und da niemand sprach, fuhr sie nach einer Weile fort:

„Lieber Vater, Du mußt mir ein Versprechen geben."

„Welches, mein liebes Kind?"

„Wenn ich von dieser Welt hier scheide, was ja wohl bald geschehen wird —"

„Sprich nicht so, Hedwig, wenn Du mich lieb hast," unterbrach sie der Vater.

„Wie ich Dich liebe, Vater, weißt Du; aber Du weißt auch, daß ich die Wahrheit sage. Meister Gunzel, des Herzogs Leibarzt, hat mich über meinen Zustand nicht im Unklaren gelassen. Sei nicht traurig, Väterchen, ich bin es auch nicht — wir alle sind ja in Gottes Vaterhand, es kann uns nichts Uebles geschehen. Wie hieß doch gleich das Sprüchlein, das ich kürzlich bei einem Dichter, ich weiß just nicht, bei welchem, las — ich glaube, es lautete so ähnlich:

»Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch glaub' ich fest, daß ob mir ist
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.«

„Mit dieser Zuversicht im Herzen seh' ich dem Tode freudig ins Antlitz. — Aber meine Bitte," fuhr sie in scherzendem Tone fort, „ist sehr weltlich, lieber Vater; wer weiß, ob Du sie mir wirst erfüllen wollen. Höre nur, was sich Deine thörichte Tochter wünscht —"

Mit blutendem Herzen auf den schalkhaften Ton des Mädchens eingehend, sagte Hermann:

„Nun, ich bin ganz Ohr, liebe Hedwig, Deine weltlichen Gedanken kennen zu lernen und nehme es zum guten Zeichen, daß Du uns nicht so bald verlassen wirst."

„Also mein Wunsch! Wenn ich gestorben bin, sollt Ihr mich hier in der Kapelle beisetzen und meinen Leichnam darin lassen. Das ganze liebe Paradies hier aber, das Du mir geschaffen hast, soll allmählich wieder in den Wald aufgehen. Laß den eisernen Zaun wegnehmen und die Wege verfallen, daß die Thiere des Waldes wieder herbeikommen und die Rehe und Hirsche mit ihren klugen Augen bis an das Gitter in der Kapelle herantreten und neugierig zu der Stätte meiner Ruhe hinüberblicken. Die Bäume und Sträucher aber sollen wachsen und wuchern in ungestörter Einsamkeit. Vielleicht kommt dann auf einer seiner Herbstjagden

der Herzog auch einmal hierher, findet erstaunt die Kapelle in der schönen Wildniß und verrichtet an meinem Grabe ein Gebetlein für meine arme Seele."

„Und wo sind Deine weltlichen Gedanken?" fragte der Vater mit erkünstelter Ruhe, seinen Thränen Halt gebietend.

„Ist das nicht weltlich, daß ich so viel von Dir begehre? — Denke doch, wie nutzbringend Du den Platz hier verwerthen könntest! Und nun sollst Du alles verwildern lassen, blos damit Dein Töchterchen schlafen kann — gelt, ich habe zuviel verlangt?"

Der Vater umschlang mit beiden Armen die Tochter und stammelte mit Mühe:

„Du, meine Hedwig, hast nie zu viel verlangt, ich wollte, ich könnte für Dein Leben alles, mein eigenes hingeben . . . . Aber nun komm', Du sollst jetzt wirklich schlafen, der Nachtwind ist kühl, und Du sitzest noch im leichten Kleidchen; komm' — kommt auch Ihr, liebe Damen, ins warme Gemach, damit Ihr einen Nachtimbiß zu Euch nehmt. Die Sterne funkeln schon am dunklen Firmamente und versprechen eine klare, kalte Nacht."

Und alle erhoben sich und gingen schweigend durch die schon verdunkelten Gänge des Gartens ins Haus, der Vater mit tiefem, inneren Schmerz, die Tochter in seligen Träumereien, Gräfin Bertha in ernster Ergebung in das Unvermeidliche und Prinzessin Mechthild mit einem Herzen voller unbestimmter Hoffnung und mit dem Gedanken, wie bunt und reich doch die Welt und das Leben sei und wie viel Interessantes und Wunderbares ihr noch bevorstehe.

Zehntes Kapitel.

Die Wahl des Ortes, die Propst Bernhard für die Gräfin Bertha getroffen hatte, erwies sich mit jedem Tage mehr als eine überaus glückliche.

Es war nicht nur das Landschaftliche, der dufterfüllte, liebliche Garten und der sich anschließende Wald mit seinen Riesentannen und -Fichten, in dem es sich so träumerisch und einsam lustwandeln ließ, es war vor allem auch die Gesellschaft Hedwigs und ihr leuchtendes Vorbild im Ertragen von Leiden, das auf die Gräfin die heilsamste Wirkung ausübte.

Auch Prinzessin Mechthild fand sich so zu dem jungen Mädchen hingezogen, daß sie gern auf jede andere Gesellschaft verzichtete und alle Aufforderungen des Barons von Frankenberg, ihn auf seiner nahen Burg zu besuchen, oder auch des Propstes Bernhard bei seinen kurzen gelegentlichen Besuchen, doch in der Nachbarschaft mit ihm bekannte Familien aufzusuchen, stets mit dem Bemerken zurückwies, daß sie vorläufig nichts anderes wünsche, als noch recht lange so weiter zu leben wie bisher.

Die drei Frauen waren den Tag über unzertrennlich.

Die Belesenheit und das Wissen Hedwigs sorgten für stete geistige Anregung; man beschäftigte sich nicht nur mit den großen Sängern und Erzählern der Hohenstaufenzeit, sondern auch mit religiösen Uebungen und philosophischen Gesprächen, kurz, mit der damals weitverbreiteten mystischen Theologie, in welcher, wie ein Geschichtsforscher sich ausdrückt, die Gottesminne die ganze Natur überwältigte und das Ueberirdische mit allen Sinnen wahrgenommen wurde.

Hierbei verlor der von Hedwig stets im Auge behaltene Gesichtspunkt ihres nahen Todes auch für die Anderen allmählich jeden Schrecken und führte zu der beruhigenden Ueberzeugung, die sich in dem alten Worte ausdrückt: mors janua vitae, der Tod ist der Eingang zum Leben.

In diesem Glauben bestärkten sie vor allem die kürzlich in einer guten Handschrift ihr vom Vater geschenkten Predigten des weit über Deutschlands Grenzen hinaus berühmten Bruders Berthold von Regensburg, der auf seinen Wanderungen vor Jahren auch in Breslau gewesen war und dort mit außerordentlichem Erfolge gepredigt hatte.

Außer diesen Beschäftigungen bildete, ohne daß es den drei Frauen vielleicht zum Bewußtsein gekommen wäre, noch etwas ein geistiges Band für sie, das ihre Freundschaft befestigte: die Persönlichkeit Herzog Heinrichs.

Alle Gespräche, die sie begannen, führten schließlich immer auf die eine oder andere Weise zu ihm, der ihnen auf jeglichem Gebiete des Wissens und Könnens, des patriotischen und kirchlichen Lebens als das Ideal männlicher Kraft und echter Fürstenweisheit erschien.

Auf rein geistigem Elemente beruhte hierbei die Schwärmerei Hedwigs, während Bertha durch die immer mehr in ihr sich festigende Entsagung die Kraft gewann, ihm auch als Menschen und Mann in seiner äußeren Erscheinung ihre volle Bewunderung wunschlos zuzuwenden, ja seinen Besitz niemand so sehr zu gönnen wie der Prinzessin Mechthild, in deren Herzen allmählich eine glühende Sehnsucht rege geworden war, endlich den Mann von Angesicht kennen zu lernen, den sie bisher nur als Sänger zarter Lieder und als Helden der Erzählungen ihrer Freundinnen hatte bewundern dürfen.

So waren einige Wochen ins Land gegangen, der September neigte sich schon seinem Ende zu, als die drei Frauen eines Abends nach sehr heißem Tage bei hellem Mondenscheine in Gesellschaft Frankenbergs und Hermanns wieder auf ihrem Lieblingsplatze unter

dem Vordache der Kapelle saßen und den Berichten des Ritters über die letzten Thaten des Herzogs lauschten: wie er den widerspänstigen, polnisch gesinnten Bischof siegreich von Ort zu Ort vertrieben, seine Burgen erobert und zerstört und die ihm Anhängenden ihrer Aemter entsetzt und des Landes verwiesen hätte.

Zugleich wurde auch der tapferen Thaten des jungen Barons von Zedlitz rühmlichst gedacht, der bei allen diesen Unternehmungen die rechte Hand des Herzogs gewesen sei.

Gräfin Bertha erglühte innerlich vor Freude bei den Lobpreisungen ihres Bruders, hatte auch schon den Muth, den Baron von Frankenberg zu fragen, ob er selbst in letzter Zeit den Herzog gesehen und in welcher Stimmung er ihn etwa gefunden habe?

„Ich habe den Herzog erst gestern gesehen," erwiderte Frankenberg, „er war in Breslau, wohin er von seiner Burg Ritschen bei Brieg gekommen war, um einige dringende Staatsgeschäfte zu erledigen und dann zur Erholung sich in den nächsten Tagen dem Jagdvergnügen zu widmen, bis die großartigen Vorbereitungen für das im Oktober stattfindende Turnierfest in Reisse, das in erster Reihe eine Kundgebung des Deutschthums in Schlesien sein soll, beendet sein werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Herzog demnächst in diesen Wäldern hier jagt, die er sehr liebt. Was seine Stimmung anbetrifft, so fand ich ihn sehr ernst, aber gleichwohl heiter und ausgeglichen. Er hatte gestern ein Büchlein eines griechischen Philosophen vor, das ihm Simon Gallicus ins Lateinische übertragen hat, aus dem er mir einige Stellen vorlas, zu denen er seinen Kommentar lieferte. Ich war erstaunt über die Schärfe und Frische seines Geistes, die er nach den Strapazen der letzten Wochen an den Tag legte. Auch einige neue Lieder soll er verfaßt haben, die er aber bisher nur seinem getreuen Zedlitz vorgesungen hat. Dieser ist gegenwärtig in Breslau und sehnt sich danach, Euch einmal zu sehen, Frau Gräfin."

„Dann will ich gleich morgen hin," erwiderte Gräfin Bertha lebhaft erregt. „Ich trage auch das Verlangen, meinen Bruder zu

sehen und zu sprechen. Er wird mir auch Nachrichten über meinen Mann geben können."

„Sicher kann er das. — Ich werde Euch morgen das Geleite geben, Gräfin Bertha."

Sie nahm es dankend an. Den Muth zum Leben hatte sie vollständig wieder erlangt, sie fühlte sich sicher vor ihren eigenen Gefühlen. Hedwig aber hatte, als die Gräfin ihre Absicht, fortzugehen, ausgesprochen, einen tiefen Seufzer ausgestoßen, den ersten Klagelaut, der über ihre Lippen kam, so lange die drei Frauen zusammen waren.

„Warum seufzest Du, mein Kind?" fragte der Vater besorgt.

„Bertha wird morgen abreisen, und ich werde sie nicht wiedersehen, das weiß ich gewiß," erwiderte Hedwig, und ein Strom von Thränen brach aus ihren Augen.

Hermann war in hohem Grade erschreckt über diese ganz ungewöhnliche Erregung seiner Tochter und fürchtete das Schlimmste für ihre Gesundheit.

Gräfin Bertha aber war schnell gefaßt und ließ den traurigen Ton nicht aufkommen. Sie umarmte Hedwig, wischte ihr die Thränen von den Wangen und sagte lachend:

„Hedwig, was sind das für Dinge! Gleich gieb mir einen Kuß und lache wieder! So. — Zur Belohnung verspreche ich Dir auch, in drei Tagen wieder bei Dir zu sein. Ich muß doch auch einmal nach meiner Wirthschaft sehen! Es geht ja sonst alles drunter und drüber."

„Nun, so geh', wenn Du mir versprichst, bald wiederzukommen; aber Mechthild bleibt bei mir, nicht wahr?"

„Solange Du mich haben willst," sagte Mechthild herzlich.

„Dann bin ich zufrieden," stammelte Hedwig noch immer aufgeregt und fuhr hastig fort: „Und nun habe ich noch eine Bitte."

„Sprich, mein liebes Kind!" sagte Hermann.

„Wir wollen morgen, wenn das Wetter schön ist — und es wird schön sein — Bertha zu Pferde bis an die herzogliche Meierei begleiten; es ist Monate her, daß ich nicht geritten bin."

„Wird es Dir auch nicht schaden?“ wandte der Vater ein.

„Wenn wir Schritt reiten, hat es nichts auf sich,“ bemerkte Frankenberg, „es ist kaum zwei Stunden Wegs.“

„Freilich reiten wir Schritt,“ sagte Hedwig, „dann haben wir uns desto länger,“ und dabei schmiegte sie sich leidenschaftlich fest an Gräfin Bertha an und zog auch Mechthild herbei, sodaß die drei Frauengestalten eine lieblich anzuschauende Gruppe bildeten. Frankenberg und Hermann sahen sich unwillkürlich an und konnten ihre Rührung kaum verbergen.

Mit Hedwig's Ruhe war es für heute vorbei. Sie trug ein Wesen zur Schau, das sonst niemals an ihr bemerkt worden war, auch zeigte sich auf ihren sonst so blassen Wangen eine fliegende Röthe, und sie redete hastig wie im Fieber.

Der Gedanke des Todes hatte nie für sie etwas Trauriges oder Furchtbares gehabt, aber die ihr plötzlich vor Augen gerückte Trennung von zwei so wider Erwarten erworbenen lieben Freundinnen hatte sie aufs schmerzlichste berührt und im tiefsten Innern erschüttert.

Der Mond stieg immer höher über den Wipfeln des Waldes empor und hüllte das ganze Paradies in seinen magischen Zauber. Tiefe Schatten wechselten mit hell beleuchteten Rasenflächen, Büsche und Sträucher bildeten phantastische Figuren und Gruppen. Das Mondlicht schien auch auf Hedwig seinen berückenden und berauschenden Einfluß zu üben. Sie redete immer leidenschaftlicher, ihre Gedanken verirrten sich in wunderliche Phantastereien.

Nachdem sie einen förmlichen Hymnus auf die Freundschaft angestimmt hatte, wobei sie Bertha und Mechthild als Engel pries, die ihr von Gott gesandt seien, um ihr den letzten Theil des Weges bis zur Pforte des ewigen Lebens zu verschönen, fuhr sie, sich von ihrem Sitze erhebend und vor die Anderen tretend, mit lauter Stimme fort:

„Also dürft Ihr mich auch nicht verlassen, denn Ihr erfüllt eine göttliche Sendung. Lange wird die Wanderung nicht mehr dauern, das fühle ich, und dann seid Ihr erlöst. Ich sehe es alles,

wie es kommen wird. Die Schatten seh' ich schon schweben, die mich zur Gruft geleiten werden! Seht Ihr es nicht?"

Sie öffnete weit ihre großen Augen, erhob ihre Arme und blickte starr in die Ferne, als folge sie mit größter Spannung einem sich vor ihr abspielenden Ereignisse.

Der Vater wollte sie beruhigen und ergriff sanft ihre Hand, mit milden Worten sie bittend, ins Haus zurückzukehren.

Sie aber wies ihn mit leichter Handbewegung zurück und deutete in den Garten hinaus mit immer lebhafteren Geberden.

„Seht ihr es nicht? Ein langer Zug! Voran er in seiner herrlichen Rüstung, das volle Haar lang herabwallend, auf feurigem Rosse! Und wen trägt er in seinen Armen? Im weißen Kleide trägt er mich — die Schlafende — seht ihr es nicht? Oh, ich Selige! — und dann folgen die Andern klagend und weinend! Wo bist Du, Mechthild, bist Du hier und dort? Ich sehe Dich doppelt, Mechthild, — warum weinst Du dort? Komm' her! — Mechthild siehst Du Dich selbst?"

Sie griff nach Mechthild, die sich ihr, von Schauern gepackt, genähert hatte, sie stützte sich auf sie und sank ohnmächtig in ihre und des Vaters Arme.

Alle hatten sich erhoben und standen ergriffen und rathlos.

Dann trugen sie Frankenberg und Hermann in stummem Schmerz ins Haus.

Dort aber erholte sie sich in kurzer Zeit, und die Augen öffnend und wie aus tiefem Schlaf erwachend fragte sie die Umstehenden erstaunt:

„Was ist denn geschehen?"

„Nichts, meine Tochter," erwiderte Hermann, glücklich, daß es nur eine Ohnmacht gewesen, „Du bist müde geworden, Hedwig willst Du nicht lieber zu Bett gehen?"

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe, reichte lächelnd allen nach einander die Hand und sagte in fröhlichem Tone:

„Also morgen reiten wir!"

Darauf begab sie sich zur Ruhe.

Der Vater ließ es sich nicht nehmen, bei ihr die ganze Nacht zu wachen, aber sie schlief still und sanft bis an den lichten Morgen.

* * *

Hedwig hatte richtig prophezeit: ein herrlicher Herbsttag brach an, goldig schimmerte die Sonne durch das rothgelbe Laub der Bäume in dem stillen Waldgarten, und die Luft war klar und durchsichtig, frisch und voll Würze.

Ritter Frankenberg mahnte zum frühen Aufbruch, da man bis zur Meierei im Schritt reiten und dort vielleicht vor der Trennung noch ein Stündchen beisammen bleiben wollte.

Stattlich nahm sich die kleine Kavalkade aus.

Die drei Frauen hatten herrliche Rosse und waren ganz verschieden gekleidet.

Gräfin Bertha trug ein braunrothes Sammetkleid mit Pelz besetzt, auf dem Kopfe ein gleichfarbiges Barett mit Reiherfedern, ihr braunes Haar war zu einem starken Knoten heraufgebunden; Prinzessin Mechthild erschien in hellgrünem Seidengewande, von dem ihr unter einer breiten mit Edelsteinen besetzten Kopfspange, üppig hervorquellendes Goldhaar sich prächtig abhob; und Hedwig war wieder ganz in ihr geliebtes Weiß gekleidet, als Kopfbedeckung trug sie ein haubenartiges Mützchen mit Spitzenbesatz, vorn auf der Brust eine rothe Rose.

Die frische Morgenluft hatte auch ihre blassen Wangen sanft geröthet, nichts von den Vorgängen am gestrigen Abende schien in ihrer Erinnerung haften geblieben zu sein.

Ritter von Frankenberg, der Goldschmied Hermann und zwei Reitknechte bildeten die männliche Begleitung.

Der behagliche Ritt in den Morgen hinein, auf gut gehaltenen Wegen, im duftenden, von tausend Sonnenlichtern durchwobenen Tannenwalde, erzeugte in allen eine fröhliche Stimmung.

Selten wohl hatte der ernste Wald eine so heitere Gesellschaft gesehen, der es nur darauf anzukommen schien, mit Scherzen und

leichten Gesprächen die Stunden hinzubringen und ganz der Gegenwart zu leben.

Und doch regte sich in den Herzen der Meisten hin und wieder ein banges Gefühl der Sorge, wenn sie auf Hedwig blickten.

Ihre ausgelassene Heiterkeit bildete einen so auffallenden Kontrast zu ihrem Verhalten am verflossenen Abende, daß die Befürchtung eines plötzlichen Umschlages der Stimmung in ihr Gegentheil nur zu berechtigt war.

Hedwig selbst schien aber an eine solche Möglichkeit gar nicht zu denken. Sie hatte so lange nicht auf einem Rößlein gesessen, noch dazu in so lieber Gesellschaft und in so frischer Morgenluft, daß sie sich wie in ein neues Element versetzt fühlte, in dem es sich leichter athmen ließ, in dem ihr gleichsam Flügel wuchsen.

Ja, sie erhob sogar ihr Stimmlein zum Gesange und begann Herrn Walther's bekanntes Lied:

„Sô die bluomen ûz dem grase dringent" u. s. w., mußte aber gleich wieder aufhören, da sie ihre Kräfte doch überschätzt hatte.

Aber auch das ließ sie sich nicht anfechten, sondern sie scherzte noch über ihr Gekrächze, wie sie sich ausdrückte, und machte sogar ihren Schatten, der sich neben dem der Anderen, als sie gerade über einen Wiesenplan ritten, recht dürftig ausnahm, zum Gegenstande ihres Spottes.

So gab sie selbst den Ton an, in den die Anderen mit Vergnügen einstimmten.

Als dann der Wald immer dichter und wilder wurde, begann sie von Neuem:

„Wißt ihr, wie mir unsere Fahrt durch den Wald hier erscheint? Wie die schlaue Entführung einer Prinzessin, die von den Abgesandten eines großen Fürsten zu einem vorgespiegelten Spazierritt verleitet, immer weiter in den dunklen Wald gelockt und schließlich, da man Weg und Steg verloren zu haben vorgiebt, dem verliebten Fürsten in dessen Burg zugeführt wird. Ritter von Frankenberg und mein Vater sind die Abgesandten, Gräfin Bertha ist die ins Geheimniß gezogene Ehrendame, ich selbst das

unschuldige Kammerzöfchen, und Mechthild ist die Prinzessin. Sie ist zwar nur eine Baronin — verzeiht mir das „nur", Herr Baron von Frankenberg — aber ich wüßte nicht, daß ich mir in meiner Phantasie jemals eine wirkliche Prinzessin schöner und lieblicher ausgemalt hätte als sie."

„Schmeichelkätzchen," rief die Prinzessin erröthend aus, und Frankenberg und Gräfin Bertha sahen sich bedeutsam lächelnd an, im Stillen das Ahnungsvermögen des kranken Mädchens bewundernd; denn Frankenberg war vom Propst Bernhard längst in das Geheimniß gezogen worden.

„Wie kommst Du aber gerade auf eine Entführung?" fragte Goldschmied Hermann, auf den Scherz eingehend. „Könnte das nicht eben so gut ein ganz ehrbares Geleite sein, das der Prinzessin auf dem Wege zu ihrem fürstlichen Bräutigam mitgegeben ist?"

„Das würde ich mir ganz anders vorstellen," erwiderte Hedwig, „vor allen Dingen viel zahlreicher und prächtiger; da müßte schon mindestens ein Dutzend Ritter aufwarten und eine gleiche Zahl Edeldamen und dreimal so viel Knappen, alle auf stolzen Rossen und in prächtigen Gewändern. Nein, nein, ich bleibe bei meiner Entführung, das stimmt viel besser zu meiner Prinzessin Mechthild, wie ich sie kennen gelernt habe, den Kopf voll romantischer Ideen und Zukunftspläne, voll Träumerei und Abenteuerlust. Sie würde auch dem verliebten Fürsten nicht allzulange zürnen und ihm schließlich alles vergeben und auch die Versöhnung des Vaters herbeiführen. Ach! Du solltest unseren erlauchten Herzog Heinrich kennen, Mechthild! Schade, daß Du keine wirkliche Prinzessin bist. Das wäre ein Mann, wie er für Dich paßte, und wie ich ihn Dir wünschte! Nicht wahr, Bertha?"

Gräfin Bertha schaute wieder bedeutungsvoll von Frankenberg zu Mechthild, die, ihre Verlegenheit zu verbergen, den Kopf abwandte und in den Wald hineinblickte, als beobachte sie etwas ganz besonders Merkwürdiges.

„Du könntest schon Recht haben," erwiderte Gräfin Bertha lachend, „schade, daß es nur Phantasieen sind!"

„Und daß die Phantasieen nicht noch phantastischer sind,“ fiel Mechthild lustig ein, „denn wenn ich mir schon Abenteuer ersinne, dann müssen sie auch so bunt und bedeutend sein, daß selbst Könige und Kaiser darin eine Rolle spielen, und daß ich doch die Fäden der Geschicke aller in den Händen behalte.“

„Das laß ich gelten, schöne Baronin“, rief Ritter von Frankenberg lachend aus, im „Wünschen mag man so verschwenderisch sein, wie nur irgend möglich, wenn man nur im Leben immer so bescheiden und zufrieden bleibt bei dem, was das Schicksal bietet, wie Ihr, Baronin Mechthild!“

„Alle meine Wünsche sind jetzt darauf gerichtet, in der Meierei, deren Dächer schon vor uns aufsteigen, ein gutes Glas Milch und ein frisches Gebäck zu finden, denn die Wald- und Morgenluft hat mir einen kräftigen Appetit gezeitigt,“ erwiderte Mechthild, froh, dem Gespräch, das sie innerlich mehr bewegt hatte, als sie sich selbst eingestand, eine andere Wendung geben zu können.

Die Meierei, die auf halbem Wege vom Waldparadies nach Breslau lag, bestand aus mehreren großen Wirthschaftsgebäuden und Ställen, die von einer hohen Mauer umgeben waren, noch aus der Zeit stammend, da man jederzeit auf räuberische Ueberfälle gefaßt sein mußte.

Jetzt herrschte, dank der kräftigen Regierung Herzog Heinrichs, überall im Lande Ruhe und Frieden, und es hätte der Umfriedigung des Gehöftes kaum mehr bedurft.

Auch der alte, dem Anwesen vorstehende Meier, der es für die herzogliche Küche mit Hülfe einer Anzahl von Knechten und Mägden verwaltete, trug an seinem Leibe noch ein Abzeichen jener unsicheren Zeit, in der man nachts die Waffen neben sich im Bette liegen haben mußte: es fehlte ihm ein Auge, das ihm vor 20 Jahren bei einem Ueberfall ausgeschlagen worden war.

Der kräftige, trotz seiner 70 Jahre noch ungebeugt einhergehende Mann empfing seine vornehmen Gäste mit ruhiger Höflichkeit und fragte nach ihrem Begehr.

Er konnte mit allerhand aufwarten: mit Milch, Butter, Käse, Eiern, frischem Brot, vorzüglichem Honig, Obst, ja sogar mit selbstgekeltertem Wein, der zu jener Zeit in Schlesien bei weitem mehr Anbau und Pflege fand als heutzutage.

Wie gut ließen sich die vornehmen Herrschaften, die ausdrücklich das Anerbieten Hermanns, Proviant mitzunehmen, abgelehnt hatten, alle diese Dinge munden unter freiem Himmel an hölzernem, aber blendend weißem Tische.

Saubere Mägde, die rasch ihren Sonntagsstaat angelegt hatten, machten die Bedienung, auch die Bauerburschen ließen sich ab und zu in bescheidener Entfernung sehen und warfen neugierige Blicke nach dem herrschaftlichen Tische.

Um nur ja keine Abschiedsstimmung aufkommen zu lassen, die sich in plötzlicher Schweigsamkeit schon bei Hedwig ankündigte, fragte Frankenberg den Meier, ob seine Knechte und Mägde nicht einen ländlichen Reigentanz aufführen könnten.

Natürlich konnten sie das, und so wurde dann nach beendeter Mahlzeit und unter den Klängen zweier Fideln und einer Schalmei eine Anzahl theils grober, theils zierlicher Tänze, wie sie damals im Schwange waren, vorgeführt, wobei Mägde und Knechte uralte deutsche Sprüchlein in halbsingendem Tone hersagten.

Mechthild äußerte dem Baron Frankenberg ihr Erstaunen darüber, daß hier im fernen Osten, in entlegener Waldgegend, deutsche Sprache und deutsche Sitte so tief wurzelten, wo sie angenommen hatte, daß das Polenthum allein herrsche.

Doch Frankenberg belehrte sie, daß noch viele Meilen weiter östlich, bis tief in das eigentliche Polen hinein, deutsche Sprache und deutsche Art zu Hause wären und immer weiter siegreich vordrängen. Man verdanke auch diesen Erfolg der weisen Regierung Herzog Heinrichs und seiner großen Vorfahren.

Ritter von Frankenberg gab jetzt der Gräfin einen heimlichen Wink und flüsterte ihr zu, sie solle den Abschied so kurz und so heiter wie möglich gestalten.

Während sie sich erhoben und die Reitknechte mit den Pferden herbeiriefen, erschien plötzlich in der Meierei ein altes zerlumptes Weib, das hinkend und fast athemlos sich dem Tische mit den Gästen näherte.

Als sie Hedwig erkannte, glitt ein frohes Lächeln über ihr runzliges Gesicht, sie kniete vor ihr nieder und wollte ihre Hände küssen. Hedwig duldete es nicht, griff in die Tasche und gab ihr ein Almosen.

„Das ist die alte Kräuter-Barbara," sagte sie, „sie ist taubstumm, kennt aber jeden Weg und Steg im Walde und sammelt Kräuter für die Meierei."

Die Alte steckte das Geld in die Tasche und fing sogleich mit lebhaften Geberden an, etwas anzudeuten, was sich im Walde ereignet habe. Es mußte etwas Schreckliches sein, wovor sie zu warnen suchte. Von Zeit zu Zeit faltete sie bittend die Hände und sah Hedwig an, deutete dann wieder auf den Wald hinaus, als ob sie sie davon zurückhalten wollte, hinein zu reiten.

Der Meier trat herzu und bedeutete ihr durch eine Zeichensprache, die sie sofort verstand, sie solle die Herrschaften nicht belästigen und ins Haus gehen. Sie entfernte sich darauf, blieb aber nach einigen Schritten stehen und fing sogleich ihre lebhaften Bewegungen wieder an, sobald sie sah, daß die Herrschaften sich anschickten, ihre Rosse zu besteigen und abzureiten.

Gräfin Bertha benutzte die Erscheinung der Alten, um scherzend recht schnell das Abschiednehmen zu bewirken.

„Eilen wir nur," sagte sie, „sonst verhext uns die Alte noch mit ihren Blicken. Dir, liebe Hedwig, kann sie freilich nichts anhaben, aber wir armen sündigen Menschenkinder müssen uns in Acht nehmen. Also, leb' wohl, Hedwig, in drei Tagen bin ich wieder bei Dir."

Sie umarmte und küßte sie herzlich auf den Mund, fühlte aber auch dabei, wie die zarte Gestalt Hedwigs in ihren Armen zitterte.

Rasch schwang sie sich jetzt auf ihr Roß, winkte grüßend den Anderen, rief noch einmal: „Auf frohes Wiedersehen, Hedwig!" und

sprengte mit Frankenberg davon, sodaß sie bald den Blicken der Zurückbleibenden entzogen wurde.

Hedwig hatte ihnen mit feuchten Augen nachgesehen, sie schalt sich aber selbst und ihre Schwäche und trat nun auch rasch zu ihrem Rosse, um sich hinaufheben zu lassen.

„Laßt uns heimkehren," sagte sie, „ich bin ja so froh, daß ich Dich noch habe, Mechthild, und daß auch der Vater wieder mit mir umkehrt und noch einige Tage bei uns verweilen will. Und dann ist ja auch Bertha bald wieder da."

Man verabschiedete sich jetzt noch von dem alten Meier und den reich beschenkten Knechten und Mägden und wollte eben zum Thore hinausreiten, als die alte Barbara noch einmal hervorstürzte, sich vor Hedwigs Pferde niederwarf und mit den ängstlichsten Geberden wieder zu warnen schien, in den Wald hinauszureiten.

„Was hat denn die Alte?" fragte Hermann den herzutretenden Meier. „Ist es denn unsicher im Walde? Hat sich in letzter Zeit etwa ein gefährliches Raubthier hier gezeigt?"

„Es ist nichts," antwortete der Meier, „die Alte ist im Gehirn etwas gestört. Ich bin mit meinen Knechten erst heute Morgen hier rings im Walde herum gewesen, Ihr könnt beruhigt heimreiten. Seit einiger Zeit ist sie so wunderlich, sie wird wohl nicht mehr lange leben."

Er faßte die Alte bei ihren Lumpen und riß sie in die Höhe, ihr ernstlich ihr ungebührliches Betragen verweisend.

Heulend erhob sie sich und ging davon, winkte aber den Fortreitenden noch unablässig aus der Ferne zu.

„Es kann nichts auf sich haben," sagte Hermann, „ich reite doch diesen Weg so oft. Zur Noth haben wir ja noch unsere Knechte mit ihren sicher treffenden Pfeilen und ich mein gutes Schwert. Fürchtest Du Dich, Hedwig?"

„Nicht im geringsten," sagte sie lachend, „unsere Feinde sind nicht außer uns, die sind nur in uns."

„Und Ihr, Baronin?"

„Ich würde mich freuen über ein kleines Abenteuer, sei's nun mit Menschen oder mit wilden Thieren," gab Mechthild lustig zur Antwort.

So ritten sie getrost den Weg, den sie gekommen, zurück.

Alle schwiegen in Erinnerung der eben verlebten schönen Stunden.

Der Mittag war herangekommen und tiefe Stille herrschte im Walde, die Sonne schien hell und warm, aber nicht drückend ein kräftiges Herbstlüftchen strich hin und wieder angenehm durch die wildverwachsenen Fichten.

Da ließen sich plötzlich aus weiter Ferne langgezogene Töne vernehmen, zuerst so schwach, daß man noch eine Täuschung des Ohres vermuthen konnte, bald aber war genau der Klang von Waldhörnern zu unterscheiden. Auch Hundegebell wurde jetzt immer deutlicher vernehmbar.

Alle horchten auf.

„Eine Jagd ist in der Nähe," sagte Hermann, „das kann nur der Herzog sein, der allein berechtigt ist, hier zu jagen."

Hedwig war bei diesen Worten einer Ohnmacht nahe. Das Herz pochte ihr so schnell und laut, daß sie unwillkürlich danach griff, wie um es zu beruhigen, aber es hörte nicht auf zu klopfen, und vor ihre Augen legte sich ein Schleier, daß sie die ganze Gegend nur wie im Nebel sah.

Was sie im Stillen immer gehofft, ohne an eine Verwirklichung zu glauben: den geliebten Fürsten einmal wieder zu sehen, noch dazu hier in der Abgeschiedenheit des Waldes, frei und ungebunden von steifer Hofsitte, sollte es nun zur Thatsache werden? Sie konnte es kaum fassen.

Auch Mechthild vermochte ihre innere Erregung schwer zu verbergen, ihr Verlangen, den Herzog kennen zu lernen, auch ohne daß er ahnte, wer sie sei, war in den letzten Tagen, da soviel von ihm die Rede gewesen war, aufs höchste gestiegen.

„Das wäre also das erste Abenteuer," dachte sie bei sich.

„Nun versteh' ich die alte Barbara," sagte Hermann, der keine Ahnung davon hatte, welche Erregung sich der beiden jungen

Frauenherzen bemächtigt hatte, „sie hat die Jagd getroffen, und die Hunde mögen ihr wohl etwas stark zugesetzt haben. Das konnte man ihren Lumpen ansehen."

Langsam ritt man weiter bis an jene weite Lichtung, wo Hedwig vorhin über ihren Schatten gespottet hatte.

Der Lärm der Jagd kam immer näher.

Plötzlich brach ein großer Hirsch mit riesigen Sätzen aus dem Waldesdickicht hervor, über den Wiesenplan daher, gerade auf die kleine Kavalkade zu. Hinter ihm her ein Trupp Reiter mit Hunden, allen voran auf schäumendem Rosse der Herzog mit erhobenem Speer, den er jetzt so geschickt warf, daß er den Hirsch gerade in den Nacken traf und das Thier ächzend zusammenbrach.

Laute Rufe der Bewunderung wurden in den Reihen des Gefolges vernehmbar, kläffend umstand die Meute das herrliche Thier.

Die ganze Scene hatte sich so schnell abgespielt, daß die Jagdgesellschaft erst jetzt die kleine Gruppe des Goldschmieds Hermann gewahr wurde, die sich in höchster Verwirrung und Aufregung befand.

Denn in dem Augenblicke, da der Herzog in seiner prächtigen Jagdrüstung, mit fliegendem Haar und der den Speer haltenden erhobenen Rechten, kurz mit der ganzen Wucht seiner gewaltigen Persönlichkeit aus dem Waldesdickicht hervorgebrochen war, hatte Hedwig einen lauten Schrei ausgestoßen und war ohnmächtig vom Pferde herabgesunken.

Hermann und die Knechte waren sogleich zur Hand, sie aufzuhalten, auch Mechthild sprang vom Pferde und eilte bestürzt herbei.

Sobald der Herzog den Vorgang bemerkte, ritt er auf Hermann zu, den er staunend erkannte, und fragte ihn, was geschehen und wer die Verunglückte sei.

Der Vater war vor Schreck und Gram selbst kaum seiner Sinne mächtig, und als er dem Herzog kurz berichtet hatte, daß er seine Tochter im Arme halte, die mit dem Tode ringe, begann der arme

Mann zu schluchzen und zu jammern und war nicht imstande, Hedwig länger festzuhalten.

Da stieg der Herzog selbst vom Pferde und kam ihm zu Hülfe.

„Beruhigt Euch, Meister Hermann," sagte er sanft tröstend, „es wird wohl nur eine vorübergehende Ohnmacht sein. Erlaubt, daß ich die Kranke dort in den Schatten hinübertrage und auf eine weiche Decke lege, sie wird schon wieder zu sich kommen. — Wo ist Konrad, der Arzt?" setzte er zum Gefolge gewendet hinzu.

Und alle anderen, die ihm die traurige Last abnehmen wollten, zurückweisend, trug der Herzog Hedwig auf beiden Armen wie ein Kind über die Wiese an den schattigen Waldessaum, während der junge Arzt Konrad zu Pferde vorauseilte, eine weiche Decke auf das Moos auszubreiten und ein Fläschchen Balsam für die Ohnmächtige bereit zu halten.

Als nun der Herzog, Hedwig so in seinen Armen haltend, vorsichtig dahinschritt, öffnete sie noch einmal die Augen, blickte mit einem Ausdruck innigsten Glückes ihn an und sagte mit schwacher, aber klarer Stimme:

„Hab' Dank, geliebter Fürst — so trage mich in die Heimath, — Gott sei meiner Seele gnädig!"

Damit schloß sie die Augen und that sie nie wieder auf.

Der Herzog hatte sie sanft auf die Decke niedergelassen, der Arzt sich um sie bemüht und sie mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ins Leben zurückzurufen versucht, jedoch vergeblich.

Ein Herzschlag hatte ihr Leben geendet.

Sobald dies feststand, entließ der Herzog sein Jagdgefolge und behielt nur zwei seiner Barone und einige Knechte bei sich.

Dann trat er auf den bei der Leiche knieenden Hermann zu, reichte ihm die Hand und bat ihn freundlich, aufzustehen.

„Ihr habt einen bitteren Verlust erlitten, Meister Hermann," sagte er mit weicher Stimme, „war das Euer Töchterlein, das mir die schönen Verse zur Ueberreichung der Krone gewidmet hat?"

„Sie war es, meine Einzige," schluchzte Hermann.

„Armer Vater, Gott hat Euch schwer heimgesucht, aber Euer Kind war sehr leidend, die Erde war kein Aufenthalt für sie, und nun ist sie wohl aufgehoben. Laßt Euch das zum Troste gereichen!"

Hermann nickte traurig mit dem Kopfe und küßte dem Herzog die Hand.

„Wer ist jene schöne Frau, die dort abseits in stummem Schmerze steht?" fragte der Herzog leise, auf Mechthild deutend, die in einiger Entfernung an einem Baume lehnte und wie geistesabwesend auf die Leiche starrte; es war die erste, die sie in ihrem Leben sah.

„Eine Baronin von Putlitz," erwiderte Hermann, „sie weilte seit einigen Wochen hier und war meiner Tochter innig befreundet."

„Putlitz? Märkischer Adel! Wie kommt sie hierher?" fragte der Herzog erstaunt mit leiser Stimme.

„Sie ist zu Besuch bei der Gräfin Wysenburg," erwiderte Hermann ebenso.

Des Herzogs Erstaunen wuchs. Bei ihr? Noch einmal wandte er verwundert seine Augen auf die stolze Frauengestalt und blickte sie lange an. Diese Fülle frischester Jugend in einem Wesen von vollendeter Schönheit mit dem Zuge tiefsten seelischen Leidens im Antlitz fesselte ihn derartig, daß er nur mit Gewalt und gezwungen durch die Lage, in der er sich befand, seine Blicke wieder von ihr abwenden konnte.

Aber er empfand das Bedürfniß, ihr auch ein Wort des Bedauerns zu sagen. Entschlossen trat er an sie heran und war nun erst recht betroffen von der Schönheit dieses Weibes, da es die großen, feuchten Augen auf ihn gerichtet hielt.

Stumm standen sie sich so eine Weile gegenüber.

„Euer Schmerz, edle Jungfrau," begann er endlich mit gedämpfter, zu Herzen gehender Stimme, „berührt auch mich. Meine Worte werden Euch zwar kaum einen Trost gewähren, da sie von einem Unbekannten kommen, aber seid versichert, daß tiefe Leiden schnelle Vermittler von Menschenherz zu Menschenherz sind. Ich hoffe, Euch noch wiederzusehen, Baronin."

Sie war keines Wortes mächtig, aber es durchbebte sie ein Gefühl, als müsse sie die Hand dieses Mannes ergreifen und dankbar an ihre Lippen drücken. Sie zitterte, sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht.

Er bemerkte ihre Aufregung und schrieb sie allein ihrem Seelenschmerze zu.

Rasch kehrte er sich ab und befahl, sein Roß vorzuführen. Nachdem er es bestiegen, wandte er sich zu Hermann und sagte in bittendem Tone:

„Und nun gebt mir Euer Töchterlein, daß ich es in seine Heimath trage!“

Hermann wollte in seiner Bescheidenheit eine Einwendung machen, der Herzog aber bestand darauf, daß man ihm die Leiche aufs Pferd reichte, wo er, die Zügel fallen lassend, Hedwig in seine beiden Arme schloß und wie eine Schlafende trug.

„Es war ihr letzter Wunsch,“ sagte er zum Vater, „er soll mir heilig sein.“

„Sie hat es geahnt,“ flüsterte Hermann.

Auch die Anderen hatten ihre Rosse bestiegen, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Der Herzog ritt voran; bald rief er Hermann an seine linke Seite und ließ sich von ihm das Leben und Leiden seiner Tochter schildern, was dem Vater ein wahrer Trost in seinem Kummer war. Er berichtete eingehend über ihr ganzes Wesen, über ihre Studien, ihre Wohlthätigkeit und verschwieg auch ihre glühende Verehrung für den Herzog nicht und die Vision, die sie noch am vergangenen Abende gehabt habe.

Mit tiefem Ernste und Mitgefühl hörte der Herzog zu.

Und Mechthild? Sie ritt stumm und allein hinter den Beiden her, ihre Brust durchtobten tausend verworrene Gedanken und Gefühle.

Ihr ganzes Leben flog in der Erinnerung rasch an ihr vorüber von ihrer frühesten Kindheit an unter der zahlreichen Schaar von Geschwistern, die sie nie recht in ihrem Wesen verstanden hatten,

dann das bunte und unruhige Treiben am Hofe ihres Vaters, der ununterbrochen in kriegerische Fehden verwickelt, kaum die Entwickelung seiner Kinder zu beobachten imstande war, die stille, sanfte, stets leidende Mutter und so weiter bis zu dem Augenblicke, da sie mit dem Propst Bernhard zum ersten Male hinausdurfte in die Welt voll bunter Abenteuer.

Was hatte sie in der kurzen Zeit schon alles erlebt!

Und nun fielen ihre Augen wieder auf die beiden Reiter vor ihr und die todte, nur so wenige Wochen besessene Freundin.

War das ein Traum, was mit ihr vorging? War der herrliche Ritter vor ihr wirklich der große Herzog, von dem sie so viel gehört, den sie kennen zu lernen so glühend gewünscht hatte?

War er es gewesen, der vorhin so gütig mit ihr gesprochen, der jetzt die Leiche eines schlichten Bürgermädchens in seinen Armen hielt? War es derselbe Herzog, dessen Lieder sie entzückt, dessen Kriegsthaten ihre Bewunderung erregt hatten? Derselbe große, stolze Herrscher, der da so bescheiden, fast demüthig vor ihr herritt?

Sie konnte es nicht fassen, nicht begreifen! Aber sobald sie inne ward, daß sie nicht träume, wie war es nur möglich, daß all' ihr Schmerz dann auf einmal wie zerronnen schien, daß sie hätte aufjauchzen mögen wie die letzten Lerchen hoch über ihr, die die Flügel schon zur großen Reise rüsteten?

Hatte er nicht gesagt: er hoffe sie noch wiederzusehen? War das nicht ein Zeichen, daß auch sie ihm gefallen habe? Daß er wünsche, sie kennen zu lernen? Alles vergegenwärtigte sie sich noch einmal, vom ersten Augenblicke an, da sie ihn gesehen! Wie lang erschien ihr die Zeit, da er vor ihr gestanden, sie angeschaut, mit ihr gesprochen hatte, weil sie in den wenigen Augenblicken so unendlich viel beobachtet, gedacht und empfunden hatte! Trotz ihrer scheinbaren Apathie war ihr nicht der geringste Zug an ihm entgangen, jede Bewegung, jeder Blick seiner Augen, jede Abtönung im Klange seiner Stimme war ihr gegenwärtig und sie wiederholte sich alles tausendmal!

So waren sie bis in den stillen Waldwinkel zurückgekehrt, ohne daß sie gemerkt hatte, wie die Zeit vergangen, ohne daß sie so recht an Hedwig gedacht hatte!

Erst jetzt, da der Zug vor der Kapelle hielt, dem Lieblingsaufenthalte Hedwigs, da man dem Herzog die Leiche aus den Armen nahm, da er selbst vom Pferde stieg, um sich in die Kapelle zu begeben, erst jetzt erfaßte sie wieder der ganze Schmerz um den Verlust dieses geliebten Wesens, das ihr in wenigen Wochen so sehr ans Herz gewachsen war.

Man fand in der Kapelle schon eine mit Blumen und grünen Reisern geschmückte Bahre vor, welche die alte Muhme in der Eile hatte aufstellen lassen. Ein Knecht war vorausgeritten und hatte dort berichtet, was geschehen, und den traurigen Zug angemeldet.

In ihrem weißen Kleide legte man sie auf die Bahre. Ein verklärtes Lächeln umschwebte die feinen Züge des wächsernen Gesichtes.

Als der Herzog am Fußende niederkniete und laut ein Gebet zu sprechen begann — wie schnell war in Erfüllung gegangen, was Hedwig sich gewünscht —, erfaßte Mechthild ein solcher Schmerz, daß sie den Anblick nicht länger ertragen konnte.

Laut aufschluchzend stürzte sie aus der Kapelle und eilte dem Walde zu und verbarg sich dort in tiefster Einsamkeit, bis der Abend herniedersank und das Glöcklein der Kapelle zu ihr herübertönte.

Da ging sie zurück und fand nur bei der Leiche noch den Vater und seine alte Schwester. Der Herzog mit seinem Gefolge war längst fort.

Stumm reichte sie den beiden Alten die Hand und setzte sich zu ihnen. Sie war gefaßt in ihrem Schmerze, ja aus ihren Augen strahlte es wie friedliches Glück in der Ueberzeugung, daß das liebe Kind ausgelitten habe und selig sei.

Jetzt traten Landmädchen herein mit brennenden Kerzen in der Hand, die sie rings um die Bahre aufstellten. Sie wollten zur Nacht die Todtenwache übernehmen.

Als Hermann mit seiner Schwester und Mechthild ins Haus zurückgingen, sagte er zu dieser:

„Der Herzog sah sich nach Euch um, als er fortreiten wollte, und fragte, wo Ihr seid. Er wollte Euch Lebewohl sagen. Ihr wart aber nirgends zu finden, Mechthild.“

Die Prinzessin erglühte bei diesen Worten bis in die Stirn hinauf, erwiderte aber nichts.

Elftes Kapitel.

Inzwischen war der Glogauer Herzog nicht unthätig gewesen. Er hatte in Groß-Polen im Geheimen so viele Anhänger gefunden, namentlich unter der einflußreichen Adelsfamilie der Zaremba, der auch der Bischof Thomas angehörte, daß seine Aussichten, dereinst zum König von Polen gewählt zu werden, sich immer günstiger gestalteten.

Schon hatte er auch den Erzbischof von Gnesen für seine Pläne eingenommen, was ihm um so leichter geworden war, als er der polnischen Kirche die weitestgehenden Versprechungen machte für den Fall, daß er die Krone erwürbe, und als er auch ganz Schlesien sammt dem Bisthum Breslau dem Polenthum wieder unterthänig zu machen sich verpflichtete.

Nur so ist es zu erklären, daß Bischof Thomas auch jetzt noch, völlig aufs Haupt geschlagen und scheinbar von Allen verlassen, wagen konnte, dem mächtigen Herzog Heinrich von Breslau zu trotzen und, von dem polenfreundlichen Herzog von Ratibor aufgenommen, stets neue, wenn auch gänzlich unwirksame Bannstrahlen gegen den Breslauer Herrn zu schleudern.

Der Glogauer Herzog hatte überall seine bestochenen Agenten, Bischof Thomas war stets aufs beste von allen Schritten unterrichtet und wurde immer aufs neue ermuntert, nicht nachzugeben, sondern seine Ansprüche ungeschmälert aufrecht zu erhalten.

Dabei verfuhr der Glogauer so geschickt, daß er seinem Breslauer Vetter gegenüber stets die Maske herzlichster Freundschaft, ja aufrichtiger Bewunderung zu tragen wußte, unter welcher er sich sein Vertrauen zu erhalten und mancherlei von den Plänen seines großen Nebenbuhlers zu erspähen verstand.

Dem klugen Kanzler Propst Bernhard war das heimliche Treiben des Glogauer Herzogs nicht entgangen; er wagte es auch, ab und zu seinen Herrn vor diesem falschen Freunde zu warnen, allein der Herzog hatte für diese Warnungen immer nur ein fröhliches Gelächter. Er nahm offenbar seinen Glogauer Vetter nicht ernst, oder er gehörte vielmehr zu jenen großen Naturen, denen Mißtrauen eine unbekannte Sache ist, besonders wenn die eigene Person dabei in Frage kommt.

Es war zwei Tage nach jenem Jagderlebniß im Walde, als der Propst Bernhard wieder einmal seine warnende Stimme erhob und von den vielen heimlichen Reisen des Glogauer Herzogs in Groß-Polen berichtete, die keinen anderen Zweck haben könnten, als im Stillen Bundesgenossen zu werben, um zu geeigneter Zeit gegen das starke Breslauer Herzogthum loszubrechen.

Auch daß eine heimliche Verbindung zwischen dem Glogauer und dem Bischof Thomas bestehe, war dem Kanzler hinterbracht worden, der nun seinen Herrn bat, um allen Heimlichkeiten ein Ende zu machen, den Glogauer aufzufordern, sich zu verantworten und Gründe für sein Verfahren anzugeben. Noch könnten seine Beziehungen zu Groß-Polen nicht so stark sein, daß man sie nicht mit einiger Energie für immer zerstörte.

„Mein lieber Kanzler," antwortete Herzog Heinrich ruhig, fast heiter, „Ihr wißt, wie ich Euch schätze und welchen Werth ich auf Euren Rath stets gelegt habe. Aber meinem Glogauer Vetter gegenüber seht Ihr entschieden zu schwarz. Er mag ehrgeizig sein, aber für so thöricht halte ich ihn nicht, daß er mich in meiner gegenwärtigen Stellung anzugreifen wagen sollte. Ich habe auch in Polen jetzt fest meine Hand. Lest den Brief, den er mir kürzlich gesandt hat, in dem er mir für die Einladung zu dem Neisser Turnierfest seinen Dank ausspricht, und Ihr werdet sehen, daß Ihr Euch getäuscht habt."

Dabei ergriff er eine auf dem Tisch liegende Kapsel, entnahm ihr ein Schreiben und überreichte es dem Kanzler.

Es enthielt in überschwänglichen Worten nicht nur den Dank, dem schönen Feste beiwohnen zu dürfen, sondern auch ein in

längeren Perioden durchgeführtes Lob auf das Verhalten des Herzogs dem störrischen Bischof gegenüber, der, ohne allen Anhang und offenbar auch vom Heiligen Vater aufgegeben, immer noch wage, seine ungerechtfertigten Ansprüche aufrecht zu erhalten.

Der Propst las den Brief zweimal und reichte ihn dann kopfschüttelnd zurück.

„Ich wünschte nie in meinem Leben dringender, mich im Unrecht befunden zu haben als in dieser Angelegenheit,“ sagte er, „es bleibt mir nichts übrig, als meine Augen offen zu halten und Gott zu bitten, daß er alles wohl geschehen lasse.“

Der Herzog legte den Brief in die Kapsel zurück und brachte das Gespräch auf ein anderes Thema.

Wann ist die feierliche Beisetzung der kleinen Hedwig?“ fragte er.

„Morgen zur Mittagstunde,“ erwiderte der Propst. „Ich selbst habe Hermann versprochen, die Leiche einzusegnen und eine kurze Rede zu halten. Auch meine Gesangsschüler sollen dabei sein. Die Mittagsstunde ist gewählt worden, weil viele Kinder aus nah und fern der Feier beiwohnen wollen, die dann noch vor Abend wieder zu Hause sein können.“

„Auch ich werde dabei sein,“ sagte der Herzog, „trage ich doch gewissermaßen die Schuld an dem plötzlichen Tode des lieben Kindes.“

„Euer Erscheinen, Herr Herzog, wird dem Vater ein großer Trost sein und allen Leidtragenden zur inneren Erhebung dienen.“

Der Herzog hatte noch eine Frage auf der Zunge. Er wollte wissen, wie die Baronin Putlitz zur Gräfin Wyssenburg in Beziehung getreten sei, und aus welcher Zeit ihre Freundschaft stamme? Aber er unterdrückte die Frage und entließ den Kanzler mit einigen freundlichen Worten.

Der Propst hatte ihn seit langer Zeit nicht so mild und so heiter getroffen. — —

Zu derselben Stunde saß die Gräfin von Wyssenburg mit ihrem Bruder Vincenz von Zedlitz in eifrigem Gespräch in ihrer Villa.

Die Geschwister hatten sich nach der längeren Trennung sehr viel mitzutheilen. Vincenz war mit einem Auftrage seines Herrn

in Krakau gewesen, brachte Grüße von Bertha's Mann, der sich sehr wohl befand, und berichtete über die Verhältnisse in der eroberten Stadt, die unter der neuen Herrschaft ein rühriges Leben nach allen Richtungen hin entfaltete.

Dann kam er auf den Herzog selbst zu sprechen.

„Du ahnst nicht, wie ernst und schweigsam er die erste Zeit nach jenem verhängnißvollen Abende war! — Aber darf ich auch frei und offen über ihn sprechen?" fragte er, seine Schwester scharf beobachtend.

„Du darfst es," erwiderte diese ruhig, den Blick des Bruders aushaltend, „denn ich hoffe, er wird in seinem Kampfe über sich selbst ebenso weit gelangt sein wie ich. — Siehst Du, Vincenz," fügte sie weich hinzu, „ich freue mich schon darauf, ihn wiederzusehen mit meinen neuen Augen, denn sie haben sich vollkommen verwandelt, seitdem ich die wunderbaren Tage mit jenem lieben Mädchen verbracht habe, das uns zu meinem Schmerze so schnell wieder genommen worden ist."

„Er ist auch ein anderer geworden," fuhr Vincenz fort, „er scheint mir in jeder Hinsicht gewachsen zu sein. Zunächst als Held! Du hättest ihn sehen sollen bei der Belagerung der festen Plätze, die wir genommen haben! Diese Umsicht und diese Ruhe! Was ich gethan habe, war nur sein Werk, ich war nur die Hand, deren er sich bediente zur Ausführung seiner Ideen. Und dann ist er auch als Mensch gewachsen. Diese Güte und Milde den Gefangenen gegenüber! Der Bischof ist mir ein Räthsel. Ich bin der festen Ueberzeugung: ein Wort der Demuth, ein Wort des wirklichen Entgegenkommens aus seinem Munde würde den Herzog umstimmen, er würde ihm noch verzeihen können. Aber so ist es unmöglich. Der Herzog hat sein festes Ziel im Auge, von dem er nicht abweichen will noch kann: ein deutsches Königreich im Osten, an dieser von Feinden aller Art so stark gefährdeten Grenze!"

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort:

„Der Herzog war in der ganzen Zeit viel allein. Er las und schrieb mitunter stundenlang, und es durfte ihn niemand

stören. Auch ein kleines philosophisches Büchlein, das ihm Simon Gallicus gegeben, habe ich oft in seiner Hand gesehen. Eines Tages sagte er zu mir: »Vincenz, ich habe Deiner Schwester unendlich viel zu danken. In den wichtigsten Wendepunkten meines Lebens hat sie entscheidend eingegriffen, ohne es vielleicht selbst zu ahnen. Sie wird auch zu mir zurückkehren und dann werden wir erst wahre Freunde sein.«"

Gräfin Bertha fühlte sich durch diese Aeußerung sehr beglückt. „Ja," rief sie, „ich werde zu ihm zurückkehren und ich hoffe, noch einmal bei dem wichtigsten Wendepunkte seines Lebens einzugreifen."

Man kam auf die brandenburgische Prinzessin zu sprechen, deren Anwesenheit auch für Vincenz kein Geheimniß mehr war.

Mechthild hielt sich immer noch in völliger Verborgenheit bei dem Goldschmied Hermann und dessen Schwester auf, die an dem einfachen, herzlichen Wesen der Prinzessin, in der sie immer nur die Baronin Putlitz sahen, so viel Trost und Erquickung in ihren Leiden fanden, daß sie sie am liebsten immer um sich behalten hätten.

Und Mechthild's Wesen hatte durch den Aufenthalt im Waldwinkel und durch den Verkehr mit Hedwig und Bertha bedeutend gewonnen, es war tiefer und weiter geworden, ohne daß es an Reinheit und lieblicher Mädchenhaftigkeit das Geringste eingebüßt hätte.

Bertha konnte es kaum erwarten, sie wiederzusehen und zu erfahren, welchen Eindruck der Herzog auf sie gemacht, den sie so plötzlich und unter so eigenthümlichen Umständen kennen gelernt hatte. Auch Vincenz war begierig, die Bekanntschaft der brandenburgischen Prinzessin zu machen, von der er durch Frankenberg schon so viel gehört hatte.

Morgen, bei der feierlichen Beisetzung Hedwigs, der auch er mit Bertha beiwohnen wollte, sollte ihm dazu Gelegenheit werden.

* *
*

Die Stunde der Beisetzung war gekommen.

Eine buntgeputzte Menge von Leuten aller Stände und zahlreiche Kinder in ihrem Sonntagsstaat harrten vor der Kapelle im hellen Mittagsonnenlichte, das heute so freundlich auf den im Herbstschmuck prangenden Waldwinkel herabschimmerte, als gelte es, ein frohes Erntefest zu beleuchten.

Aber an den feierlichen Mienen und dem ruhigen Verhalten der Menge erkannte man, daß sie einem ernsten Akte beiwohnten.

Dicht gedrängt standen sie und blickten alle nach dem Eingange der Kapelle, aus dem kleine Weihrauchwölkchen hervorquollen und sich im Himmelsblau verloren. Denn im Innern der Kapelle hatten außer der Geistlichkeit und der Sängerschaar des Propstes Bernhard nur der Herzog mit seinem kleinen Gefolge, die nächsten Verwandten der Verstorbenen und endlich alle die Kinder Platz gefunden, die sonst an Hedwigs Festen zu erscheinen pflegten und ihrem mildthätigen Herzen am nächsten standen.

Die Kleinen hatten sich auf den Sitzreihen der Kapelle niedergelassen und starrten nun mit ängstlich neugierigen Blicken auf den unter Blumen ganz versteckten offenen Sarg, in dem Hedwig so friedlich ruhend lag, als schliefe sie nur.

Alles andere schien für die Kinder nicht da; weder die imposante Gestalt des Herzogs noch seiner Ritter glänzende Trachten, die sonst gewiß ihre volle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätten, vermochten sie zu fesseln, da die schauerliche Majestät des Todes ihnen hier zum ersten Male und gleich so ergreifend entgegengetreten war, daß sie alle ihre Sinne und Gedanken gefangen genommen hatte.

Das Glöcklein der Kapelle war verstummt.

Nun begannen die Sänger einen Psalm, den der Propst Bernhard selbst verfaßt und in Musik gesetzt hatte. Seine Klänge ergossen sich tröstend in die Herzen aller Leidtragenden und lösten ihre Schmerzen zu milder Wehmuth auf.

Rings um die Kapelle herrschte so lautlose Stille, daß auch die am fernsten Stehenden draußen keinen Ton des Gesanges verloren.

Nachdem er beendet war, vernahm man das weithin verständliche, klare Wort des Propstes Bernhard.

Wie wunderbar verstand es dieser Mann, vor einem Auditorium zu reden, das so verschiedene Elemente in sich barg, von der höchsten Blüthe männlicher Geistesbildung bis zu dem bescheidenen Pflänzchen kindlichen Empfindungsvermögens. Er wußte Töne anzuschlagen, die in den Herzen aller ihren starken Widerhall fanden. Und hatte die Musik den Schmerz in Wehmuth aufgelöst, so wirkten seine Worte freudig erhebend, fast berauschend und zu Leben und guten Thaten drängend.

Allen war es, als hätten sie Hedwig nicht verloren, sondern als wäre sie ihnen nun erst recht lebendig geworden. Sie spürten ihre geistige Nähe, sie wurden sich dessen so recht bewußt, daß die Verklärte mitten unter ihnen weile und daß sie immer bei ihnen sein könne und wolle, so oft sie selbst nur recht innig ihrer dachten und in ihrem Sinne lebten und handelten. Die ihnen körperlich Entzogene war ihnen geistig so nahe gekommen wie nie zuvor, sie fühlten das mit geheimem, wonnevollem Schauer.

Und alle, die hier an ihrem Sarge gestanden, zog es, so lange sie lebten, immer wieder an diese geheiligte Stätte zurück.

Auf solche Weise entstehen Wallfahrtsorte.

In wenigen Jahren schon war diese Hedwigskapelle mitten im Walde eine der besuchtesten in ganz Schlesien.

Dem Wunsche seiner Tochter entsprechend ließ der Vater den Waldwinkel unberührt wachsen und in der üppig wuchernden Wildniß aufgehen.

Viele Hunderte von Sommern und Wintern sind seitdem darüber hingegangen, das Andenken an das kranke edle Mädchen, deren Gebeine hier zur letzten Ruhe bestattet wurden, ist längst verlöscht, wilde Kriegshorden haben auch in der Kapelle oft nach irdischen Schätzen gesucht, und wenn ihre Raublust nicht befriedigt wurde, sie zerstört und verbrannt, aber fromme Hände haben sie

immer wieder aufgebaut, und Tausende von Pilgern suchen noch heute den Weg zu ihr und finden daselbst Trost und Erbauung.

* *
*

Nachdem die Feier beendet und es im Waldwinkel wieder still geworden war, verblieb der Propst Bernhard noch bei dem trauernden Geschwisterpaar und willfahrte seinen Bitten, auch die Nacht bei ihm zuzubringen.

Den Herzog finden wir am Nachmittage mit den Rittern von Frankenberg und Zedlitz, der Gräfin Bertha und Prinzessin Mechthild schon auf dem Rückwege nach Breslau.

Allein und schweigend ritt der Herzog voran.

Er hatte überhaupt während der ganzen Feierlichkeit nur einige Worte des Trostes zu Hermann und dessen Schwester gesprochen, alle anderen, selbst Bertha und Mechthild, hatte er nur stumm, aber mit freundlichem Blick und Winke begrüßt.

Diese Verschlossenheit war bei ihm nichts Seltenes; die ihm näher standen, kannten sie und wußten, daß sie kein Zeichen schlechter Laune oder Kummers, sondern eher eines stillen Glückes war, das nicht gestört sein wollte. Sein Gesicht nahm dann einen verträumten Ausdruck an; wie verschleiert blickten seine Augen in weite Fernen; was um ihn vorging, schien ihn gar nicht zu berühren; laut neben ihm geführte Gespräche hörte er nicht.

Gräfin Bertha war die Art, wie sie den Herzog jetzt nach jener schmerzlichen, gewaltsamen Trennung zuerst wiedersah, durchaus wohlthuend. Seine vornehme Ruhe, der es doch nicht an Herzlichkeit gebrach, gab ihren eigenen Empfindungen eine stille Sicherheit, daß die Zeit der Stürme vorüber und daß an Stelle der Leidenschaft friedvolle Zuneigung getreten sei.

Ihre Hauptsorge war nunmehr, ob zwischen dem Herzog und der Prinzessin Mechthild ein Band sich werde knüpfen lassen, das zu einer Vereinigung für das Leben stark genug wäre. Sie hatte, wie es ja die Lage der Verhältnisse mit sich brachte, bisher mit Mechthild noch garnicht über ihre erste Begegnung mit dem Herzog

gesprochen und wagte es auch jetzt nicht, obwohl sie in ziemlich weitem Abstand hinter dem Herzoge herritten.

So war man auf dem Waldwege bis zu einer Stelle gelangt, wo ein breiter Pfad nach links hin sich abzweigte.

Der Herzog hielt sein Roß an und wandte sich nach Frankenberg um, der dicht an ihn herangeritten war.

„Hier geht der Weg nach Deiner Burg, Frankenberg?"

„Jawohl, Herr Herzog."

„Wie wäre es, wenn wir Deine liebe Frau allesammt in ihrem Heim überfielen und den Rest des Tages bei ihr verbrächten?"

„Das wäre herrlich!" rief Frankenberg vergnügt, „ja ich muß gestehen, Herr Herzog, ich habe mir Euren Besuch so sehr gewünscht, daß ich ihn für gewiß annahm und alles zu Eurem Empfange bereit halten ließ."

„Und warum sagtest Du mir nichts?"

„Ich war drauf und dran, Euch zu bitten, als Ihr mir zuvorkamt."

„Desto besser. — Und wie denkt Ihr darüber, schöne Frauen?" wandte sich der Herzog jetzt an Bertha und Mechthild, die auch herangekommen waren.

„Ich finde die Idee ausgezeichnet," antwortete Bertha und sah dem Herzog mit klarem Auge ruhig ins Antlitz.

Der Herzog erwiderte den Blick mit freudigem Erstaunen, wie wenn ihm eine angenehme Bestätigung dessen geworden wäre, worauf er nur mit halber Hoffnung gebaut hatte.

„Sie kehrt vertrauensvoll zu Dir zurück," dachte er bei sich, „und ich werde ihr Vertrauen nicht täuschen."

Dann sich zu Mechthild wendend, die schon erröthete, bevor sie noch angeredet war, fragte er:

„Und die edle Vertreterin der Mark Brandenburg, mit deren Markgrafen ich endlich in schönstem Frieden lebe, wird sie uns auch folgen wollen?"

„Der Fürst meines Landes ist mir so lieb wie mein eigener Vater," erwiderte Mechthild unerschrocken, obwohl ihr dabei das

Herz gewaltig pochte, „und wo er Frieden geschlossen hat, darf ich in Ruhe weilen."

Dem Herzog gefiel die Antwort wohl, obgleich er den Doppelsinn derselben nicht ahnen konnte, den die anderen mit geheimer Freude heraushörten.

„So folgt uns, schöne Baronin," sagte er zufrieden lächelnd, „und Ihr sollt die Behaglichkeit Eurer eigenen Heimath nicht vermissen."

Er bog mit seinem Rosse in den Seitenpfad ein, und die anderen folgten nach.

Wie sie jetzt so schweigend durch den tiefschattigen Wald ritten, überkam alle nach den eben verlebten Stunden ernster Trauer und Andacht ein Gefühl gesteigerten Lebensdranges, die Schönheit der Welt durchklang ihr Inneres mit heller Harmonie, ohne daß der dunkle Grundton einer leisen Wehmuth dadurch aufgehoben worden wäre.

In einer halben Stunde war die Burg Frankenberg's erreicht. Sie stand auf einer bewaldeten Höhe, von tiefen Gräben und Mauern umgeben, stattlich mit Zinnen und Thürmen versehen, ganz neu im Stile der damaligen Zeit.

Sobald die Reiter sich ihr näherten, ertönte des Thürmers Signal, die Zugbrücke wurde niedergelassen, und die Gäste ritten in den weiten Burghof hinein, wo sie von zahlreicher Dienerschaft erwartet und ihre Rosse in Empfang genommen wurden.

Auf der Schwelle der großen Vorhalle der Burg erschien die Gemahlin Frankenberg's, eine edle Matrone von 55 Jahren, hoher, fast noch jugendlich geschmeidiger Gestalt und vornehmer Haltung, die mit freundlichen Worten den Herzog und sein Gefolge willkommen hieß.

„Was sagt Ihr zu diesem Ueberfalle, meine liebe Baronin," fragte der Herzog heiter, der Schloßherrin galant die Hand küssend.

„Ich sage, daß er mir die größte Freude bereitet, die ich mir nur hätte ausdenken können," erwiderte die Baronin aufrichtig und

geleitete den Herzog in die Halle. Frankenberg aber nahm die Prinzessin Mechthild bei der Hand und führte sie seiner Frau zu.

„Hier, liebe Anna, bringe ich Dir noch jemand, von dem ich Dir schon viel erzählt habe: die Baroneß von Putlitz, die bisher meine wiederholten Einladungen stets abgelehnt hat. Es bedurfte erst der Aufforderung des Herrn Herzogs selbst, ehe sie uns der Ehre ihres Besuches würdigte."

„Sie soll mir darum nicht weniger willkommen sein," sagte Frau Anna, die tieferröthende Prinzessin in ihre Arme schließend und einen Kuß auf ihre Stirn drückend. „Wir wissen wohl, was Euch bisher abgehalten hat, hier zu erscheinen, darum laßt Euch den Scherz meines Mannes nicht kränken."

„Ich kenne Euren Herrn Gemahl von so viel guten Seiten," sagte Mechthild, diesem freundlich zunickend, „daß ich mich freue, wenn er mich eines Scherzes würdigt."

So war gleich der richtige Ton gefunden, der unter allen Anwesenden eine gleichmäßig heitere Stimmung aufkommen ließ.

Der Herzog sprach den Wunsch aus, die Burg zu besichtigen, so lange es noch Tag sei, und dann erst die angebotenen Erfrischungen entgegenzunehmen.

In früheren Zeiten hatte hier einer der gefürchtetsten und grausamsten Raubritter gehaust, der das Land ringsum in unerhörter Weise brandschatzte und verwüstete. Der junge Herzog hatte aber seinem Treiben wie dem aller anderen Raubritter ein Ende gemacht und den Burgherrn hinrichten lassen. Die lange Zeit unbewohnt und zerstört daliegende Burg war dann in den Besitz des Barons von Frankenberg übergegangen, der sie neu und in größeren Verhältnissen wieder aufbaute und nun gern in ihr einige Monate des Jahres Wohnung nahm.

Unter Führung des Barons durchschritten die Gäste alle Räume der Burg bis hinauf auf die Zinnen, von denen aus man eine schöne Aussicht über das weite Land genoß.

Der Herzog stand neben der Prinzessin Mechthild und erläuterte ihr die Gegend. Von den letzten Strahlen der untergehen-

den Sonne vergoldet, leuchteten im fernen Osten die Thürme und Dächer des alten, berühmten Klosters Trebnitz herüber; weiter nach Süden zu zeigten sich die Mauern und Thürme der Stadt Breslau; im fernen Westen war die allen Schlesiern so bekannte und liebe Silhouette des Zobtenberges zu bemerken, ja die Luft war so klar und durchsichtig, daß man deutlich die ganze lange Kette der Sudeten am Horizonte verfolgen konnte. Erquicklich war auch der Blick über die vielen Wälder hinweg, größtentheils aus Eichen und Buchen bestehend, die jetzt im Herbstschmucke prangten und im Abendlichte goldig schimmerten.

„Ein schönes Land!“ rief Prinzessin Mechthild begeistert aus, „wie viel schöner als meine liebe Heimath, in der wir nur Kiefern, Sand und Wasser haben.“

Der Herzog, der neben ihr stand, blickte ihr in das vom Abendglanze hell beleuchtete Antlitz, das mit den großen Augen schwärmerisch zu den blauen Bergen hinüberschaute, und er war wie bei der ersten Begegnung betroffen und ergriffen von der hohen Schönheit des jungen Mädchens.

Ein leiser Schauer durchrieselte ihn, wie immer, wenn er von der Gewalt der Schönheit, sei es nun in Kunst oder Natur, bis ins Innerste getroffen wurde.

„Habt Ihr schon einmal auf einem hohen Berge gestanden?“ fragte er, da er bemerkte, daß die Augen der Prinzessin unverwandt nach dem Zobten gerichtet waren.

„Niemals,“ erwiderte sie, „aber ich sehne mich danach! Wer doch so glücklich sein könnte wie jener Raubvogel dort oben, der mit seinen langen Schwingen so majestätisch auf die Berge zusteuert!“

Aller Augen blickten jetzt in der Richtung, die die Prinzessin angedeutet hatte, nach dem Himmel und verfolgten schweigend die Bahn des großen Vogels, der ruhig dahinschwebte, bis er immer kleiner werdend im Aether verschwand.

„Flügel kann ich Euch freilich nicht verschaffen,“ sagte jetzt der Herzog, zu Mechthild gewandt, „aber den guten Zobten zu be-

steigen, ist keine Hexerei, auch in gegenwärtiger Jahreszeit, und da ich in den nächsten Tagen in Schweidnitz sein will, so würde es mir eine Freude machen, Euch, Baronin, und Eure Freundin Bertha sammt den sonst hier noch anwesenden Herrschaften zu einem gemeinschaftlichen Ritte auf den guten, alten Zobten einzuladen."

„Wohnt denn jemand dort oben?" fragte Mechthild.

„Ich habe jetzt einen Burggrafen dort hingesetzt. Früher hausten die Augustiner dort oben, aber das Klima behagte den geistlichen Herren nicht, und sie zogen sich wieder in die Ebene zurück. — Also, wollt Ihr den Ritt wagen, Baronin?"

Die Prinzessin warf einen fragenden Blick auf Bertha, welche sogleich das Wort ergriff und die Einladung für sich und ihre Freundin annahm.

„Ich muß zu meiner Schande gestehen," fügte sie hinzu, „daß ich, obwohl von Jugend auf an den gemüthlichen Anblick des lieben Zobtenberges gewöhnt, schon manchmal mir vorgenommen habe, ihn zu besuchen und trotzdem noch niemals hinaufgekommen bin."

„So geht es oft," fiel Frankenberg ein, „bei Dingen, die uns nahe liegen und die wir deshalb vernachlässigen, weil wir sicher sind, sie jeden Augenblick uns aneignen zu können."

„Bis es eines Tages zu spät ist und wir das nahe liegende Glück für immer versäumt haben," setzte der junge Zedlitz hinzu.

„Hast Du schon so traurige Erfahrungen gemacht, mein Vincenz?" fragte der Herzog lächelnd und griff ihn freundschaftlich unter den Arm. „Nun, so wollen wir vernünftig sein und die Zobtenfahrt ja nicht länger aufschieben."

Als man jetzt von den Zinnen der Burg wieder hinabstieg, dachte Gräfin Bertha, die bemerkt zu haben glaubte, daß Mechthild auf den Herzog Eindruck gemacht habe, bei sich: Vincenz hat Recht, aber es geht alles gut, und der Ritt auf den Zobten soll unsere gute Sache noch besser fördern.

Die ganze Gesellschaft begab sich jetzt auf den Burghof, um auch auf diesem einen Rundgang zu machen und die Befestigungen

der Burg in der Nähe zu betrachten. Hierbei machte es sich ganz von selbst, daß der Herzog neben der Gräfin Bertha herging, während die anderen sich um Mechthild schaarten und, ihr mancherlei Gegenstände erklärend, in größerem Abstande zurückblieben.

„Wie habt Ihr gelebt, Gräfin Bertha, seitdem wir uns nicht gesehen?“ begann der Herzog mit einer Miene, die seine innere Erregung verrieth.

„Ich danke, Herr Herzog, es ist mir gut gegangen.“

„Gut gegangen?“ fragte der Herzog erstaunt und blickte sie von der Seite an, als ob er sich verhört hätte.

„Ja, gut gegangen,“ wiederholte sie voll Ueberzeugung.

„Und habt Ihr gar nichts gelitten, Bertha?“

Er blieb stehen und sah ihr jetzt voll ins Gesicht.

„O — und wie sehr!“

„Und doch ist es Euch gut gegangen?“

„Ja, denn ich habe mit einem Wesen zusammengelebt, das ich lieben und bewundern mußte, und das mir zum Vorbild wurde in meinem tiefen Weh — das liebe Kind, das wir soeben zur letzten Ruhe gebettet haben.“

„Es muß ein seltenes Mädchen gewesen sein.“

„Ich habe seinesgleichen nie gesehen — und von ihm habe ich gelernt, mit dem Schmerz umzugehen.“

„Mit ihm umzugehen? Wie das?“

„Ja, denn ich habe mich von ihm überwinden lassen und dadurch habe ich ihn überwunden.“

Die Beschäftigung mit den Predigten des Bruders Berthold von Regensburg sprach aus diesen Worten Berthas, die den Herzog fremd berührten.

„Erklärt Euch näher,“ sagte er daher.

„Wir Menschen gehen ihm ganz thörichterweise häufig aus dem Wege; ich aber habe mich ganz niederwerfen lassen, und als ich, völlig überwunden, jeden Widerstand aufgebend, mich dem Tode nahe glaubte, saß er plötzlich —“

„Wer?“

„Der Schmerz — er saß plötzlich an meinem Lager und sah mich so mild lächelnd an, und aus seinen Blicken strömte eine solche Fülle des Trostes und neuen Lebens, daß ich mich von meinem Lager aufrichtete und ihn dankbar ans Herz schloß. Da entglitt er mir unter den Händen und verschwand in nichts; aber meine neuen Kräfte blieben mir.“

Der Herzog sah ihr lange ruhig ins Angesicht, dann reichte er ihr die Hand und sagte:

„Ich verstehe Euch.“

Wieder gingen sie einige Schritte schweigend nebeneinander. Dann begann die Gräfin von neuem:

„Und da Ihr mich versteht, mein theurer Herzog, so kann ich Euch noch mehr sagen.“

„Sprecht, liebe Bertha, ich höre Euch gern zu. Ihr erlaubt doch, daß ich Euch, wenn wir unter uns sind, noch kurzweg Bertha nenne wie ehedem?“

„Jetzt mehr als sonst, Herr Herzog.“

„Warum jetzt mehr?“ fragte er fast freudig.

„Denn unsere Geister sind inniger verbunden denn je, nachdem es zwischen uns klar geworden ist, daß wir uns anders nie angehören dürfen.“

Der Herzog seufzte tief.

„Und was wollt Ihr mir sagen, Bertha?“

„Ich wollte Euch sagen, daß für mich nun mein Lebensweg vorgezeichnet ist bis ans Ende, und daß, wenn keine Stürme von außen kommen, er ruhig dahingeht gleich einem Strom in der Ebene, der sich dem Meere nähert. Ihr aber, als Mann und Fürst, habt andere Aufgaben, da an der hohen Stelle, an der Ihr steht, unaufhörliche Stürme wehen.“

„Denkt Ihr, ich werde die Hände in den Schooß legen?“

„Das nicht, dazu kenne ich Euch zu gut.“

„Nun also — seid unbesorgt —“

„Ich bin es nicht — Ihr seid zu einsam. — Ihr braucht ein heiteres Wesen um Euch, das die Sorgen von Eurer Stirn scheucht.“

„Ich weiß schon, Bertha, worauf Ihr hinauswollt — es ist das alte Lied meines Kanzlers — ich soll mich vermählen.“

Er wandte sich von ihr ab, als langweile ihn der Gegenstand des Gesprächs. Es war ihm eben ein hartes Wort Epiktets über die Ehe eingefallen, das er in letzter Zeit vielfach in sich erwogen hatte.

„Und habt Ihr immer noch nicht eingesehen, daß es nothwendig ist? Denkt Ihr immer noch nicht daran?“ fragte Bertha dringender.

„Jetzt weniger denn je — laßt mich zufrieden — wenigstens vorläufig — das Leben ist noch lang — ich mag von den Weibern noch nichts wissen.“

Sie hatten sich beide umgewendet, denn sie waren an eine Mauer gelangt, die ihrem Spaziergang ein Ende machte. Nun sahen sie in einiger Entfernung Mechthild, von rosigem Abendlicht umflossen, in ihrer ganzen Schönheit dastehen, wie sie lächelnd mit Frankenberg plauderte.

„Ihr mögt von den Weibern nichts wissen,“ flüsterte Bertha, seine letzten Worte wiederholend, „und das sagt Ihr, Herr Herzog, angesichts einer so herrlichen Erscheinung wie meine Freundin Mechthild? Sie ist Euch zwar nicht ebenbürtig und kann Eure Gemahlin nicht werden, aber reizt ihr Anblick Euch nicht, eine Prinzessin zu suchen, die ihr an Lieblichkeit und Schönheit gleichkäme und deren es sicherlich giebt im weiten Deutschen Reiche?“

Sie hielt ihren Blick fest auf ihn gerichtet, dessen Augen bewundernd auf der herrlichen Mädchengestalt ruhten, und wiederum bemerkte sie an ihm das leise Zittern und den wonnigen Schauer, der ihn durchrieselte.

„Ja,“ sagte er leise, „sie ist von vollendeter Schönheit, aber seht, Bertha, ich bewundere sie wie eine Meisterschöpfung Gottes, wie eine liebliche Blume, ohne Wunsch — — ich kann die Züge einer anderen noch nicht vergessen,“ setzte er kaum hörbar hinzu.

Er wandte sich rasch ab und ging mit großen Schritten davon auf eine Maueröffnung zu, durch die er hindurchspähte, als gäbe es etwas Auffallendes in der Ferne zu beobachten.

Bertha sah ihm nach, und einen Augenblick durchzuckte sie der alte herbwonnige Schmerz — als wären die letzten Wochen nicht gewesen — aber nur einen Augenblick; dann war es ihr, als stände Hedwig plötzlich neben ihr, und das kühle Abendlüftchen, das ihre Wangen umspielte, deuchte ihr ein Hauch ihres Geistes. Aufschauernd ging sie langsam zu Mechthild hinüber.

* * *

In einem schönen, nicht großen Speisesaale der Burg hatte man an einem runden Tische Platz genommen und zwar so, daß der Herzog zwischen die Herrin des Hauses und die Gräfin Wysenburg zu sitzen kam, während die Barone von Frankenberg und von Zedlitz die Prinzessin Mechthild in die Mitte nahmen, sodaß sie dem Herzog gerade gegenübersaß.

Ein Platz am Tische war noch frei gelassen worden für den Baron von Rheinbaben, einen Freund des Hauses, der, nach längerer Reise in die neuen Landestheile Krakau und Sandomir, seine Ankunft für heute durch zwei vorausgeschickte Reitknechte hatte ansagen lassen.

Da sein Kommen sich verzögerte und die Zeit seines Eintreffens unbestimmt gelassen war, so begann man ohne ihn mit der Abendmahlzeit, die sich durch große Reichhaltigkeit und Trefflichkeit der Speisen auszeichnete, denn Frau von Frankenberg hatte sich auf den Besuch des Herzogs wohl vorbereitet. Auch aus dem Keller waren die besten Weine heraufgeholt worden, die in prächtigen Kannen auf dem Tische prangten.

Trotzdem lagerte über der kleinen Gesellschaft eine etwas gedrückte Stimmung, die es zu keiner lebhaften Unterhaltung kommen ließ; mochte nun in allen noch die ernste Feier des Tages nachwirken oder das in sich gekehrte Wesen des Herzogs, der auf seine Umgebung, wie schon bemerkt, durch seine jeweilige Stimmung stets einen geradezu magischen Einfluß ausübte, den Grund dazu abgeben.

So hatte die Mahlzeit schon ein Ende genommen, ohne daß sich zu einem alle Theilnehmer gleichmäßig fesselnden Gespräche Gelegenheit gefunden hätte.

Der Herzog erörterte ab und zu mit seinen beiden Nachbarinnen hauswirthschaftliche Gegenstände, wobei man ihm anmerkte, daß seine Gedanken ganz wo anders weilten, während Frankenberg und Zedlitz, so gut es eben gehen mochte, mit gedämpfter Stimme die Prinzessin Mechthild über Land und Leute Schlesiens unterhielten und von ihr über die gleichen Dinge in Brandenburg Auskunft verlangten.

Auffallend war es, daß der Herzog geradezu den Anblick der Prinzessin zu vermeiden schien; sein Gesicht war entweder direkt seinen Nachbarinnen zugewandt oder seine Blicke flogen über die Anwesenden hinweg und hafteten unsicher an fernen Gegenständen.

Die Speisen waren abgeräumt, aber man blieb, wie es der Herzog liebte, noch an demselben Tische sitzen und ließ jetzt den Wein mehr zu seinem Rechte gelangen.

Da fiel im Gespräche mit Zedlitz seitens der Prinzessin Mechthild ein schönes, lobendes Wort über den Kanzler Bernhard von Kamenz, das der Herzog aufgriff und das ihn plötzlich völlig verwandelt zu haben schien.

„Es freut mich, Baronin," wandte er sich lebhaft zu ihr, „daß Ihr den Werth dieses vortrefflichen Mannes schon erkannt habt. Ich muß bekennen, daß er mir heute fehlt, daß seine Abwesenheit mich einigermaßen traurig gestimmt hat. Es ist nicht zu sagen, wie groß der Dank ist, den ich ihm schulde als meinem treusten und klügsten Rathgeber während meiner ganzen Regierungszeit. Und trotz seines unermüdlichen Fleißes im Dienste des Staates findet er Zeit, Unglückliche zu trösten und Thränen zu trocknen, wo er auch hinkommen mag. So weilt er jetzt allein bei den verlassenen Menschen, die heute so unendlich viel verloren haben, um ihnen Muth und Zuversicht zurückzugeben. Und wie groß war er an der Leiche des jungen Mädchens! Welche prunklose Einfachheit in seinen Worten, die gleichwohl die unermeßlichen Tiefen des menschlichen Herzens durchdrangen und es zugleich erschütterten und erhoben. — Es ist mir Bedürfniß, seiner hier zu gedenken und seinem Wohle und ferneren segensreichen Wirken diesen Becher zu weihen."

Er trank ihn aus und die Anderen folgten, soweit sie es vermochten, seinem Beispiele.

Das dem abwesenden Kanzler von seinem Herrn gespendete Lob erwärmte aber auch die Herzen aller der am Tische Sitzenden derart, daß mit einem Male der Bann gebrochen war, der über der ganzen Gesellschaft gelastet hatte, und eine lebhafte, allgemeine, wenn auch immer ernste Unterhaltung anstelle der bis dahin mühsam sich hinschleppenden trat.

Der Herzog richtete jetzt fast alle seine Worte an die Prinzessin, deren Augen an dem Munde dieses von ihr mit jeder Stunde mehr bewunderten Fürsten hingen.

Zuweilen begegneten sich ihre Augen auch derart, daß ihre Blicke sich ineinander versenkten, als gelte es, dem Gegenüber bis auf den Grund der Seele zu dringen; sie hielten sich gegenseitig so im Bann, daß sie nur mit Mühe wieder von einander lassen konnten.

Dann schloß die Prinzessin wohl für einige Minuten die Augen und hatte dabei jedesmal dieselbe innere Erscheinung.

Es war ihr, als ritte sie wieder im Walde hinter dem Herzog her, und sie sah ihn ganz deutlich vor sich, wie er die Leiche Hedwigs auf seinen Armen trug. Immer von neuem ergriff sie dieses Bild so tief, daß sie nur schwer ihre Thränen unterdrücken konnte.

Der Herzog aber befand sich in einer wunderbaren Stimmung.

Er glaubte sich so sicher in seiner Neigung zu Bertha, die sich ihm aus einer leidenschaftlich Geliebten in eine zärtlich verbundene Freundin verwandelt hatte, daß er das wonnige und doch rein wunschlose Gefühl, von dem er im Verkehre mit der Prinzessin durchdrungen wurde, noch seinem Verhältnisse zu Bertha zuschrieb, während es doch schon den Beginn einer allmählich keimenden neuen Liebe bedeutete.

So hält man zuweilen das Licht des aufgehenden Vollmondes für den letzten Schimmer der eben gesunkenen Sonne.

„Wie lange gedenkt Ihr noch in Schlesien zu bleiben, Baronin?“ fragte der Herzog die Prinzessin, als diese wieder einmal sich in

ihren Sessel zurückgelehnt und die Augen geschlossen hatte, um zu erproben, ob noch immer dieselbe Erscheinung vor ihr auftauche.

„Das ist ganz unbestimmt," erwiderte sie, aus ihrem wachen Traume auffahrend und stark erröthend, „ich muß jeden Augenblick gewärtig sein, dem Winke meines Vaters nach Hause zu folgen."

„Aber Ihr habt noch gar wenig von unsern Ländern und Städten gesehen; habt Ihr denn keine besonderen Wünsche, die man Euch erfüllen könnte?"

„O ja," erwiderte sie lächelnd, „ich hätte schon Wünsche — ganz besonders aber einen!"

„Und ist der so schwer zu erfüllen?"

„O nein —"

„Nun also! Sollte Eure Freundin Bertha ihn kennen und noch nicht erfüllt haben?"

„Bertha kennt ihn wohl, kann ihn aber nicht erfüllen."

„Warum nicht, Frau Gräfin?" wandte er sich an Bertha.

„Wüßt' ich's nur selbst! Aber ich kenne ja Deinen Wunsch gar nicht, Mechthild," warf Bertha ein.

„So erklärt Euch deutlicher, Baronin."

„Meinen Wunsch kann nur einer erfüllen."

„Und dieser eine —?"

„Seid Ihr, Herr Herzog."

„Ei, ei, da bin ich doch neugierig. Wollt Ihr mir etwa einen meiner jungen Barone entführen?" scherzte er, „vielleicht gar den Zedlitz? Nun, meine Einwilligung dazu habt Ihr!"

Mechthild wurde wiederum blutroth und schüttelte den Kopf.

Zedlitz lachte laut und dachte bei sich: „Ich ließe mir's schon gefallen, wenn sie nur keine Prinzessin wäre!"

„So sprecht, Baronin," sagte der Herzog freundlich, „was in meinen Kräften steht, soll geschehen."

Lebhaft wandte sie sich ihm zu und sagte:

„Der Ruhm Eurer Sangeskunst, Herr Herzog, ist längst bis in unser Brandenburg gedrungen, ich habe den sehnlichsten Wunsch,

sie kennen zu lernen. Gebt uns ein Lied, Herr Herzog, und wenn möglich ein ganz neues, das noch niemand gehört hat."

Sie sprach dringend, erregt, ihre Stimme zitterte.

Des Herzogs Antlitz wurde ernst, er sah vor sich nieder und schwieg längere Zeit, sodaß die Prinzessin schon zu bereuen anfing, ihren Wunsch geäußert zu haben. Auch die anderen saßen erwartungsvoll und wagten die Stille nicht zu unterbrechen.

Endlich hob er die Augen wieder empor und sagte ruhig:

„Ja — ich werde Euch ein Lied singen."

Alle athmeten auf.

„Ich habe heute, an diesem so ernsten Tage und nach so tiefen Eindrücken," fuhr er fort, „eigentlich nicht singen wollen — aber, es ist das eine Schwäche, und es stimmt auch ganz und gar nicht mit dem Wesen der Heimgegangenen überein, etwas zu unterlassen, an dem sie selbst, solange sie lebte, die innigste und reinste Freude empfand. Hingegen werdet Ihr's begreiflich finden, daß ich Euch nur ein ernstes kleines Lied gebe, das ich erst vor wenigen Tagen in der Einsamkeit eines Eichenwaldes gefunden —"

Hierbei warf er einen flüchtigen Blick auf Bertha, die ihn verständnißvoll auffing.

„Außer mir hat es noch niemand gehört," fügte er zu Mechthild gewandt hinzu, „und insofern freut es mich, Euren Wunsch ganz erfüllen zu können."

Ein Diener hatte auf Frankenberg's Wink eine schöne Laute herbeigebracht, auf welcher der Burgherr selbst zuweilen — doch immer nur, wenn es niemand hörte, wie er hervorhob — zu den Liedern seines Lieblingsdichters Neithart von Reuenthal sich begleitete.

Der Herzog nahm die Laute, prüfte sie durch einige kleine Präludien, die schon einen Vorgeschmack seiner Meisterschaft gewährten, und begann dann, in eine kräftigere Tonart übergehend, ein schlichtes Lied, das in unserer heutigen Sprache ungefähr also lauten würde:

„Die schwülen Tage nehmen die Flucht,
Mein Herz schlägt freier und lauter,
Am Baume hängt die reife Frucht,
Der Herbst ist da, mein Vertrauter.

„Jetzt wandl' ich einsam im Eichenwald,
Es raschelt zu meinen Füßen
Das welke Laub, von ferne schallt
Eines Vogels Abschiedsgrüßen.

„Der Wind im falben Blätterdach
Scheint Geistergruß zu wehen,
Die alten Träume ruft er wach,
Weiß, daß wir uns verstehen.

„Er singt das alte ewige Lied,
Das alte Lied der Schmerzen,
Das durch das ganze Weltall zieht
Wie durch der Menschen Herzen.

„Wer Leid hat, findet Trost ja auch
Bei Leidenden vor allen,
Drum will so sehr des Windes Hauch
Im Herbste mir gefallen."

Es war weniger der Inhalt dieses einfachen Liedchens als vielmehr die meisterliche, dabei völlig prunklose Vortragsweise und die wunderbar zu Herzen gehende Melodie, welche ihm zu einem ungeahnten Erfolge verhalfen.

Alle waren ergriffen. Die Prinzessin aber, durch die Erlebnisse der letzten Tage, durch so viele neue ungewohnte Eindrücke auf Gemüth und Herz in hohem Grade erregt, wußte sich während des Gesanges nur mühsam zu beherrschen und ihre Haltung zu bewahren, so mächtig wirkte jeder Ton des vorgetragenen Liedes auf sie ein.

Als dann der Herzog mit einem allmählich immer sanfter werdenden, in zartesten Tönen verhauchenden Nachspiel geendet hatte, vermochte sich Mechthild nicht länger zu halten; in einen Strom von Thränen ausbrechend, sank sie ohnmächtig an die sich ihr schützend darbietende Brust Frankenberg's.

Der Herzog, der während des Spiels kaum auf seine Umgebung geachtet hatte, sprang erschreckt auf und eilte um den Tisch herum auf die Prinzessin zu.

„Was ist geschehen?“ rief er bestürzt den anderen, die sich ebenfalls erhoben hatten, zu. „Holt Wasser, es ist sehr heiß hier, Frankenberg.“

Die Gemahlin des Angeredeten hatte aber schon ein Fläschchen wohlriechenden und kräftigenden Balsams aus der Tasche gezogen und es der Prinzessin vorgehalten, die sich auch alsbald erholte und zwar mit bleichem, aber doch schon lächelndem Gesichte dem Herzog sich zuwandte und sagte:

„Verzeiht meine Schwäche, Herr Herzog, die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Tage haben mich doch mehr angegriffen, als ich mir selbst Wort haben wollte.“

„Das ist nur zu erklärlich,“ erwiderte er, ihre Hand ergreifend und sanft drückend, „ich will sogleich einen reitenden Boten nach Breslau zu Meister Gunzel senden, der mit meinen schnellsten Pferden sich hierher begeben soll.“

„Laßt mich, Herr Herzog,“ rief Zedlitz bereitwillig aus, „es reitet keiner so schnell als ich.“

„Recht so, mein Vincenz,“ erwiderte der Herzog, „eile Dich.“

Mechthild aber stellte sich dem Davoneilenden in den Weg, hielt ihn mit beiden Händen fest und sagte:

„Ich bitte Euch, bleibt, Herr Ritter, es war nur eine vorübergehende Schwäche, die nichts zu bedeuten hat, ich bin wieder vollkommen wohl und werde es am besten dadurch beweisen, daß ich hier in der Gesellschaft bleibe und mich eifrig am Gespräch betheilige. Bitte, bitte, Herr Herzog, bemüht niemand um meinetwillen. Was sollt Ihr wohl von den brandenburgischen Mädchen für Begriffe bekommen, wenn sie sich so schnell von einem Windhauch überwältigen ließen. Hilf mir, Bertha, die Herren zu überzeugen, daß ich mehr Kräfte besitze, als es den Anschein hat.“

Gräfin Bertha hatte sie liebkosend in ihre Arme geschlossen und sagte zum Herzog:

„Sie hat Recht, es war nur eine kleine Ohnmacht nach der furchtbaren Aufregung der letzten Tage. Laßt Mechthild ruhig unter uns, sie erholt sich so am besten.“

Während Frau von Frankenberg noch einmal ihr Fläschchen anbot, das aber Mechthild lachend zurückwies, und der Herzog und und Zedlitz noch unschlüssig dastanden, ertönte plötzlich das Signal des Thürmers.

„Das ist Rheinbaben!“ sagte Frankenberg und eilte hinaus, den Gast zu empfangen.

„Der kommt zur rechten Stunde!“ rief die Prinzessin, „um die Aufmerksamkeit von meiner unbedeutenden Person abzulenken. Laßt mich Euch, Herr Herzog, noch schnell die Hand drücken zum Zeichen meiner erneuten Kräfte und zum Danke für Euren herrlichen Gesang, der mich so tief ergriffen.“

Sie sagte das mit solcher Unbefangenheit und Anmuth, und ihr Antlitz hatte dabei wieder so ganz die schönen lebhaften Farben angenommen, daß der Herzog den Druck ihrer Hand aufs herzlichste erwiderte und hingerissen von ihrer Schönheit einen Kuß auf ihre leuchtende Stirn drückte. —

Die Ankunft des Barons von Rheinbaben versetzte die ganze Gesellschaft in eine andere Stimmung und gab der Unterhaltung eine völlig neue Richtung.

Rheinbaben war ein Mann von etwa 50 Jahren, geschmeidigem, fast hagerem Körperbau von mittlerer Größe mit scharf ausgeprägten intelligenten Gesichtszügen, hoher gewölbter Stirn, funkelnden Augen und grader feiner Nase.

Er trug, entgegen der Sitte seiner Zeit, einen schwarzen kurzen Vollbart, in dem sich nur dem aufmerksamen Auge einige Silberfäden zeigten. Er habe keine Zeit, sich barbieren zu lassen, pflegte er zu sagen, da es bei seinem starken Haarwuchse täglich geschehen müßte und er bei seinen vielen Reisen dazu keine Gelegenheit finde.

In der That hatte er sich schon viel in der Welt umgesehen, war an manchem europäischen Hofe gern gesehener Gast, weil er

prächtig von seinen Reisen zu erzählen verstand, manchen guten Rath ertheilen konnte und immer guter Laune war.

Als er jetzt, von Frankenberg geleitet, ins Gemach trat, machte er in seiner kleidsamen, eleganten, dunkel gehaltenen Rittertracht einen viel jugendlicheren Eindruck, als seine Jahre erwarten ließen.

Mit seinen lebhaften Augen die Anwesenden schnell musternd, gewahrte er sogleich den Herzog, dessen Gegenwart ihm Frankenberg absichtlich verschwiegen hatte, um die Ueberraschung zu steigern. Kaum hatte er ihn erkannt, so hob Rheinbaben beide Arme freudig empor, und auf den Herzog zueilend, rief er laut:

„Welch eine unerwartete Freude, Herr Herzog, Euch hier zu treffen! Das setzt dem Glücke des heutigen Tages die Krone auf.“

Er ergriff die ihm dargereichte Rechte des Herzogs und drückte einen Kuß darauf.

„Auch ich freue mich, mein lieber Rheinbaben, Euch wieder einmal zu sehen. Laßt uns niedersitzen, damit Ihr uns erzählt, wie es Euch ergangen ist!“

„Es soll mir eine Ehre sein.“

Nachdem er Frau von Frankenberg und die Gräfin Wysenburg als gute Bekannte zum Willkommgruß auf den Mund geküßt, auch Zedlitz freundlich begrüßt hatte, wurde ihm die Prinzessin als Baronin Putlitz vorgestellt.

„Ei,“ sagte er sich verbeugend, „seid Ihr wohl gar ein Töchterlein des wackeren Barons von Putlitz, der dem Erzbischof von Magdeburg so viel zu schaffen gemacht hat? Das war ein streitbarer Herr! Ich habe vor Jahren einmal in Erfurt mit ihm einige schöne Tage verlebt.“

Die Prinzessin erwiderte etwas verwirrt, sie wisse es nicht, glaube aber kaum, daß ihr Vater es gewesen sein werde, da sie von einer Fehde mit dem magdeburger Erzbischof nichts gehört habe.

Frankenberg machte dem für Mechthild augenscheinlich peinlichen Gespräche ein Ende, indem er Rheinbaben beim Arme faßte, ihn zum Tische führte, an dem der Herzog schon wieder Platz genommen

hatte, und ihn fragte, ob er zu speisen wünsche; es wäre alles, was er nur begehren könnte, reichlich vorhanden.

„Gespeist habe ich bei unserem trefflichen Herrn Engelger schon in Breslau, dem es zuzuschreiben ist, daß ich so spät hier eintreffe. Aber durstig hat mich der Ritt gemacht, gieb mir einen Becher Wein."

„Es soll nicht bei einem bleiben!" rief Frankenberg, ihm einschenkend und that ihm sogleich Bescheid.

Rheinbaben aber blieb stehen, nahm den Becher, verneigte sich vor dem Herzog und sprach:

„Es sei mir erlaubt, Herr Herzog, diesen ersten Becher Euch, meinem gnädigen Fürsten und Herrn, zu weihen."

Der Herzog winkte ihm freundlich zu, und Rheinbaben trank den Becher auf einen Zug aus. Dann setzte er sich nieder.

„Nun laßt hören, wie es Euch ergangen, ich habe Euch seit jenem Tage nicht gesehen, da ich von Krakau her in Breslau einzog," ermunterte ihn der Herzog.

„Das war ein herrlicher Tag, an den die guten Breslauer denken werden, solange die Stadt steht," rief Rheinbaben aus, „bald darauf reiste ich ab und habe mich seither in den neuen Gebietstheilen von Krakau und Sandomir aufgehalten. Ueber das ganze Land ist es wie ein neuer Frühling gekommen. Das deutsche Recht, das Ihr, Herr Herzog, den Städten und zumeist nun auch den Dörfern neu verliehen, und die damit verbundenen Privilegien locken immer neue Ansiedler aus dem Westen in Schaaren herbei, die mit einer Freudigkeit und Zuversicht an die Gründung neuer Wohnstätten gehen, daß es eine Lust ist, zuzuschauen. Auch in dem von Euch begründeten und mit deutschem Rechte versehenen Wieliczka war ich. Aus dem Salze dort werdet Ihr ungezählte Goldstücke prägen, und Eure Unterthanen werden dabei nicht zu kurz kommen. Wie die Pilze schießen dort ringsumher die Ortschaften aus dem Boden, die alten polnischen Lehmhütten verschwinden immer mehr, und steinerne Häuser, mit Ziegeln gedeckt, treten an ihre Stelle. In den größeren Städten aber, wie in

Krakau und Sandomir selbst, ist der Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute, deren angesehenste jetzt zugleich Rathmannen und Bürgermeister sind, neu belebt, und Handelsverbindungen werden angeknüpft bis in den fernsten Osten Rußlands und nach Süden bis Venedig und anderen italienischen Plätzen des Welthandels. Ueberall hört man deutsche Laute, deutsche Lieder, auch deutsche Flüche — das polnische Idiom ist wie von einer verzehrenden Krankheit befallen, es fristet nur ein kümmerliches Dasein unter Knechten und Unfreien. In Sandomir wird auch an der alten, auf einer Höhe prächtig gelegenen Burg tüchtig gebaut, sodaß Ihr in wenigen Wochen Eueren Einzug dort werdet halten können; und Graf Wysenburg — der mir an Euch, Frau Gräfin, herzliche Grüße aufgetragen hat — läßt es sich angelegen sein, die Truppen zu ergänzen und durch Anwerbung deutscher Soldaten, mit denen er fleißig exercirt, ein Musterheer aufzustellen."

In dieser Weise fuhr Rheinbaben fort, begeistert Bericht zu erstatten von dem, was er überall gesehen und gehört, wobei er nicht unterließ, manche kleine Anekdoten einzuflechten, die zur Unterhaltung und Erheiterung der Gesellschaft beitrugen.

So erzählte er, wie er einst auf einem Ritte durch ein neugegründetes Dorf im Krakauischen aus einem noch kaum fertigen Hause fröhlichen Gesang und Jauchzen bei Flöten- und Saitenspiel vernommen, wie er, da ihn der Durst geplagt, vor dem Hause angehalten und einen seiner Knechte hineingeschickt habe, ihm einen Trunk zu bringen und sich zu erkundigen, was den Anlaß zu der Fröhlichkeit drinnen gebe.

„Mit dem Knechte aber," fuhr er in der Erzählung fort, „kam ein alter Mann mit langem weißen Haar zurück, einen Becher voll Weines in der Hand, den er mir aufs Roß hinaufreichte. Kaum aber hatte ich den Becher dankend genommen und an den Mund gesetzt, so schlug der Alte staunend die Hände über dem Kopfe zusammen und rief: »Heilige Jungfrau, er ist es wirklich!«

„Wer bin ich?" fragte ich erstaunt und sehe mir den Alten näher an.

»Seid Ihr denn nicht der edle Ritter von Rheinbaben?«

„Freilich bin ich der, und Ihr?“

»Kennt Ihr mich nicht mehr, Herr?«

Ich zerbrach mir den Kopf, der Alte kam mir in der That bekannt vor.

„Helft meinem Gedächtniß, Alter,“ sagte ich.

«Erinnert Ihr Euch noch des Unwetters, das gar kein Ende nehmen wollte, als der Herr Landgraf von Thüringen, unser seliger gnädigster Herr, in der Nähe von Paulinzelle jagte? Es können wohl zehn Jahre her sein. Da habe ich den Herrn Landgrafen und Euch, Herr Ritter, eine Nacht in meinem schlichten Hause beherbergt. Ich habe Euch nicht vergessen, denn ich habe noch ein goldenes Büchslein mit Euerem Namenszuge, das Ihr mir damals zum Geschenk machtet.«

„Freilich, nun kenne ich Euch wieder! Ihr seid der Bauer Helmbrecht, der uns so gut beherbergte. Euer Haar ist inzwischen silbern geworden, drum hab' ich Euch nicht erkannt. Aber wer sollte Euch auch hier vermuthen in dieser Gegend!“

»Wir sind ausgewandert, da es uns daheim zu eng wurde mit meinen vielen Brüdern. Wir werden uns hier schon einleben und bald wie zu Hause sein. Der neue Herr Herzog hier zu Lande ist ja der Oheim von unserem jungen Herrn Landgrafen, der jetzt regiert, da wird es uns auch hier an nichts fehlen.«

„Gott lohne Euch Euere Zuversicht,“ rief ich ihm zu, wie geht's Euerem Weibe und Euerem kleinen Töchterlein, das Ihr damals bei Euch hattet?“

»Sie sind, Gott Lob, gesund, und unser Töchterlein feiert heut Hochzeit.«

„Nun traten auch schon die Frau des Bauern, die ich jetzt ebenfalls wiedererkannte, und hinter ihr Braut und Bräutigam, prächtige junge Leute, heraus, um nach dem Abenteuer des Vaters auszuschauen. Alle waren in rosiger Laune, die Spielleute kamen auch zum Vorschein, und ob ich nun wollte oder nicht, ich konnte den Bitten der Leute, abzusteigen und näher zu treten, nicht widerstehen

und habe es auch nicht bereut. Ein paar Stunden ungetrübten Glückes habe ich unter diesen einfachen Menschen verlebt, die mir unvergeßlich bleiben werden. Auch meine Knechte wurden aufs beste bewirthet, und ich schied gegen Abend aus diesem Hause mit dem Gefühl, daß ein Land, in dem solche Elemente sich einbürgern, der segensreichsten Zukunft entgegengehe." — —

Auf diese Weise fuhr Rheinbaben fort zu plaudern und die Anwesenden zugleich aufs angenehmste mit den Zuständen der neu einverleibten Länder bekannt zu machen.

Der Herzog bekundete durch eingestreute Fragen sein lebhaftes Interesse an dem Berichte, und eine Fülle neuer Ideen stieg in seinem Kopfe auf, die ihn dem großen Ziele seines Lebens immer näher führen sollte.

Rheinbaben kam dann auch auf die elenden Zustände in Großpolen zu sprechen, auf die ewigen Fehden der kleinen Theilfürsten, welche die Länder verwüsteten und das Volk immer tiefer sinken ließen.

Auch des Gerüchtes erwähnte er, daß der Herzog von Glogau unabläßig agitire, um die polnische Königskrone zu erlangen, fand aber damit bei seinem Herrn keinen Glauben und legte ihm auch selbst wenig Gewicht bei.

So endete der Abend, der in entsagungsvoller Stimmung begonnen, allseitig mit einem kräftigen Behagen an der Gegenwart und sonniger Hoffnung für die Zukunft.

Die Frauen hatten aufmerksam zugehört, auch wohl hin und wieder eine Bemerkung fallen lassen und Fragen gestellt, die den Beweis des Verständnisses für die vorgetragenen Sachen lieferten.

Die Mitternacht war nicht mehr fern, als man sich endlich trennte und jeder sein Nachtquartier aufsuchte.

Der Herzog verabschiedete sich von den Damen gleich für morgen, da er mit Tagesanbruch nach Breslau zurückkehren wollte.

Er war in bester Laune, und als er Mechthild die Hand reichte, ließ sie ihm die ihrige so lange, als er mit ihr sprach, indem er nochmals den Ausflug auf den Zobten für die nächsten Tage in

Aussicht stellte. Dann drückte er ihr wieder einen Kuß auf die Stirn, wobei seine Augen die daneben stehende Bertha streiften, die seinen Blick mit ruhiger Freundlichkeit erwiderte, als ob sie sagen wollte: „Nur zu, nur zu, es ist Dein gutes Recht; lerne nur die Frauen wieder schätzen!"

* * *

Bertha und Mechthild schliefen in einer Kammer zusammen. Sie sprachen beim Auskleiden, gegen ihre Gewohnheit, fast gar nichts; aber desto aufmerksamer beobachtete Bertha heimlich ihre junge Freundin, die ihre Aufregung nur schwer verbergen konnte. Sie entließen die Bedienung bald, um allein zu sein.

„Ich bin entsetzlich müde," gab Bertha vor, nur um in kein Gespräch verwickelt zu werden, das ihr in diesem Augenblicke für Mechthild gefährlich zu sein schien. Es deuchte ihr noch nicht Zeit, ein Geständniß von Mechthild entgegen zu nehmen, das sie auf deren Lippen bereits schweben sah. Rasch war sie im Bett, wünschte der Freundin kurz eine gute Nacht, löschte die Wachskerze an ihrem Lager und that, als ob sie sofort einschliefe.

Mechthild war in einer wunderbar verwirrten Stimmung.

Der Kuß des Herzogs auf ihrer Stirn brannte sie wie lodernde Flamme, sie war so selig und doch so unglücklich zugleich, sie hätte sich so gern jemand mitgetheilt, um ihr übervolles Herz zu erleichtern. Sie blickte in ihrer Bedrängniß auf Bertha, aber die lag und schlief so ruhig.

Da kam ihr der Gedanke, ob Bertha sie nicht doch vielleicht mißverstanden haben würde? Nun wollte sie lieber alles in sich verschließen, alles, was ihr so heilig erschien, aber gerade darum auch so leicht verletzlich.

Nun eilte auch sie, ins Bett zu kommen, und löschte ihre Kerze aus.

An Schlaf aber war nicht zu denken. Sie rief sich den ganzen Abend mit allen seinen Einzelheiten nochmals ins Gedächtniß. Der Gedanke an den Ritt auf den Zobten hätte ihr fast einen lauten Jubelruf entlockt, aber sie bezwang sich und blieb regungslos liegen.

Plötzlich war es ihr, als höre sie eine wunderbare sanfte Musik. Sie hob den Kopf und lauschte.

„Bertha," rief sie leise.

Keine Antwort, obwohl Bertha wach lag und die Musik ebenso deutlich hörte.

„Bertha, hörst Du nichts? Ist das nicht Musik?"

Wieder keine Antwort.

Mechthild sprang aus dem Bett, trat erst leise an Berthas Lager, und da diese, im fahlen Mondlichte daliegend, die Augen fest geschlossen hatte, schlich sie an das Fensterlein und blickte in die dämmernde Nacht hinaus.

Drüben, in dem großen Erkerzimmer, in dem der Herzog wohnte, war noch Licht, sie sah seinen Schatten.

Er hatte die Laute mit in sein Zimmer genommen, und da Frankenberg ihm versicherte, daß man von diesem Zimmer aus in der ganzen Burg keinen Laut vernehme, sang er für sich noch einige Lieder.

Bei der tiefen Stille der Nacht drangen aber doch die Töne bis in das Schlafgemach der beiden Freundinnen.

Bertha beobachtete von ihrem Lager aus, ohne sich zu rühren, jede Bewegung Mechthilds. Sie hatte die Stirn fest an die kleinen Scheiben gedrückt und starrte hinüber nach jenem Erker, von dem die Töne herüberdrangen.

Worte konnte sie freilich nicht verstehen, aber die Melodieen erfaßte sie und lauschte ihnen mit einer Hingebung, daß sie kaum merkte, wie die Nachtluft kühl um ihre halbentblößten Glieder strich.

So stand sie regungslos, bis der letzte Ton verhallt war, dann ging sie mit einem lauten Seufzer langsam in ihr Bett zurück, zog die Decke bis über den Kopf hinauf und erstickte mit ihr ein leises Weinen, das gleichwohl bis zu Berthas aufmerksamen Ohren drang.

„Ist es schon so weit?" dachte diese bei sich, „dann gilt es, doppelt vorsichtig zu sein."

Zwölftes Kapitel.

Während am anderen Morgen der Herzog — wie gewöhnlich bei seinen Ritten in tiefes Schweigen gehüllt — mit seinem getreuen Zedlitz sich schon den Thoren Breslaus näherte, ließ er seine Blicke nach dem fernen Zobten schweifen, und es überkam ihn dabei, er wußte selbst nicht, warum, eine recht fröhliche Stimmung.

Es tauchte vor seinem geistigen Auge ein liebliches Frauenbild auf, das er vergeblich zu verscheuchen suchte. Endlich hielt er es doch fest, und es wurde ihm recht warm im Gemüthe und er dachte bei sich: „Bleibe nur, schönes Bild, mein Herz ist ja gefeit gegen neue Liebe, ich freue mich Deiner, aber Du kannst mir nichts anhaben."

Zur selben Zeit lagen die beiden Freundinnen in der Burg Frankenberg's noch in angenehmem Frühschlummer, der reich an Träumen zu sein pflegt.

Mechthilds Träume waren so schmeichlerisch — sie wandelte an des Herzogs Seite in einem herrlichen Blumengarten, darin die Rosen blühten und die Nachtigallen schlugen, sie hatte ihren Arm in den des Herzogs gelegt und schaute zu ihm empor, der ihr die süßesten Dinge sagte — daß sie mit einem glückseligen Gefühl erwachte und mit offenen Augen noch eine Weile weiterträumte.

Nun regte sich auch Bertha, blickte neugierig nach Mechthild hinüber und, um nur keine sentimentale Stimmung aufkommen zu lassen, die sie nach dem nächtlichen Erlebnisse fürchtete, scherzte sie hinüber:

„Langschläferin! Langschläferin! Sieh nur, wie die Herbstsonne schön lacht! Sie lacht über Dich, daß Du es verschlafen und dem Herzog keinen „Guten Morgen" zum Abschied zugerufen hast, wie Du das eigentlich Dir vorgenommen am gestrigen Abende."

„Kannst Du Gedanken errathen?" erwiderte Mechthild heiter, noch im Banne ihres schönen Traumes, „und woher weißt Du, daß der Herzog schon fort ist?"

„Weil ich es hörte, als er aufbrach. Es war noch finster, ich sah den Schein der Windlampen, die Hunde bellten, die Rosse stampften, und er rief, im Scheiden eine Kußhand hier hinaufwerfend: »Ade, ade, Du blonde Prinzessin, Du kleine verschlafene Prinzessin, ade, ade, Du Mannräuschlein!«"

Mechthild sprang laut lachend aus dem Bett, eilte an das der Freundin, kniete nieder und umschlang ihren Hals, küßte und herzte sie und sagte dabei:

„Warte, warte, Du böse schöne Gräfin! Ist es recht von Dir, Du stolze Schlesierin, sich über ein armes brandenburgisches Kind lustig zu machen? Warum hast Du mich denn nicht geweckt, als er aufbrach, warum — warum?"

„Ich lag wie gefesselt, ich konnte mich nicht rühren, ich konnte nicht sprechen, bis er zum Thore hinaus war, bis die Zugbrücke wieder hinter ihm emporgezogen wurde."

„Warte, warte, Du Böse! Du hast es mir nicht gegönnt! Ich werde Dich bei ihm verklagen, wenn wir zusammen den Zobten hinaufreiten."

„Du magst ihn ja nicht leiden, den hohen Herrn!"

„Wie? — Du, Du — willst Du wohl schweigen? Hörst Du, ich verklage Dich!"

„Ja, auf dem Zobten, thu's nur! Mechthild thu's! — Komm, laß uns schnell aufstehen, wir haben noch viel zu thun und wollen doch heute noch nach meinem Landhause zurück?"

„Ja, das wollen wir," sagte Mechthild, sich erhebend, „ich sehne mich danach, wieder in dem hübschen Zimmer zu sein, in dem ich Dich, erwachend, zum ersten Male sah."

In Wahrheit aber lag ihr nur daran, in der Nähe von Breslau zu sein, wo die Möglichkeit doch größer war, den verehrten Fürsten zu sehen, zu treffen.

Mit ungewohnter Eile kleidete sie sich an, konnte es kaum erwarten, auch Bertha fertig zu sehen.

Bei dem gemeinschaftlichen Frühmahl, das sie dann unten in der Burg einnahmen, bemühten sich die Frankenberge und Baron von Rheinbaben vergeblich, indem sie alle ihre Liebenswürdigkeit aufboten, die Damen zu längerem Verweilen zu veranlassen.

Mechthild blieb dabei, sie müsse zurück, sie hoffe auch Briefe ihres Vaters vorzufinden und sie wisse überhaupt nicht, wie lange sie noch werde in Schlesien bleiben dürfen. Sie freue sich aber unendlich auf den gemeinschaftlichen Ausflug nach dem Zobten, der sie ja alle in den nächsten Tagen wieder zusammenführen solle.

So ließ man die beiden Damen ziehen, denen Rheinbaben und Frankenberg das Geleite gaben.

Am Nachmittage, als Mechthild gerade mit einem Schreiben an ihren Vater beschäftigt war, erschien der Propst Bernhard bei der Gräfin und war froh, sie allein und ungestört sprechen zu können.

Er kam soeben vom Herzog, der nach Erledigung einiger Regierungsgeschäfte nach Neisse geritten war, um sich von der Fertigstellung der für das große Turnierfest angeordneten Vorbereitungen zu überzeugen. In zwei Tagen wolle er wieder in Breslau sein, um den Ausflug nach dem Zobten zu unternehmen. Das große Fest sollte Mitte Oktober, also etwa in vierzehn Tagen, stattfinden.

„Hat der Herzog nichts von der Baronin Putlitz zu Euch gesagt?" fragte Gräfin Bertha begierig.

„O — gewiß —"

„Wie hat er sich geäußert?" drängte sie ungeduldig, dem Kanzler einen Sitz anweisend.

„Er fragte mich zunächst, ob ich sie bei Euch näher kennen gelernt hätte, was ich bejahte. Ich mußte ihm dann mein Urtheil über ihren Charakter mittheilen, und wie Ihr über sie denkt. Er zeigte das lebhafteste Interesse für sie und freute sich, mit ihr wieder zusammen zu kommen bei dem geplanten Ausfluge. Es

lag etwas Inniges in dem Ton, wie er über sie sprach. Einmal seufzte er auch und sagte: »Warum sind solche Weiber in fürstlichen Häusern so selten! Ich habe wenigstens noch keins gefunden.« Nun hätte ich ihn ja bei diesem Worte festhalten können, und unser Ziel wäre vielleicht erreicht gewesen. Allein, ich kenne meinen hohen Herrn zu gut, als daß ich nicht mit Recht befürchten mußte, ihn durch meine Entdeckung sofort abzukühlen und durch unser Verfahren in Harnisch zu bringen. Ich hätte damit alles verderben können. Zudem hielt ich mich nicht für berechtigt, das Inkognito der Prinzessin zu lüften, ohne ihre ausdrückliche Zustimmung einzuholen. Nun aber sagt mir, theure Gräfin, wie es mit der Prinzessin steht?"

Gräfin Bertha berichtete eingehend über die Eindrücke, die sie von dem Verhalten Mechthilds empfangen habe, und kam zu dem Schlusse, daß die Prinzessin in heißer Liebe zum Herzog entbrannt sei.

„Ich freue mich darüber," schloß sie, „denn ich hoffe, es werde alles gut enden, auch würde ich das Glück, diesen Mann den ihren zu nennen, keiner Anderen so gönnen als Mechthild, da ich keine für würdiger und geschickter halte, die Gemahlin eines so außerordentlichen Fürsten zu werden. Vielleicht hilft uns der beabsichtigte und vielbesprochene Ausflug nach dem Zobten schneller zum Ziele, als wir dachten."

„Damit dürfte es nun leider nichts sein," sagte der Abt achselzuckend und holte aus den Falten seines Gewandes mehrere Briefschaften hervor.

„Aber warum denn nicht?" fragte die Gräfin erschrocken, „warum sollte der Ausflug nicht stattfinden können?"

„Der Ausflug könnte schon stattfinden, aber —"

„Aber?"

„Die Prinzessin würde nicht dabei sein."

„Was ist denn geschehen? Ihr versetzt mich in Angst, Herr Propst; mit Euren Zweifeln."

„Ja, seht, theure Gräfin, so steht es mit den Plänen und

Entwürfen der armen Menschen. Sie mögen noch so fein ausersonnen sein, die Hand des Schicksals macht einfach einen Strich dadurch und fragt nicht nach unserem Bangen und Zittern."

„Laßt mich nicht länger im Zweifel — was enthalten jene Briefe?"

„Es sind zwei Briefe des Markgrafen Otto des Langen von Brandenburg, die soeben in meine Hand gelangt sind. Der eine ist an mich gerichtet und trägt mir auf, die sofortige Rückkehr der Prinzessin nach der Heimath zu veranlassen —"

„O weh — aber warum?"

„Ein süddeutscher Fürst weilt an seinem Hofe, der die Hand einer seiner Töchter begehrt. Niemand erscheint ihm dazu geeigneter als Mechthild, die er schon früher einmal dazu bestimmt hätte, wenn die Unterhandlungen damals zu einem günstigen Ziele geführt worden wären. Jetzt sei das der Fall. Mechthild hätte nicht nöthig, länger Krankenpflegerin zu spielen, fügt er spottend hinzu, dazu habe er sie nicht hergeschickt. Es mißfalle ihm, daß sie, anstatt bei Hofe zu verkehren, in einer Waldwildniß bei bürgerlichen Leuten hause. Sie solle auf der Stelle nach Hause zurückkehren, da die Verlobung noch vor dem Reisser Tournier gefeiert werden müsse."

„Aber Mechthild hat ja noch Schwestern — könnte nicht eine von diesen —?"

„Der Vater befiehlt — und den eisernen Willen dieses Vaters haben wir oft kennen zu lernen Gelegenheit gehabt. Da giebt es keinen Widerspruch."

„Und der zweite Brief?"

„Ist an die Prinzessin gerichtet. Wahrscheinlich fordert er ihre sofortige Rückkehr, ohne Angabe von Gründen."

„Und Ihr sollt den Brief Mechthild aushändigen?"

„Ja, und sofort."

„Das arme Kind! Sie sitzt drin im Zimmer und schreibt einen Brief voll Seligkeit in die Heimath an die Schwestern und ahnt nichts von dem Schlage, der sie bedroht."

„Kann ich sie sprechen?"

„Schon? Giebt es denn kein Mittel, die Sache auch nur aufzuschieben?"

„Hört, Gräfin, ich sehe die Dinge mit anderen Augen an. Wenn ich vorhin von der Rücksichtslosigkeit des Schicksals sprach, so war es nur so zu verstehen, daß wir armen Menschen in unserer Kurzsichtigkeit seine weisen Absichten nicht immer durchschauen und erst später einsehen lernen. Dies Hinderniß, das sich unserem Ziele entgegenstellt, führt uns vielleicht sicherer dahin als der einfache, gerade Weg."

„Wie denkt Ihr Euch das?"

„Es wird eine Probe sein auf die Echtheit und Dauerhaftigkeit der Liebe beider."

„Ja, aber wenn der Vater die Tochter zur Ehe mit jenem Fürsten zwingt, wie es ja unter ihnen üblich ist?"

„Dafür laßt mich sorgen."

„Was wollt Ihr thun?"

„Ich werde ihm noch heute einen ausführlichen Brief schreiben, in dem ich ihm die Sachlage vollkommen klar darlege. Es kommt uns zustatten, daß die Heirath der Prinzessin mit unserem Herzoge eine so bei weitem vortheilhaftere wäre als die mit dem süddeutschen Fürsten, daß der kluge und berechnende Markgraf meine Gründe nicht ohne weiteres von der Hand weisen und mindestens einen Aufschub des Verlöbnisses herbeiführen wird. Bleibt unsere Prinzessin standhaft und treu in ihrer Gesinnung, so bin ich voll Vertrauen auf ein gutes Ende der Sache."

„Ja, aber der Herzog — wenn er die plötzliche Abreise der Prinzessin erfährt, wenn der von ihm geplante Ausflug nach dem Zobten, zu dem sie die Veranlassung gegeben, nun zunichte wird — es muß ihn kränken, es wird seine Liebe, wenn sie schon erwacht sein sollte, in Haß, in Verachtung verwandeln."

„Das fürchte ich nicht, es muß ihm die Sache nur richtig dargestellt werden; auch kann sich die Prinzesin schriftlich verabschieden und sich auf den schroffen väterlichen Befehl berufen."

„Ja, das muß sie. — Ich hole sie."

Die Gräfin erhob sich und wollte sich eben ins Nebenzimmer begeben, als dieses geöffnet wurde und Mechthild in strahlender Schönheit, mit glühendem Antlitz auf der Schwelle erschien.

Sie hielt den Brief, den sie geschrieben, in der Hand und schien die Absicht gehabt zu haben, der Gräfin eine Stelle daraus vorzulesen. Als sie aber des Propstes ansichtig wurde, nahm sie Abstand davon, ging auf ihn zu und reichte ihm zum Gruß die Hand.

„Grüß Euch Gott, Herr Propst, wie habt Ihr die Nacht überstanden? Wir haben Eurer in Liebe und Verehrung gedacht."

„Das muß ich wohl empfunden haben, denn es ist mir gut gegangen."

„Aber jetzt schaut Ihr so trübe drein, bringt Ihr schlimme Nachrichten?"

„Ich hoffe — nein."

„Für mich?"

„Ein Brief Eures Herrn Vaters."

„Ah — von meinem Vater!"

Die Prinzessin nahm den dargereichten Brief, legte den von ihr eben geschriebenen auf einen Tisch, erbrach das Wachssiegel und las mit fliegender Hast. Ihr Gesicht entfärbte sich, sie wurde einige Augenblicke leichenblaß, dann ließ sie ihre Hände sinken und starrte die beiden Anderen mit großen Augen fragend an.

„Ihr kennt den Inhalt des Briefes?" fragte sie tonlos.

„Er fordert Eure sofortige Rückkehr," erwiderte der Propst.

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Und giebt er keine Gründe an, warum?" fragte Bertha theilnehmend, ihren Arm um den Nacken der Freundin legend.

„Nein," sagte Mechthild stark, und ihre Kräfte schienen ihr plötzlich wiedergegeben, denn eine dunkle Röthe überflog ihr Gesicht, „aber ich lese sie zwischen den Zeilen. Ich kenne meinen Vater zu gut, um mir eine unklare Andeutung in diesem Briefe sofort zu erklären."

„Und darfst Du uns das mittheilen?"

„Ich stehe nicht an, es zu thun. Er spricht flüchtig von der Verwirklichung eines alten Projektes; das ist meine Verheirathung mit einem süddeutschen Fürsten."

Der Propst und Gräfin Bertha sahen sich bedeutungsvoll an.

„Weißt Du das so bestimmt?" fragte Bertha.

„Sicher. Er hat mit mir früher darüber gesprochen und jetzt theilt er mir nur die Anwesenheit des Fürsten an unserem Hofe mit, ohne weiteren Zusatz, den ich mir aber ergänzen kann."

„Und was gedenkt Ihr zu thun, Prinzessin?" fragte der Propst.

„Ich werde meinem Vater gehorchen, soweit es mir meine Kindespflicht und mein Gewissen vorschreibt."

„Das heißt?"

„Das heißt, ich werde nach Hause zurückkehren, denn das verlangt er unbedingt, und es ist das gute Recht des Vaters."

„Und weiter?"

„Weiter kann er mich nicht zwingen; denn ich würde ein göttliches Gebot verletzen, wenn ich vor dem Altar eine Unwahrheit sagte."

„Recht so," sagte der Propst erfreut, und Bertha drückte einen Kuß auf Mechthild's Wangen.

„Aber unsere Zobtenfahrt?" fragte sie leicht dabei.

„Ja, die muß nun leider unterbleiben — für mich," erwiderte sie mit einem Seufzer.

„Und was wird der Herzog dazu denken?"

„Ich werde ihm den Grund sagen: mein Vater verlange meine sofortige Rückkehr — und werde mich zugleich bei ihm verabschieden."

„Aber er ist verreist und kommt erst in zwei Tagen wieder."

„Verreist? — o!"

Wieder zeigte sich eine vorübergehende Blässe auf Mechthild's Wangen, und sie sah sinnend vor sich nieder. Dann sagte sie aber, munter aufschauend:

„Gut! Vielleicht ist es sogar besser so. Ich werde ihm meine Entschuldigung und meinen Abschiedsgruß schriftlich geben."

Der Propst athmete auf.

„Das wird das Beste sein,“ sagte er zustimmend. „Gebt mir, Prinzessin, Euer Briefchen, ich werde es an die richtige Stelle gelangen lassen; und Ihr habt die Güte, Eurem Herrn Vater ein versiegeltes Schreiben von mir zu überbringen, das ich ihn sofort nach Eurer Ankunft zu lesen bitte. In zwei Stunden bin ich wieder da, damit wir unsere Briefe austauschen, und wenn es Euch recht ist, Prinzessin, so soll dann für Eure Reise alles bereit sein.“

„So schnell schon?“ fragte Bertha bestürzt.

„Es ist in diesem Falle das Richtige,“ erwiderte der Propst, und auch Mechthild war damit einverstanden.

„Ja, Bertha,“ sagte sie, „so schnell und kurz wie möglich der Abschied! Ich bin trotz alledem voll Zuversicht, daß wir uns bald und glücklich wiedersehen.“

„Das gebe der Allmächtige!“ fügte der Propst hinzu. — „Noch eins, Prinzessin, gestattet Ihr mir, dem Herzog gegenüber Euer Inkognito zu lüften?“

Mechthild sann einige Augenblicke nach, dann sagte sie entschlossen:

„Was er zu wissen nöthig hat, wird er aus meinem Briefe erfahren. Ich bitte Euch, Herr Propst, soweit es Euch möglich ist, garnicht mit ihm über mich zu sprechen.“

„Euer Wunsch soll mir Befehl sein,“ erwiderte der Propst lächelnd und dachte bei sich: Ich wollte ihr Geschick leiten, aber sie scheint kräftig genug, es selbst zu thun. Desto besser für uns: wir werden eine tüchtige Herzogin bekommen. — —

Beim Abschiede der beiden Freundinnen flossen, trotz aller guten Vorsätze, stark zu sein, und trotz der beruhigenden und tröstenden Gegenwart des Propstes, der für die Reise der Prinzessin Alles aufs bequemste eingerichtet hatte, reichliche Thränen.

Die letzten gemeinsam verbrachten Wochen bargen in sich zu tiefgreifende Vorgänge, als daß diese bei der plötzlichen und in ihren Folgen so ganz ungewissen Trennung nicht alle auf einmal wieder in aufregende Erinnerung gekommen wären.

* *
*

Sobald der Herzog von Neisse zurückgekehrt war, begab sich der Propst zu ihm. Er hielt mit dem Briefe Mechthilds noch zurück, abwartend, ob der Herzog selbst das Gespräch auf ihre Person lenken würde.

Der Herzog befand sich in bester Stimmung, die Vorbereitungen zum Feste waren ganz in seinem Sinne ausgeführt und hatten ihn voll befriedigt. Er hoffte, daß alles aufs glänzendste verlaufen würde.

„In wenigen Tagen,“ so schloß er, „ist die letzte Hand an die letzte Schraube gelegt, dann können meine hohen Gäste kommen. Sie sollen sich wundern, was ich ihnen biete. Schade, daß der deutsche König, Rudolf der Habsburger, am Erscheinen verhindert ist, er könnte sich persönlich überzeugen, daß auch hier, so gut wie im Westen, Deutschland ist. Nun, er wird ein anderes Mal kommen. Alle Welt soll wissen, daß die Kosten zu diesem glänzenden Feste aus den Einkünften eines rebellischen polnischen Bischofs gedeckt werden, dessen starrer Eigensinn und mißverstandener Eifer für die Kirche — oder noch schlimmere Beweggründe — den alten polnischen Schlendrian hier wieder einbürgern möchten. Davor soll Gott uns bewahren!“

Er ging einige Male mit wuchtigen Schritten im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem Propste stehen.

„Das Wetter kommt uns auch zu Hülfe,“ sagte er vergnügt, „es ist ein schöner Herbst, einer von denen, die aushalten, wenn nicht alle Zeichen trügen. Zu den Turnierkämpfen nicht zu warm. Ich habe absichtlich gegen die übliche Sitte den Herbst gewählt. Ich denke noch mit Entsetzen an jenes Prager Turnier, bei dem durch Hitze und Staub dreißig Ritter an einem Tage umkamen. Und sollte auch wirklich schlechtes Wetter plötzlich einfallen, so ist alles darauf vorbereitet, die Gäste in Räumen unterzubringen, die den üppigsten Blumengärten gleichen und in denen sie kein Tropfen Regen treffen soll. — Morgen will ich übrigens auf den Zobten, kommt Ihr mit, lieber Kanzler?“

„Ich bitte mich davon zu entbinden, Herr Herzog, da dringende Geschäfte meiner warten.“

„Nun, wie Ihr wollt. Dann sollen dabei sein: die Gräfin Wysenburg und ihre Freundin, die Baroneß Putlitz, ferner die Frankenberge, Zedlitz und Rheinbaben. Sorgt dafür, daß die Einladungen sofort ergehen, wir brechen eine Stunde nach Sonnenaufgang auf."

„Verzeiht, Herr Herzog, von den Damen werden nur die Gräfin Wysenburg und die Baronin Frankenberg dabei sein können."

„Warum?"

„Die Freundin ist bereits abgereist," sagte der Propst, anscheinend ganz gleichgültig.

„Abgereist? Trotz meiner Aufforderung?"

Der Herzog erblaßte und blickte den Propst durchbohrend an.

„Ihr Vater verlangte die sofortige Rückkehr in die Heimath."

Der Herzog brauste auf, er stieß sein Schwert mit beiden Händen so stark auf den Boden, daß der Propst unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Ach was!" rief er, „ihr Vater verlangt die Rückkehr! So eilig wird das wohl nicht gewesen sein! Das hättet Ihr verhindern können, das hätte die Gräfin Wysenburg verhindern müssen, wenn sie sah, daß mir daran gelegen sei, die Dame bei mir zu sehen!"

Sein Gesichtsausdruck wurde immer finsterer, als er fortfuhr:

„Wir Fürsten sind wirklich übel dran! Auf niemand können wir uns verlassen! Auf wahre Freundschaft ist nicht zu rechnen! — o, nie, nie! — — Aber freilich —" er seufzte — „wenn die Baronin nicht wollte!" — Er wurde wieder ruhiger. „Ich bin vielleicht ungerecht gegen Euch; Ihr habt sie gebeten, und sie hat es verwehrt, gewiß, gewiß — so wird es gewesen sein — nun, immerhin, so hätte sie doch — na, so unterbleibt die ganze Sache!"

Wieder stieß er mit dem Schwert auf den Boden, daß es krachte.

Der Ausbruch des Herzogs war so heftig, seine Augen blickten so finster drein, daß dem Propst kein Zweifel mehr darüber bleiben konnte, wie tief der Eindruck der Prinzessin auf den Herzog gewesen sein müsse.

Jetzt ist es Zeit, mit meinem Briefe zu kommen, dachte der Propst und holte ihn aus seinem Gewande hervor.

„Da die Dame nicht persönlich bei Euch Abschied nehmen konnte, Herr Herzog," sagte er wiederum ganz ruhig, „so hat sie mich gebeten, Euch dieses Entschuldigungsschreiben zu übergeben, das ihre Handlungsweise rechfertigen soll."

Er reichte dem Herzog den in eine Rolle zusammengelegten und mit einem Siegel verschlossenen Brief hin.

„Was soll ich damit?" sagte der Herzog, ihn ergreifend und unmuthig auf den Tisch werfend, „ich werde ihn nicht lesen, es ist mir völlig gleichgültig, ihre Ausrede zu hören, wenn sie meiner Einladung nicht Folge leisten will. Wer ist sie? Wie kann sie sich herausnehmen, mir so zu begegnen? — Geht, Herr Kanzler, der Ausflug findet nicht statt, ich will niemand mehr sprechen. Lebt wohl!"

Er winkte mit der Hand dem Kanzler zu, sich zu entfernen, und dieser that es, in der festen Voraussicht, daß der Herzog den Brief doch lesen und dann anderer Meinung werden dürfte. Er nahm sich daher vor, in der herzoglichen Burg zu bleiben, und flüsterte dem im Vorzimmer weilenden Wenzel zu:

„Wenn der Herr Herzog nach mir fragen sollte — ich bleibe in der Burg."

Sobald der Herzog allein war, blieb er mitten im Zimmer stehen und legte beide Hände vor sein Gesicht. So stand er mehrere Minuten regungslos, während sein Geist in lebhaftester Bewegung sich befand.

„Was bedeutet das?" fragte er sich, „warum schlägt mich die plötzliche Abreise dieses jungen Mädchens so danieder? Ist ihr liebliches Wesen mir schon so tief ins Herz gedrungen? Hat sie Bertha schon ganz daraus verdrängt? Und war ich ihr so völlig gleichgültig geblieben, daß sie mich ohne Abschied verlassen konnte? Denn der Vater ist ja doch nur eine vorgeschobene Person!"

Ein brennender Schmerz durchdrang sein Gemüth, und er flüsterte vor sich hin: „Verfehlte Liebe! Zum zweiten Male!

Freilich! wohin sollte es am Ende führen? Das ist Fürstenloos, daß wir fast niemals da Menschen sein dürfen, wo wir es am liebsten möchten!"

Mit einem tiefen Seufzer ließ er die Hände herabsinken und blickte um sich mit Gefühlen, die ihm die ganze Welt verödeten.

Ein dumpfe Resignation erfaßte den Herzog; er ließ sich wie gebrochen auf einen Sessel am Tische nieder. Den Kopf in die linke Hand gestützt, starrte er lange Zeit vor sich hin. Dann schweiften seine Blicke über den Tisch weg und berührten den Brief, den er vorhin so unsanft von sich geworfen hatte.

Ganz mechanisch griff er danach und betrachtete das Siegel.

Was war das? Ein fürstliches Wappen? Er betrachtete es näher. Es schien ihm bekannt: Brandenburg, Otto der Lange ging ihm durch den Sinn. Hastig löste er das Siegel und las.

Mit jedem Worte lichteten sich seine Gesichtszüge mehr und mehr, allmählich verbreitete sich ein Glanz von Glück und Freudigkeit darüber, von denen seine Brust so erfüllt war, daß sie sich in einem lauten Jauchzer Luft machen mußte.

Dann las er den Brief noch einmal und dann zum dritten Male; er konnte seine Augen gar nicht trennen von diesen zierlichen Schriftzeichen, aus denen ihm eine solche Fülle von Seligkeit entgegenquoll.

Der Brief lautete also:

„Herr Herzog! Ich bekenne mich vor Euch schuldig und erflehe Eure Vergebung. Ich bin unter einem angenommenen Namen in Eurem Lande gewesen, um mich leichter und unauffälliger in Eure Nähe begeben zu können, dessen Ruhm als Fürst und Sänger mein Herz mit der Sehnsucht erfüllt hatten, Euch kennen zu lernen.

„Ich habe meinen Zweck erreicht, aber nicht, ohne dabei aufs tiefste verwundet zu werden, denn mein Herz ist krank vor Liebe; ich kann nichts anderes denken, sinnen und empfinden als Euch!

„Ich bin die Tochter des Markgrafen Otto von Brandenburg, Eures einstigen Gegners, dessen unbeugsamen Sinn Ihr zur Genüge

kennen gelernt habt. Er befiehlt mir, ohne jeden Verzug nach Hause zurückzukehren, um mich mit einem süddeutschen Fürsten zu verheirathen, den ich nicht liebe und dessen Gattin ich niemals werden kann.

„Da aber mein Vater mich dazu zwingen will, bin ich gesonnen, den Schleier zu nehmen und in ein Kloster zu gehen, um dieser Welt für immer zu entsagen. Das darf mir mein Vater nicht verwehren.

„Liebt Ihr mich aber, Herr Herzog, wie ich Euch, so kommt und rettet mich, und ich will Euch auf ewig angehören als Euer treues und gehorsames Eheweib.

„Ich erwarte von Eurer Ritterlichkeit, daß der Inhalt dieses Schreibens tiefstes Geheimniß zwischen uns beiden bleibt.

„Gräfin Wysenburg, meine theuerste Freundin, weiß wohl, wer ich bin, kennt aber den Inhalt dieser Zeilen auch nicht, wie niemand sonst außer Gott, dessen Schutz ich anflehe.

„Eure in Liebe und Sorge sich verzehrende

Mechthild, Prinzessin von Brandenburg."

Nachdem der Herzog den Brief zum dritten Male gelesen hatte, sprang er auf, breitete beide Arme weit aus und rief:

„Ja, geliebtes Weib! Ich komme, ich rette Dich! Nicht eine Welt von Markgrafen soll mir Dich streitig machen!"

Dann rief er Wenzel herein.

„Eile, Wenzel, ich lasse den Herrn Propst Bernhard bitten, augenblicklich zu mir zu kommen, er kann noch nicht weit fort sein."

Zwei Minuten später trat der Propst herein mit derselben ruhigen und sanften Miene, mit der er das Zimmer vorhin verlassen hatte. Mit inniger Freude bemerkte er das veränderte Wesen des Herzogs.

„Mein lieber Kanzler," rief dieser ihm zu, indem er ihn in seine Arme schloß, „laßt sofort dreißig Ritter und ebensoviel Edelknappen, dazu hundert meiner besten Reiter sich fertig machen zum alsbaldigen Aufsitzen. Ich will noch heute nach Stendal aufbrechen, um dem Markgrafen Otto einen Besuch abzustatten und

ihn persönlich nach Neisse zu meinem Feste zu geleiten. Da alle Fehden beigelegt sind und ich wieder im Besitze des Krossener Landes bin, halte ich das für Ritterpflicht. Von meinen Freunden soll mich keiner begleiten außer Frankenberg und Zedlitz."

Nochmals umarmte er den erstaunten Kanzler, drückte diesmal sogar einen herzhaften Kuß auf seine Lippen und fügte hinzu:

„Vergieb mir, theurer Freund, wenn ich Dich vorhin beleidigte. Du kennst mich, Du weißt, wie ich es meine. Später sollst Du alles erfahren!"

Der Kanzler wußte genug. Freudestrahlend entfernte er sich, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

„Ei, ei, ei," sagte er vor sich hin, „die Prinzessin von Brandenburg ist nicht blos die schönste, die ich kenne, sie ist auch klüger als wir alle zusammen! Wer hätte das gedacht!"

Der Herzog aber ließ durch Wenzel darauf seinen Schatzmeister rufen und befahl ihm, zehn große Wagen mit den kostbarsten Stoffen und den herrlichsten Juwelen und Goldsachen zu beladen, die er in den Schlössern von Krakau und Sandomir erbeutet hatte.

Dreizehntes Kapitel.

In Eilmärschen bei Tag und Nacht zog Herzog Heinrich mit seiner glänzenden Reiterschaar auf wohlgehaltenen Landstraßen seinem Ziele entgegen. Ueberall wurde er von der Bevölkerung mit ungekünstelter Liebe und Begeisterung empfangen, sodaß es ihm schwer wurde, nirgends verweilen zu dürfen.

Besonders als er in das Krossener Land kam, das nun wieder seinem Herzogthum einverleibt war, häuften sich die Kundgebungen ungeheuchelter Freude und Ergebenheit derart, daß Heinrich sich doch gezwungen sah, hie und da Halt zu machen und außer den Begrüßungen auch Bitten und Wünsche des Volkes entgegenzunehmen.

Es war mancherlei durch die langen Kriegszeiten vernachlässigt worden; das zeigte sich auch an den Wegen und Straßen, die hier viel zu wünschen übrig ließen, und zu deren Aufbesserung der Herzog reichliche Unterstützung versprach.

Man berichtete ihm auch von einem großen Unwetter, das vor etwa zwei Tagen mit Sturm, Hagel, Donner und Blitz über das Land gezogen sei und arge Verwüstungen angerichtet habe, deren Spuren noch überall an tiefen Löchern in den Straßen und zersplitterten Bäumen sichtbar waren.

Etwa eine halbe Meile vor der Stadt Krossen tauchte um die Mittagstunde eines sonnigen Herbsttages ein Dorf vor den Blicken der Reiter auf, in dem schon von weitem ein lebhaftes Treiben sichtbar war.

Mehrere große Reisewagen, wie es schien in defektem Zustande, mit zerbrochenen Rädern, hielten vor der Dorfherberge, Pferde

standen gesattelt und gezäumt daneben, und eine Menge gaffenden Volkes wogte dazwischen hin und her. Handwerker waren beschäftigt, die Wagen wieder herzustellen.

Als der Herzog mit seinem Zuge näher kam, sprengte Zedlitz voran, um zu erkunden, wer die Reisenden seien. Aber schon von weitem erkannte er Breslauer Gesichter, die sich erstaunt und erfreut nach ihm und dem nachfolgenden Zuge umsahen.

Ein strammer Reitersmann, der in Diensten des Propstes Bernhard stand, trat auf Zedlitz zu und berichtete, was sich zugetragen habe.

Er sei vom Propst Bernhard mit der Führung und Beaufsichtigung des Reisezuges beauftragt gewesen und habe insbesondere die Weisung erhalten, alle Wünsche und Befehle der reisenden Dame, einer Baronin von Putlitz, aufs pünktlichste zu erfüllen und dafür zu sorgen, daß sie wohlbehalten und unangefochten nach Stendal, dem Ziele ihrer Reise, gelange.

Es sei auch alles ganz gut verlaufen bis vor zwei Tagen, da gegen Abend ein heftiges Unwetter heraufzuziehen gedroht habe.

Er habe der Baronin in höflichster Weise Vorstellungen gemacht, ob man nicht das heraufziehende Unwetter abwarten und die Nacht in einer guten Herberge zubringen wolle, die gerade in der Nähe sich darbot. Allein die Baronin habe nichts davon wissen wollen, es komme ihr auf jede Minute an, habe sie gesagt, sie wolle Tag und Nacht ununterbrochen reisen, um möglichst schnell nach Hause zu gelangen.

So seien sie trotz nochmaliger Warnung weitergezogen, und mitten in der Nacht habe sich das schreckliche Unwetter entladen.

Alle Fackeln und Lichter seien durch den furchtbaren Sturm und Regen verlöscht und unbrauchbar gemacht worden, man habe in der Finsterniß den Weg verloren, die Wagenräder seien gebrochen, und mit unsäglicher Mühe und mit Aufbietung aller Kräfte habe man sich bis hierher geschleppt, wo man die Reisegesellschaft wenigstens ins Trockne habe bringen können, wenn auch sonst jede Bequemlichkeit mangle.

Zu allem Unglück habe sich die Dame beim Heraustreten aus dem Wagen in der Dunkelheit noch den Fuß verstaucht und liege jetzt in der Herberge, beschützt von ihrer Kammerfrau, die aussage, ihre Herrin habe das Fieber und könne nicht weiter reisen. Sie habe auch zwei von den brandenburgischen Reitern, die sich im Gefolge der Dame befunden, vorausgeschickt in ihre Heimath, damit sie mit einem Arzte und mit neuen Wagen zu Hülfe kämen. Man erwarte sie jeden Augenblick.

Inzwischen war der Herzog mit seinem Zuge herangekommen und vernahm nun zu seiner halb schmerzlichen, halb freudigen Ueberraschung den Bericht des Barons Zedlitz.

Alles Blut schoß ihm zu Herz und Haupt. Und doch war eigentlich das Abenteuer ganz nach seinem Geschmack. Hier so unerwartet und plötzlich die Geliebte zu treffen, in hülflosem Zustande ihr tröstlich zu Diensten zu sein, ihr mit der That beweisen zu können, wie sehr er sie liebe! Das alles erhöhte seine Lebensgeister, verdoppelte seine Empfindungskräfte.

Er ließ den Zug halten, stieg von seinem Rosse und eilte in die elende Herberge, wo ihm die alte Jutta, die ihn von der Leichenfeier Hedwigs her kannte, entgegenkam und dem Ungestümen ein Halt zurief.

„Herr Herzog, hier darf niemand hinein," sagte sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Entschiedenheit, „in diesem Gemache ruht eine kranke Dame, meine Herrin, die Baronin von Putlitz."

Höflich erwiderte der Herzog:

„Ich weiß es, aber grade darum will ich hinein. Ich bitte, macht mir Platz!"

„Ich kann es nicht dulden, Herr Herzog, sie ist leidend," bat nun die Alte in freundlichem Tone, die Hände faltend.

„Ich werde ihr Hülfe bringen — zwingt mich nicht, Euch bei Seite zu schieben!"

„So muß ich es Euch denn sagen, Herr Herzog," fuhr die Alte geheimnißvoll fort, „meine Herrin ist keine Baronin Putlitz, es ist eine Prinzessin von Brandenburg."

„Um so mehr bin ich verpflichtet, ihr Hülfe zu bringen — gebt Raum!“

Und da die Alte nicht wich, faßte er die Widerstrebende mit beiden Armen über den Hüften fest und setzte sie wie eine Puppe sanft bei Seite.

„So, nun kann ich zu meiner Braut!“

„Braut?“ schrie die Alte und blickte, einer Ohnmacht nahe, dem ins Zimmer stürmenden Herzog nach, ihm auf dem Fuße folgend.

Die Prinzessin hatte schon den Wortwechsel draußen vernommen, die männliche Stimme war ihr bekannt erschienen, aufhorchend richtete sie sich von ihrem Lager, auf dem sie angekleidet ruhte, in die Höhe und starrte in banger Erwartung nach der geschlossenen Thür.

Jetzt that sie sich auf, und tief sich beugend, um die hohe Gestalt hindurchzuzwängen, erschien in dem kleinen dunklen Gemach die prächtige Ritterfigur Herzog Heinrichs, alles um sich her erhellend wie die aufgehende Sonne.

Er eilte auf Mechthild zu, seine Arme ausstreckend, in die sie mit einem lauten Jubelaufschrei sich stürzte.

Er kniete an ihrem Lager.

Lange hielten sie sich stumm umfangen, für ihre Gefühle hatte die Sprache keinen Ausdruck. Dann legte Herzog Heinrich die zitternde Mechthild sanft zurück auf das Lager, löste seine Arme von ihr, ergriff ihre beiden Hände und sah ihr innig in die mit Freudenthränen gefüllten Augen.

„Mechthild!“ stammelte er, ihre Hände küssend.

„Bist Du's denn wirklich — oder träume ich?“ erwiderte sie kaum hörbar, vor Angst, der schöne Traum könne zerrinnen.

„Ich bin's, der kommt, Dich zu retten!“

„Du — Du — Du!“ Sie betastete ihn mit beiden Händen, wie um sich zu überzeugen, daß es kein Traumbild sei; ihre Augen waren weit geöffnet, sie starrte ihn an wie eine übernatürliche Erscheinung.

„Also hier sollte ich Dich finden," sagte er, ihre Hände an seine Brust ziehend, „hier — die ich mein Leben lang gesucht habe — Mechthild!"

Sie fuhr wieder in die Höhe und umarmte ihn leidenschaftlich.

„Einziger! Kann man denn soviel Glück ertragen?"

„Komm nur, ich helfe Dir!"

„So möchte ich sterben!"

„Nein, so sollst Du leben, Mechthild!" rief er jetzt laut und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen.

„Aber ich höre, Du leidest, Du hast Dir den Fuß verletzt?"

Er wollte die Verletzung sehen.

„Es ist nichts," wehrte sie ab, „Du hast mich gesund gemacht. Laß mich aufstehen, Geliebter!"

Sie richtete sich an ihm empor.

Die alte Kammerfrau Jutta, die bis dahin vor Schreck und Erstaunen sprachlos in einer Ecke gestanden und den Liebenden zugeschaut hatte, eilte nun herbei, der Herrin behülflich zu sein.

Mechthild wollte sich mit ihrer Hülfe aufrichten und auftreten, aber mit einem leisen Schmerzensruf sank sie zurück aufs Lager.

„Warte, Geliebte, halte Dich ruhig, ich hole meinen Chirurgus."

Er eilte hinaus.

Vor der Thür standen Frankenberg und Zedlitz und schauten mit fragenden Blicken den heraustretenden Herzog an.

„Freunde," rief er lebhaft, jedem die Hand reichend, „beglückwünscht mich!" Und leise, daß es die Umstehenden nicht hörten, setzte er hinzu: „Ihr kommt eher zu einer Herzogin, als Ihr es gedacht! Euer Drängen hat geholfen. Drinnen ist meine Braut, die Prinzessin Mechthild von Brandenburg."

Ungeheuchelte Verwunderung und Freude spiegelte sich auf den Gesichtern der beiden Ritter, denn sie wußten wohl, daß die Prinzessin in der Herberge war, aber daß eine so plötzliche Verlobung stattfinden werde, konnten sie nicht ahnen.

Der Herzog freute sich augenscheinlich über ihre erstaunten Gesichter.

„Reitet mit dem Zuge voran, Freunde, bis Krossen, laßt mir nur zwei Reiter zurück. Macht Quartier für uns in der Burg, wir kommen Euch in kurzem nach. Wo ist der Chirurgus?"

Der Mann war schon, von Zedlitz bereit gehalten, mit seiner Instrumententasche zur Stelle.

„Ist die Prinzessin leidend?" fragte Frankenberg.

„Ich hoffe, nicht sehr — reitet nur voran!" gab der Herzog zur Antwort und verschwand mit dem Chirurgus in der Herberge.

Die Untersuchung, während welcher der Herzog auf den dringenden Wunsch der alten Jutta zu den kleinen Fenstern hinausschauen mußte, ergab, daß es sich nur um eine Verrenkung handle, die durch einige geschickte Handgriffe wieder zu beseitigen war. Es blieb aber noch eine Schwellung zurück, sodaß ein kühlender Verband angelegt werden mußte.

Da der erfahrene und zuverlässige Mann in wenigen Tagen völlige Wiederherstellung versprach, so waren der Herzog und Mechthild während der ärztlichen Handhabungen in bester Laune, obwohl Mechthild einige Male vor Schmerz einen Seufzer nicht unterdrücken konnte.

„Will Er wohl seiner zukünftigen Herzogin nicht wehe thun!" herrschte Heinrich den Arzt scherzend an, der vor Schrecken fast auf den Rücken fiel.

„Laß nur, Heinrich," sagte Mechthild, „der Mann geht sehr zart mit mir um, ich aber bin zu verweichlicht."

„Es ist sein Glück, daß Du für ihn bittest, sonst sollte er es an seinem eignen Leibe büßen!" sagte der Herzog lachend und reichte dem von ihm sehr geschätzten Manne ein reiches Geldgeschenk.

„Muß ich nun aber hier in dieser Herberge bleiben?" fragte Mechthild kleinlaut.

Der Chirurgus schüttelte den Kopf.

„Nein, das sollst Du nun und nimmermehr," erwiderte der Herzog. „Wir reisen gleich weiter, in einer halben Stunde sind wir auf meiner Burg Krossen, die ich so lange nicht betreten

durfte — — an dem geweihten Ort," setzte er nach einer Pause des Nachdenkens ernst hinzu, „wo einst mein Urahn Heinrich der Bärtige seine große Seele ausgehaucht hat."

Mechthild sah in stolzer Bewunderung zu ihm auf.

„Welche Fügung!" flüsterte sie, in tiefes Sinnen verloren. Und als der Chirurgus sich entfernt hatte, sagte sie zu dem sich ihr nähernden Heinrich:

„Aber mein Vater — was wird er sagen? Wird er auch —"

„Fürchtest Du, daß er den Anderen vorziehe?" unterbrach er sie lächelnd.

„Nein, nein, das ist nicht möglich! Ich fürchte nichts, niemand in der Welt!"

Und sie umschlang ihn mit beiden Armen und bedeckte ihn mit glühenden Küssen.

Heinrich aber raffte sich auf und sagte:

„Nun laß mich, Geliebte, Sorge tragen, daß wir weiter kommen."

Er entfernte sich und traf draußen seine Anordnungen. Einen seiner Wagen ließ er von den Geschenken soweit frei machen, daß man ein bequemes, weiches und mit prächtigen Teppichen ausgestattetes Lager darauf herrichten konnte. Seine Reiterschaar war mit den anderen Wagen schon abgezogen. Nur zwei Reiter und ein zweiter Wagen, der die weibliche Dienerschaft Mechthilds aufnahm, waren zurückgeblieben.

Nachdem alles geordnet war, begab sich Heinrich in die Herberge zurück und trat an Mechthilds Lager.

„So, Geliebte, es ist alles bereit, nun laß uns weiter ziehen."

„Aber ich kann nicht gehen."

„Ich trage Dich in den Wagen."

Und ehe sie noch etwas erwidern konnte, hatte er den schlanken Leib Mechthilds umfaßt und trug sie nun auf seinen kräftigen Armen, jede Hülfe eines anderen abweisend, vorsichtig durch die enge Thür hinaus auf den Wagen.

Während er sie so trug, schaute sie mit seligen Blicken zu ihm auf und sagte:

„Nun habe ich es so gut wie die kleine Hedwig, da Du sie im Walde in Deinen Armen trugst.“

„Warum denkst Du jetzt daran, Geliebte!“ fragte er mit einem leisen Vorwurf in der Stimme.

„Weil ich Dich damals zu lieben begann,“ erwiderte sie und preßte ihn fest an sich. — —

Halb sitzend, halb liegend wurde nun die Prinzessin aufs bequemste in den Wagen gebettet, in dem sie bei schönstem Herbstwetter unter freiem Himmel dahin fuhr, zur Bewunderung und Freude aller, die sie sehen durften. Das leichte Wundfieber, an dem sie den Tag vorher gelitten, war verschwunden, die Heiterkeit ihrer Seele ungetrübt.

So deuchte sie sich im Anblick ihres neben ihr reitenden Geliebten und in stetem traulichen Geplauder mit ihm auf dem Gipfel ihres Glücks.

In einem Wagen dicht dahinter und so, daß sie die Prinzessin jederzeit sehen konnte, fuhr die treue Jutta.

* *
*

Der alte Burgvogt in Krossen hatte seine helle Freude daran, den Herzog Heinrich nach langen Jahren nun wieder als rechtmäßigen Burgherrn begrüßen zu dürfen.

Das stattliche, geräumige Schloß war im besten Zustande erhalten, und Prinzessin Mechthild konnte sofort wohleingerichtete Zimmer beziehen.

Auch an Erfrischungen aller Art fehlte es nicht, die sich in den reichen Vorrathskammern vorfanden.

Für Mechthild empfahl der Chirurgus nur Ruhe und ab und zu Erneuerung der kühlenden Umschläge. Die alte Jutta ließ es an Sorgfalt nicht fehlen.

Der Herzog hatte einige Boten den brandenburgischen Hülfsmannschaften, nach denen man ausgesandt hatte, entgegengeschickt, um sie zu empfangen und ins Schloß zu geleiten.

Er selbst benutzte sofort die ihm gewordene Muße — besonders, da Mechthild in einen erquicklichen Schlummer gesunken war — um mit den herbeigerufenen Beamten des Landes nothwendige Regierungsgeschäfte zu erledigen. Am Abende sollte dann in den Gemächern der Prinzessin die gemeinschaftliche Abendmahlzeit eingenommen werden.

So vergingen ihm rasch mehrere Stunden in tüchtiger Arbeit. Die Sonne war schon hinabgesunken, und der Herzog hatte sich eben in ein stilles Zimmer im Innern der Burg zurückgezogen, um noch ein wenig auszuruhen, als laute Thurmsignale die Ankunft der brandenburgischen Abgesandten verkündeten.

Heinrich warf einen Blick zum Fenster hinaus, um die Ankömmlinge zu besichtigen, und gewahrte dabei zu seiner Ueberraschung und Freude, daß Markgraf Otto der Lange selber mit einer kleinen Reiterschaar in den Burghof einritt.

Sofort eilte er hinunter, um den unerwarteten Gast willkommen zu heißen, für seine Unterkunft aufs beste im Schlosse Sorge zu tragen und ihn über alle Geschehnisse aufzuklären und zu beruhigen.

Die Freude der beiden Fürsten, die stets trotz ihrer langjährigen Fehden persönlich die größte Hochachtung vor einander gehegt hatten, sich hier und unter so eigenthümlichen Verhältnissen wiederzusehen, war eine laute und aufrichtige.

Markgraf Otto, ein Mann in den Fünfzigen, von riesiger, aber schlanker Figur und wettergebräuntem, männlich schönem Angesicht, war ein streitbarer Recke und ein kluger, stets auf die Erweiterung seines Landes und die Hebung der Wohlfahrt seiner Unterthanen bedachter Fürst.

Er konnte die Verbindung seiner Tochter mit dem mächtigen schlesischen Herzog nur mit offener Freude begrüßen. Es bedurfte daher kaum der reichen Geschenke, die Heinrich ihm zuführte; er hätte auch ohne dies nicht einen Augenblick gezögert, den Plan der Verheirathung Mechthilds mit einem kleinen süddeutschen Fürsten zugunsten des Herzogs fallen zu lassen, sobald dieser mit seiner

Werbung hervortrat. So wurde rasch in allen Punkten Einigung erzielt.

Und doch war noch ein wesentliches Hinderniß zu beseitigen, ehe an die Verbindung Mechthilds mit dem Herzog Heinrich gedacht werden konnte.

Die Stunde der Abendmahlzeit war herangekommen. Man hatte das Ruhelager der Prinzessin in den Speisesaal tragen lassen, wo sie nun neben dem Tische, an dem ihr Vater mit dem Herzog und den Rittern Frankenberg und Zedlitz Platz genommen hatten, in seliger Stimmung an der allgemeinen Unterhaltung theilnehmen konnte.

Eine ganze Reihe von Ereignissen aus der letzten Vergangenheit wurde ins Gedächtniß zurückgerufen und besprochen und dabei mit vielem Behagen mancher kleiner Nebenumstände gedacht, die schließlich alle dazu beigetragen hatten, die glückliche Vereinigung der Liebenden herbeizuführen.

Als nun Herzog Heinrich den Tag der Hochzeit festsetzen wollte und denselben möglichst nahe anberaumte, sagte Markgraf Otto, mit gutmüthig verschmitztem Lächeln die Brauen hochziehend:

„So schnell wird es nun wohl nicht gehen!"

„Warum nicht?" fragte der Herzog, „ich wüßte nicht, was uns hindern könnte."

„Ihr vergeßt eins!"

„Nun?"

„Daß ihr Beiden im vierten Grade mit einander verwandt seid — ein Hinderniß, das nur der heilige Vater durch seinen Dispens beseitigen kann."

Prinzessin Mechthild erbleichte, und der Herzog sah bestürzt auf den Markgrafen.

„Es ist in der That so," fuhr der Markgraf fort, „wir sind durch das böhmische Königshaus im vierten Grade mit einander verwandt."

„Die Thatsache ist nicht zu leugnen," nahm der Herzog das Wort und wandte sich der verstummten Prinzessin zu, „ich habe

bisher nicht daran gedacht. Liebe Mechthild, das Herrlichste, was der Mensch im Leben erlangen kann, ist immer nur durch Kampf und Ueberwindung von Hindernissen erreichbar. So gelte uns dieser Aufschub zum guten Zeichen: er sei die noch verschlossene Thür, die uns zum Allerheiligsten des Glückes führt."

Tief erröthend blickte die Prinzessin ihn an mit dem Ausdruck innigsten Dankes für seine lieben Worte.

„Aber nun gilt es, den Aufschub so kurz wie möglich zu gestalten, darum muß sofort ein Abgesandter nach Rom," fuhr der Herzog fort und richtete dabei seine Augen auf Zedlitz.

„Wollt Ihr mich dieses ehrenvollen Auftrages für würdig halten, Herr Herzog," rief dieser begeistert aus, „so macht Ihr mich stolz und glücklich."

„Ich wüßte Keinen, dem ich die gleiche Schnelligkeit und gleiche Geschicklichkeit zutraute," erwiderte der Herzog.

Zedlitz sprang auf und sagte freudestrahlend:

„So stattet mich mit Eurer Vollmacht aus, Herr Herzog, daß ich noch heute die Reise antrete."

Auch der Herzog wollte sich jetzt erheben, aber der Markgraf hielt ihn zurück, indem er wieder mit seinem gutmüthig verschmitzten Lächeln sagte:

„Euer Eifer, Herr Herzog, macht Eurem Herzen alle Ehre und ist mir sehr erfreulich, aber Ihr habt es nicht mehr nöthig, nach Rom zu schicken."

„Warum nicht?"

„Ihr habt einen Kanzler, um den ich Euch beneide."

„Hat der —?"

„Er scheint mit der Gabe des Voraussehens begnadet zu sein. In diesem Briefe, den er mir durch meine Tochter sendet, und der ein wahres Meisterstück von Diplomatie ist, theilt er mir mit, daß er für den nicht unmöglichen Fall einer Vermählung des Herzogs von Breslau mit meiner Tochter, einen Fall, den wir — verzeiht! — bei den Unterhandlungen betreffend das Krossener Land flüchtig ins Auge gefaßt hatten, bereits vor vier Wochen

einen Boten nach Rom gesandt habe, um den Dispens des Heiligen Vaters zu erlangen. Dieser Bote müsse in etwa 14 Tagen zurück sein."

Die Prinzessin athmete unwillkürlich auf. Zedlitz machte eine Miene des Bedauerns, daß nun sein Diensteifer doch unerprobt bleiben sollte, und der Herzog blickte längere Zeit schweigend vor sich hin.

Endlich sah er auf, und alle Anwesenden kurz nach einander mit den Blicken streifend, sagte er:

„Bei jedem Anderen würde mich diese scheinbare Bevormundung ärgern; bei meinem Kanzler ist es mir nicht möglich. Immer hat er nur mein und meiner Länder Bestes im Auge, und die Art, wie er seine Pläne ausführt, erregt stets aufs neue meine Bewunderung und Dankbarkeit."

Diese Worte fanden allseitige Zustimmung.

„Ja, er ist ein außergewöhnlicher Mensch," sagte der Markgraf, „das hab' ich erfahren bei jedem Gegenstande, den ich mit ihm zu erledigen hatte. Er macht uns aus eigenem Antriebe handeln und lenkt doch unsere Gedanken, ohne daß wir es merken."

„Schreibt er nicht, wen er gesandt hat?" fragte der Herzog weiter.

„Einen Baron von Romberg."

„Das ist gut. — So wollen wir warten, bis er von Rom zurückgekehrt ist, ehe wir den Tag der Hochzeit festsetzen. Und da ich bis zu dem nahe bevorstehenden Feste in Neisse noch mancherlei wichtige Geschäfte zu erledigen habe, auch wenigstens einen Tag vor demselben dort sein muß, um meine Gäste zu empfangen, so will ich morgen mit dem Frühsten zurückkehren."

Mechthild sah ihn traurig an und flüsterte:

„Schon morgen?"

„Ja, Mechthild, schon morgen. Wir müssen für uns alle Festlichkeiten aufschieben, bis die Antwort aus Rom eingetroffen ist. Auch bedarf Dein Zustand völliger Ruhe. — Herr Markgraf, ich hoffe, Ihr leistet Eurer Tochter Gesellschaft, bis sie so

weit hergestellt ist, zu reisen, und bringt sie mir wohlbehalten zum Feste nach Neisse."

„Das will ich versuchen. Ich habe zwar hier an der Grenze meines Landes noch zu thun, das soll mich aber nicht lange aufhalten. Sobald Mechthild sich kräftig genug fühlt, brechen wir auf und zwar in kleinen Etappen, um sie nicht zu sehr anzustrengen."

„So bin ich zufrieden. Frankenberg, auch Dich bitte ich, mit der Hälfte meiner Reiter hier zu bleiben und den Herrschaften den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen."

„Es soll mein Bestreben sein," erwiderte Frankenberg, sich verneigend.

Da der Markgraf von dem angestrengten Ritte sehr ermüdet war, der Herzog mit Frankenberg auch noch einiges Geschäftliche zu besprechen hatte und auch die Prinzessin zur Ruhe gebracht werden sollte, so hob man die Tafel auf und verabschiedete sich sofort.

Als der Herzog Mechthild Lebewohl sagte, flüsterte sie ihm traurig zu:

„Das soll mein Abschied sein?"

„Ich sehe Dich noch, Geliebte; bleibe so lange wach," erwiderte er leise und ohne daß es die anderen hörten.

* * *

Zwei Stunden später — in der Burg war bereits alles still geworden — wurde leise an die Thür zu dem Gemache der Prinzessin gepocht.

Jutta öffnete, der Herzog stand vor ihr, nur im Wams, ohne Schwert.

Sie erschrak, als sie ihn sah.

„Herr Herzog, zu so später Stunde?"

„Laß mich ein, gute Jutta, ich will Deiner Herrin nur Lebewohl sagen."

Der Herzog trat in das Gemach, in dem Mechthild beim Scheine mehrerer Wachskerzen noch völlig angekleidet auf ihrem Lager ausgestreckt lag.

Er eilte auf sie zu und kniete an ihrem Lager nieder.

„Endlich, endlich!" rief sie ihm entgegen und schlang beide Arme um seinen Hals.

„Kannst Du's nicht erwarten, daß ich mich von Dir verabschiede?" scherzte er.

„Warte, Du Böser! Wie kannst Du so etwas sagen!"

„So versprich mir, Geliebte —"

„Was?"

„Daß Du die Nacht hindurch schläfst und morgen früh nicht wach sein willst, wenn ich von hinnen ziehe."

„Wie soll ich Dir das versprechen, Geliebter? Ach, ich werde die ganze Nacht kein Auge zuthun."

„Nein, Mechthild, das ist nicht recht! Willst Du meine Herzogin werden?"

„Ja, Deine!" sagte sie, ihn leidenschaftlich an sich pressend.

„So mußt Du auch Herrin über Dich selbst sein."

„Ich will's versuchen, ja, ich werde schlafen."

„So ist's gut. Und nun leb' wohl!"

Mechthild brach in ein Schluchzen aus und sank zurück.

„Ach, Heinrich, ich fürchte mich so sehr!" rief sie.

„Wovor, Geliebte?"

„Daß der heilige Vater uns den Dispens nicht ertheilt."

„Sei ohne Sorge, es liegt gar kein Grund vor, warum er es nicht thun sollte."

„Aber die Möglichkeit ist doch nicht ausgeschlossen?"

„Das allerdings nicht."

„Siehst Du — und wenn er ihn nicht giebt?"

„Dann müssen wir uns eben trennen, Mechthild," sagte er scherzend, da er bei dem guten Verhältnisse, in dem er mit dem Papste stand, die Möglichkeit doch für ausgeschlossen hielt.

„Trennen? Nein, das thu' ich nicht!" rief sie leidenschaftlich, „Heinrich, wenn Du mich verläßt, so sterbe ich!"

Sie faßte mit beiden Händen sein Haupt und blickte ihm angsterfüllt in die lächelnden Augen.

„Denk' nicht darüber nach, Mechthild, was geschehen könnte! Das muß man nicht, wenn man auch nur eine Stunde Ruhe haben will im Leben."

„Ach, daß Du so ruhig sein kannst!"

„Du hast mir versprochen, es auch zu sein." Er streichelte ihre Wangen.

„Ich halte die Trennung nicht aus!"

„Geliebte, in drei Wochen können wir schon für immer vereinigt sein. Und nun leb' wohl!"

Er küßte sie noch einmal und wollte sich erheben.

„Geh' noch nicht, ich kann Dich noch nicht lassen. Höre, Heinrich —"

„Was willst Du noch, Geliebte?"

„Werd' ich Dich im Turnier kämpfen sehen?"

„Wenn Du zur rechten Zeit eintriffst, gewiß."

„Und auch im Gesange sollst Du kämpfen mit den Sängern, die Du eingeladen hast. Alle wirst Du sie besiegen!"

Er lächelte. „Liebes Herz, als Festgeber muß ich mich besiegen lassen."

„Das darfst Du nicht, denn ich will einen Preis aussetzen."

Jetzt trat die alte Jutta heran und sagte:

„Prinzessin, ich muß den Verband noch einmal erneuen, lasset jetzt den Herrn Herzog gehen."

„Grausame Jutta!" rief Mechthild, den Herzog mit beiden Händen festhaltend.

„So erneuert den Verband, ich will sehen, ob das Füßchen schon besser ist," sagte der Herzog.

„Das geht nicht, Herr Herzog, erst wenn Ihr draußen seid," erwiderte Jutta ernst.

„Seid Ihr so streng?" fragte er und blickte dabei verlangend in Mechthilds Augen.

„Aber ich will es! Leg' den Verband an, Jutta!" befahl die Prinzessin fest.

„In Gegenwart des Herrn Herzogs?" fragte sie bestürzt.

„Er will es, und ich bin sein, er kann befehlen,“ rief sie, und da Jutta immer noch zögerte, raffte sie sich in die Höhe, riß den Verband mit einem kühnen Griffe vom Fuß und wandte ihn dem Herzog zu.

„Da, Geliebter, hast Du Deinen Fuß!“

Der Herzog ergriff das kleine Füßchen, das kaum noch eine Schwellung aufwies, und bedeckte es mit glühenden Küssen.

Dann sprang er auf und rief mit einem letzten Blick in Mechthilds Augen:

„Tausend Dank, Geliebte! Leb' wohl, auf Wiedersehen!“

„Heinrich, Heinrich! Noch einen letzten Kuß!“ rief sie ihm verzweifelt nach, aber er ließ sich nicht halten. Ohne noch einmal zurückzuschauen, war er aus dem Zimmer entflohen.

„O, Jutta, wieviel Leid ist in der Liebe!“ jammerte Mechthild und sank erschöpft in ihre Kissen zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Die Tage des großen Festes in Neisse waren herangekommen. Niemals hatte die alte Bischofsstadt ein so buntes Treiben und eine solche Fülle von Menschen aller Art in ihren Mauern gesehen wie schon am Vorabende des Festes.

Es war kein Haus, das nicht Fremde beherbergte, und da die verfügbaren Räume bei weitem nicht ausreichten, um alle unterzubringen, hatte man außerhalb der Stadtmauern ein riesiges Lager errichtet von Zelten der verschiedensten Größe und Ausstattung, von den prachtvollsten, aus schwerer Seide oder Damast verfertigten und mit verschwenderischem Luxus eingerichteten Fürstenzelten an, die mehrere große Gemächer, ja mitunter sogar einen Marstall und eine Kapelle mit Glockenthürmchen enthielten, bis herab zum einfachen Leinwandzelte, in dem die Knechte und niederen Bediensteten untergebracht wurden.

In der Mitte dieser Zeltstadt aber befand sich ein Pavillon von so großer Ausdehnung, daß Tausende von Menschen bequem darin Platz fanden für den Fall, daß schlechtes Wetter den Aufenthalt im Freien unmöglich machen sollte.

Dieser Pavillon war geschmückt mit den herrlichsten Blumen und Gewächsen, die um plätschernde Fontänen sich gruppirten, und versehen mit allem, was den Aufenthalt darin nur irgend angenehm zu machen imstande war.

Die Seitenwände bedeckten die kostbarsten Teppiche, und am Abende, wenn die vielen tausend Kerzen angezündet waren und die

bunte Menge herrlicher Frauen- und Rittergestalten darin auf- und niederwogte, erstrahlte alles in einer Farbenpracht, die das Auge des Beschauers wahrhaft berauschte.

Man kann sich von dem Luxus und Aufwand eines solchen Festes, dessen Ruf bis in die fernsten Gegenden Deutschlands, ja bis ins Ausland drang, von dem die Dichter und Chronisten jener schönheitstrunkenen Zeit mit Begeisterung berichten, in unserem Zeitalter des Fracks und Cylinders kaum mehr eine Vorstellung machen. Der Kultus der Schönheit und höfischen feinen Sitte trieb bei solchen Festen seine üppigsten Blüthen.

Neben und zwischen dieser Zeltstadt aber hatte sich auch noch ein vollkommener Jahrmarkt etablirt, auf dem alle Handelsartikel und Gebrauchsgegenstände der damaligen Zeit in Hülle und Fülle zu kaufen waren.

Auch Seiltänzer, Akrobaten, Taschenspieler, Kunstreiter, Thierbändiger mit Bären, Affen, Kameelen u. s. w., kurz das ganze lockere Völkchen der fahrenden Leute und Musikanten schlug dort sein Lager auf und produzirte seine Künste der schaulustigen und dankbaren Menge.

Ueberall aber herrschte trotz aller Fröhlichkeit und mitunter sogar derben Ausgelassenheit Ordnung und Friedlichkeit. Dafür sorgten die von dem Obermarschall des Festes, dem Baron von Rheinbaben, aufgestellten Hüter und Wächter, wie denn überhaupt das große Organisationstalent des genannten Ritters bei solchen Gelegenheiten sich aufs glänzendste offenbarte.

Es ist leicht ersichtlich, welche Schwierigkeiten die Unterbringung einer so großen Anzahl von Fremden jeglichen Standes in die geeigneten Quartiere mit sich bringen mußte, welcher weite Blick und welches Taktgefühl dazu gehörten, jedem die richtige und ihm zusagende Wohnung anzuweisen, keinen in seinem Ehrgefühl zu verletzen und jedermann vollkommen zu befriedigen.

Ueberall sah man heitere, zufriedene Gesichter. Da trafen sich gute Freunde und Verwandte, die sich jahrelang nicht gesehen hatten, da wurden erloschene Bekanntschaften erneuert, neue ge-

schlossen, da wurden wichtige Geschäfte erledigt, Handelsbeziehungen angeknüpft und Herzensbündnisse fürs Leben eingegangen.

Die größte Pracht entwickelte sich natürlich in dem Theile, wo die fürstlichen Gäste untergebracht waren, deren eine große Anzahl aus allen Theilen Deutschlands sich eingefunden hatte, darunter auch der Neffe Heinrichs, der junge Landgraf von Thüringen, und die schlesischen Vasallenfürsten, außer dem durch Krankheit verhinderten Herzog von Liegnitz und dem noch immer den Bischof Thomas in seinen Mauern beherbergenden und beschützenden Herzog von Ratibor.

Hier hatte man Gelegenheit, Tausende der herrlichsten Ritter, die am Turnier theilzunehmen gekommen waren, und einen Damenflor, der es sich angelegen sein ließ, in den kostbarsten und geschmackvollsten Gewändern zu erscheinen, anzustaunen und zu bewundern.

Aber auch das reiche bürgerliche Element war in seinen vornehmsten Vertretern zahlreich vorhanden.

Der Rath und die reichen Patrizier von Breslau waren vollzählig erschienen, ebenso waren die anderen Städte des Herzogthums durch ihre Bürgermeister vertreten, da ja der Herzog dem aufstrebenden Städtewesen ganz besonders seine Gunst zugewandt hatte und in ihnen die Hauptträger und Beförderer einer gedeihlichen und gesunden Entwickelung des Staatslebens erblickte.

Ferner war eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten und berühmten Sängern der Einladung des Herzogs gefolgt, unter diesen Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, Ritter Steinmar, der früher unter Rudolf von Habsburg gegen den Herzog Heinrich gefochten hatte und ihm jetzt befreundet war, dann der Chronist Ottokar von Steyer und der noch jugendliche Sänger und Dichter Johannes Hadlaub von Zürich; auch ein schlesischer Dichter, Dietrich von Glatz, Verfasser einer in Versen geschriebenen üppigen orientalischen Liebesnovelle, war anwesend. Ritter Tannhäuser dagegen, der bei früheren Festen am Hofe zu Breslau stets gern gesehen war, hatte nicht aufgefunden werden können und schien überhaupt verschollen zu sein.

Der Herzog hatte vollauf zu thun schon am Tage vor Beginn des eigentlichen Festes, jeden seiner Gäste zu begrüßen und jedem ein freundliches Wort zu sagen, sodaß der Abend herankam, bevor er nur alle flüchtig bewillkommt hatte.

So sehr er aber auch suchte und forschte und spähte: Markgraf Otto und seine Tochter konnte er nicht entdecken, ebensowenig den Ritter von Frankenberg, dem er Mechthild auf die Seele gebunden hatte.

Das beunruhigte ihn zwar einigermaßen, allein die ihm ununterbrochen obliegenden gesellschaftlichen Pflichten, die zahlreichen Begegnungen mit alten Freunden und neuen Gönnern und Bewunderern ließen eine tiefere seelische Verstimmung in ihm nicht aufkommen.

Die vier Festtage selbst waren so geordnet, daß am ersten das eigentliche Turnier, d. h. nach unseren Begriffen ein regelrechtes Reitermanöver, das Abbild einer wirklichen Schlacht, wobei zwei große Schaaren von Rittern sich bekämpften, stattfinden sollte; der zweite Tag war kunstvollen Reiterquadrillen sowie den Einzelkämpfen der Ritter, den sogenannten Tjosten, gewidmet, bei denen Mann gegen Mann im Lanzenkampfe die Kräfte maßen; der der dritte sollte nach einem gemeinschaftlichen großen Festmahle einen Wettkampf im Gesange vorführen und endlich der vierte mit allerhand gesellschaftlichen Spielen, Musik, Tanz und einem Schlußgelage in dem großen Zeltpavillon ausgefüllt werden.

Für das Turnier hatte man ein weites Feld, dasselbe, das heute noch der großen Neisser Garnison als Regiments-Exerzierplatz dient, geebnet und hergerichtet. Den vornehmen Zuschauern mit ihren Damen waren elegante Tribünen erbaut, von denen aus man bequem allen Bewegungen und Phasen des Kampfes zu folgen imstande war. Der übrige Theil des Turnierplatzes war von einem massiven Zaune umgeben, der das andrängende Volk in geziemenden Schranken hielt.

Helles, frisches Herbstwetter begünstigte den ersten Tag des Festes.

Am frühen Morgen schon wurden alle Glocken der Stadt geläutet, und die zum Kampfe bereiten Ritter begaben sich in Kirchen und Kapellen, um theils aus frommem Bedürfniß, theils in Wahrung einer alten guten Sitte die Messe zu hören.

Darauf verfügte sich jeder an den ihm angewiesenen Platz und die Bedingungen des Kampfes wurden festgestellt.

Zwei große Heerhaufen von je tausend Rittern wurden gebildet, an deren Spitze je ein Hauptmann des Turniers den Oberbefehl ausübte. Die beiden gegen einander kämpfenden Hauptleute waren der junge Landgraf von Thüringen und der Herzog von Glogau. Der Breslauer Herzog betheiligte sich nicht an dem Kampfe, da er als Festgeber jederzeit zu Diensten seiner zahlreichen vornehmen Gäste stehen wollte.

Der Herzog von Glogau aber hatte den Bischof Thomas und seine polnischen Freunde davon verständigt, daß er an dem Feste, das eine Kundgebung des Deutschthums gegen das Polenthum bedeute, theilnehmen werde, nicht aus Sympathie für die Deutschen, sondern lediglich aus Klugheit und Diplomatie, um die geheimen Pläne, die sie gemeinsam gegen den Breslauer spännen, nicht zu verrathen und desto sicherer dem Gegner eine Falle legen und seine Absichten für die Zukunft erspähen zu können.

Der Kampf zwischen den beiden Reiterschaaren wogte mit wenigen Ruhepausen den ganzen Tag ziemlich unentschieden hin und her, auf beiden Seiten gab es — da nur mit stumpfen Waffen gefochten werden durfte — leicht Verwundete und durch Ueberanstrengung Kampfunfähige. Schließlich neigte sich jedoch der Sieg entschieden auf Seite des Glogauers, dessen Kampfesart sich weniger durch ritterliche Eleganz, wie die des Thüringers, als vielmehr durch ungestüme Heftigkeit und rücksichtsloses Draufgehen auszeichnete.

Die Schiedsrichter, zu denen auch Heinrich von Breslau gehörte, erklärten am Abende des ersten Tages den Glogauer Herzog und seine Schaar für die Sieger, die unter dem Schmettern der Fanfaren und dem lauten Jubel der Menge im Triumphe und

mit Blumen und Kränzen geschmückt die Runde um den ganzen Turnierplatz machten und schließlich vor der Fürstentribüne anhielten, wo der Hauptmann der siegenden Partei, der Herzog von Glogau, den vom Breslauer Herzog gestifteten Preis, bestehend in einem prachtvollen Schwerte, aus den Händen der Landgräfin von Thüringen in Empfang nahm.

Die Ritter waren aber vom Kampfe so ermüdet, daß sie sich sofort vom Kampfe in ihre Quartiere zurückzogen, um für die Anstrengungen des folgenden Tages neue Kräfte zu sammeln.

Ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Gäste, und zwar ohne die Damen — denn auch das Zuschauen ist ermüdend — fand sich am Abend in dem prachtvollen Zeltpavillon zusammen, um noch in Gemüthlichkeit plaudernd und zechend der Ereignisse des Tages zu gedenken.

Gruppenweise hatten sie an verschiedenen Tafeln Platz genommen, und Herzog Heinrich ging von einer zur andern.

Eine stattliche Vereinigung bildeten die Breslauer Rathmannen und Schöffen sammt den Bürgermeistern der anderen Städte.

Hier weilte Herzog Heinrich mit sichtlicher Zufriedenheit besonders lange, immer neue Fragen anregend und neue Pläne für die Zukunft entwerfend. Man erwog und beschloß den Bau einer neuen großen Handelsstraße zwischen den beiden wichtigsten Städten des Landes, Breslau und Krakau, die Aufbesserung des Schiffsverkehrs auf Oder und Weichsel, die Anlage eines Kanals zwischen beiden Flüssen, den Bau von Brücken und dergleichen mehr, kurz der lebhafte, ideenreiche Geist des Herzogs legte hier in den Formen einer gemüthlichen Tischunterhaltung den Grund für eine Reihe höchst wichtiger und folgenschwerer Entschlüsse, deren Ausführung den Wohlstand und das kräftige Gedeihen des Landes und des Volkes in jeder Weise förderte.

Es war nicht möglich, den Vorschlägen des Herzogs zuzuhören, ohne ihm beizustimmen und sich an der Kühnheit, Offenheit und Freiheit seines Geistes und seines Charakters zu erfreuen. Seine Augen sprühten dabei und entsendeten gleichsam elektrische Funken,

die in der Brust jedes Anwesenden zündeten und die Herzen für ihn erglühen machten.

Von den Zurufen jubelnder Begeisterung seitens aller Vertreter des Bürgerthums begleitet, begab er sich dann an den Tisch der Gelehrten und Sänger, um den Plan der Gründung einer Universität in Breslau zum Gegenstande seiner Unterhaltung zu machen.

Auch hier fand er, unterstützt durch die gehaltvollen Ausführungen seines alten Lehrers und Freundes Simon Gallicus sowie seines feingebildeten Kanzlers Bernhard von Kamenz, uneingeschränkten Beifall und Zustimmung, und mancher von den Anwesenden sah sich schon im Geiste als eine Zierde der neuen Universität.

Endlich wandte sich der Herzog der Tafel zu, an welcher einige Fürsten und die seinem Herzen am nächsten stehenden Grafen und Barone, darunter der Graf von Wysenburg, der junge Zedlitz, der mit unter der Schaar der Siegreichen gewesen war und trotz großer Ermüdung doch hier aushielt, ferner von Rheinbaben, von Zettritz, von Biberstein und andere Platz genommen hatten.

Es wurde hier wacker gezecht, und die Stimmung war eine höchst angeregte und heitere.

Einige von den Fürsten riefen dem Herzog zu, ob er denn nicht endlich seinem Lande eine Herzogin geben wolle, oder ob er es geschworen hätte, ewig Junggeselle zu bleiben.

„Wartet nur,“ rief ihnen der Herzog entgegen, „die Stunde ist nicht fern, da auch ich mich beugen werde unter das süße Joch. Ich lade Euch dann alle zu meiner Hochzeit ein.“

Lebhafte freudige Zurufe schollen ihm vom ganzen Tische entgegen, in die sich jetzt auch die lauten Klänge schmetternder Trompeten mischten, vom Eingange des Saales herübertönend und die Blicke aller dorthin lenkend.

Die schweren Thürteppiche wurden zurückgeschlagen und es erschien zur innigsten Freude des Herzogs die sehnsüchtig erwartete Riesengestalt Markgraf Otto's des Langen von Brandenburg, be-

gleitet von einigen Rittern, unter denen auch der treue Frankenberg sich befand.

Alle Anwesenden erhoben sich, und Herzog Heinrich eilte dem neuen Gaste mit glückstrahlendem Antlitz entgegen.

Die beiden Fürsten umarmten und küßten einander, und Heinrich nahm die Gelegenheit wahr, leise zu fragen, wo Mechthild sich befinde und wie es ihr gehe, worauf ihm eben so leise die Antwort wurde: „Sie ist hier und wohl, aber ermüdet von der Reise. Auch wünschte ich nicht, Herr Herzog, daß die Verlobung bekannt werde, bevor der Dispens des Papstes eingetroffen ist. Und meine Tochter theilt diesen Wunsch.“

Heinrich gab sich, wenn auch ungern, zufrieden. Danach erfuhr er von Frankenberg, daß sie so spät kämen, weil Markgraf Otto nicht eher von seiner Geschäftsreise zurückgekehrt sei. Mechthilds Unwohlsein wäre jedoch gänzlich gehoben, sie befinde sich in der glücklichsten Stimmung und könne es kaum erwarten, den Herzog auf dem Kampfplatz erscheinen zu sehen, da sie ihn nicht eher sprechen wolle, um seine Gedanken nicht unnöthig zu zerstreuen. Sie erwarte bestimmt, daß er herausgefordert werden würde, und daß er dann siege, sei für sie ohne Zweifel. Gräfin Bertha habe sie in Empfang genommen, bei der sie auch während des Festes wohnen werde.

Durch die Ankunft des Markgrafen Otto, der von Tisch zu Tisch vom Herzog geleitet und mit den Anwesenden, soweit es nicht schon früher geschehen war, bekannt gemacht wurde, kam eine frische Anregung zur Unterhaltung und zum Trinken in die Gesellschaft, die bis nach Mitternacht zusammenblieb und sich auch dann nur aus dem Grunde trennte, um den morgigen Tag nicht durch Müdigkeit zu verderben.

Hell und frisch begann auch der zweite Tag des Festes, aber es wurde viel später, bis die kampfbereiten Ritter sich einfanden und die Tribünen der Zuschauer sich gefüllt hatten.

Die neue Erscheinung der wunderschönen Prinzessin von Brandenburg, die in der Mitte der vordersten Reihe auf der

Fürstentribüne neben der Gräfin von Wysenburg Platz genommen hatte, wurde allgemein bemerkt und bewundert.

Herzog Heinrich hielt sich, so schwer es ihm auch wurde, dem Wunsche des Markgrafen und Mechthilds willfahrend, bescheiden zurück, der Gelegenheit harrend, ob er selbst zu einer Tjost herausgefordert werden würde.

Eine Reihe von interessanten Reiterstücken und Kämpfen hatte schon stattgefunden, als die Herolde laut bekannt machten: Markgraf Otto von Brandenburg setze als Preis für den Sieger im Lanzenkampf einen Kranz von purem Golde aus, und zwar solle der Hauptsieger des ersten Tages, der Herzog von Glogau, mit einem von ihm auszuwählenden Gegner kämpfen. Drei Gänge sollten zwischen den beiden stattfinden in der üblichen Kampfesweise. Die Krönung des Siegers aber solle durch die Hand der Tochter des Markgrafen, die Prinzessin Mechthild, vor sich gehen.

Die Aufregung und Spannung nach dieser Kundmachung der Herolde war eine hör- und sichtbare, indem es durch die ganze große Volksversammlung wie das Windesbrausen über ein Aehrenfeld zog. Jeder flüsterte dem Nachbar seine Vermuthungen und Hoffnungen zu, und man konnte es kaum erwarten, den Herzog von Glogau auf seinem gewaltigen Streitroß, das sich durch Höhe und Breite auszeichnete, in die Arena sprengen zu sehen.

Niemand aber mochte wohl das Herz lauter und erwartungsvoller pochen als der Prinzessin Mechthild, die in ihrer Erregung die Hand der Gräfin Bertha gefaßt hatte und nicht wieder losließ.

„Ich weiß es," sagte sie zu ihr, „er wird sich meinen Herzog Heinrich auswählen, und dieser wird siegen, aber dennoch fürchte ich mich."

Gräfin Bertha erwiderte nichts, aber ihre Lippen bebten, und in ihrem Inneren flehte sie des Himmels Segen auf Herzog Heinrich herab, falls er zum Kampfe herausgefordert werden sollte.

Bald darauf sprengte der Herzog von Glogau auf seinem gepanzerten Koloß von Pferd heran, hielt vor der Fürstentribüne, senkte seine Lanze zum Gruße und ließ durch die Herolde verkünden, daß er Herzog Heinrich von Breslau zum Kampfe herausfordere.

Wiederum ging eine allgemeine laute Bewegung durch die ganze Volksmasse. Mechthild drückte die Hand der Freundin so stark, daß es sie fast schmerzte.

Nicht lange darauf kam Herzog Heinrich herangeritten, jetzt unter lautloser Stille der Versammlung.

Er saß auf einem schlanken, apfelgrauen Rosse, das von einer prachtvollen, mit gelber Seide gefütterten, aus abwechselnd goldenen und grünen Rauten bestehenden Decke fast ganz verhüllt wurde. In jeder grünen Raute befand sich ein großer silberner Buchstabe des Wortes Amor und in jeder goldenen Raute ein gespreizter schwarzer Adler mit silberner Mondsichel über Brust und Flügel: der noch heute als Wappen dienende schlesische Adler.

So prachtvoll wie diese Decke war auch der über den Panzer gezogene, zumtheil mit Pelz gefütterte Wappenrock, golden der Helm, und an der linken Schulter hing der ebenfalls mit dem schlesischen Adler geschmückte goldene Schild.

Eine prächtigere Rittergestalt war bisher auf dem Kampfplatze nicht erschienen, sie erregte allgemeine Bewunderung.

Auch Herzog Heinrich neigte zum Gruße seine Lanze vor den Damen.

Darauf tauschten die beiden Herzöge Gruß und Handschlag, trennten sich und ritten unter dem Schmettern der Trompeten an die beiden entgegengesetzten Enden der Turnierbahn.

Dort angekommen, machten sie Kehrt und sprengten nun mit verhängten Zügeln auf einander los.

Mit pochenden Herzen verfolgten die Zuschauer die immer rascher sich nähernden Ritter. Das schwere Streitroß des Glogauers schien das elegante Thier des Breslauers, das, zierlich, wie mit Flügeln versehen, kaum die Erde zu berühren schien, in Grund und Boden rennen zu wollen.

Endlich prallten sie aufeinander. Die Lanze des Glogauers traf den goldenen Schild Herzog Heinrichs mit aller Wucht gerade in die Mitte; der Stoß wurde jedoch so geschickt parirt, daß die Lanze in mehrere Stücke zersplitterte, die in weitem Bogen davonflogen. Zugleich war der Widerstand Heinrichs so kräftig gewesen, daß das Roß des Glogauers hoch aufbäumte und der Reiter sich nur mit Mühe auf demselben erhalten konnte.

Der Glogauer ließ sich eine neue Lanze geben, deren eine große Anzahl stets zur Hand war, und dasselbe Spiel begann von Neuem. Wiederum sprengten die Ritter davon, um aus größerer Entfernung auf einander loszugehen.

Diesmal sauste Herzog Heinrich von Breslau mit einer Geschwindigkeit heran, daß den Zuschauern fast der Athem verging. Weit vornüber gebeugt, den Schild dicht an die Brust gepreßt und die Lanze unter den Arm geschlagen, flog er mit seinem Rosse durch die weite Bahn, mit einer Sicherheit so glücklich den Brustharnisch des Gegners treffend, daß dieser hinten überschlug, den Halt im Sattel verlor und rücklings zu Boden geschleudert wurde.

Die Fanfaren schmetterten, und brausende Jubelrufe der ganzen Volksmenge erschütterten die Luft zu Ehren des Breslauer Herzogs.

Dieser aber sprang von seinem Rosse und half dem Gegner mit einer Geschwindigkeit und Anmuth wieder auf die Beine und aufs Roß, daß neuer Jubel laut wurde über die Zartheit und Großmuth des Siegers.

Nun folgte der dritte und letzte Gang.

Der Herzog von Glogau knirschte vor Wuth mit den Zähnen, und wenn er nicht schon längst dem verhaßten Gegner ewigen Haß und tödtliche Rache geschworen hätte, so wäre es jetzt geschehen. Zwei, drei neue Anschläge voll List und Niedertracht gingen durch sein Gehirn, die er auszuführen gedachte, sobald das Fest beendet sein würde, da er im ehrlichen Kampfe ihm doch nicht würde beikommen können. Aber er verscheuchte jetzt diese Gedanken, um

alle seine Kräfte zum dritten Angriff zusammen zu nehmen und den stolzen Breslauer zu Falle zu bringen.

Dazu schien ihm denn die zuletzt gegen ihn selbst angewendete Kampfesweise am geeignetsten. Nur wollte er sich nicht auf seine Lanze allein verlassen, vielmehr sollte der Zusammenprall Brust an Brust der Rosse erfolgen, wobei er mit seinem schweren Thiere dem eleganten des Breslauers gegenüber bei weitem im Vortheile zu sein glaubte.

Man hatte, um sich ein wenig zu verschnaufen, eine kurze Pause im Kampfe ausgemacht. Diese war vorüber, und die Trompeten gaben das Signal zum erneuten Angriff.

Wie ein Rasender stürmte der Glogauer Herzog auf seinen Gegner zu, der diesmal zur Verwunderung aller zuerst ganz langsam, wie ermüdet, dann allmählich im Trabe, zuletzt in leichtem Galopp, wie im Spazierritt, seinem Widerpart entgegen kam.

Jetzt waren sie kaum noch eine Pferdelänge auseinander — der Prinzessin und Gräfin Bertha stand das Herz still vor Angst, denn es schien kein Entrinnen mehr möglich — da glitt Herzog Heinrich mit einer leichten, kaum merkbaren Schwenkung nach rechts an dem plumpen Rosse des Glogauers vorbei, parirte sein eignes auf der Stelle und machte mit einer solchen Geschicklichkeit auf den Hinterbeinen des Pferdes Kehrt, daß es ihm nun ein Leichtes war, den im vollen Schusse befindlichen Gegner von der Seite zu treffen und mit einem einzigen sicher gezielten Stoße aus dem Sattel zu heben.

Des einen Steigbügels verlustig, sank der Glogauer auf der anderen Seite hinunter und wurde noch eine Strecke weit mit einem Fuße im Steigbügel hängend fortgeschleift.

Aber auch hier war Herzog Heinrich sofort hülfreich zur Stelle, brachte das Roß des Gegners zum Stehen und half dem armen Vetter, der mancherlei Abschürfungen an Armen und Beinen erlitten hatte, wieder in die Höhe.

Hierbei rief er ihm zu, er solle sich die Sache nicht zu Herzen nehmen, sein Chirurgus solle sofort zu ihm eilen und ihn verbinden

und pflegen, daß er morgen wieder am Feste theilnehmen könne. Zugleich versprach er ihm eine neue prachtvolle Lanze.

Die beiden Kämpfer schüttelten sich die Hände, und der Glogauer, gute Miene zum bösen Spiel machend, erging sich in den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen seines lieben Vetters, versicherte ihn aufs neue seiner unverbrüchlichen Treue und dankte ihm unter heuchlerischen Thränen, die ihm die Wuth auspreßte, für seine ritterliche Großmuth.

Inzwischen hatte der Jubel der Volksmenge Dimensionen angenommen wie nie zuvor, sodaß selbst die weithin schmetternden Trompeten übertönt wurden. Man verlangte die Austheilung des Preises an den Sieger, man wollte seine Krönung durch die Hand der schönsten Prinzessin mit ansehen.

Herzog Heinrich entledigte sich jetzt seines Helmes, sodaß die hellbraunen Locken auf die Schulter herabfielen, stieg wieder zu Rosse und ritt nun im Schritt auf die Tribüne der Fürsten zu, wo er mit erneuten brausenden Jubelrufen schon aus der Ferne begrüßt wurde.

Vor dem Sitze der Prinzessin hielt er sein Roß an, sie jetzt zuerst, nach ihrem und des Vaters Wunsche, mit stummem, aber innigem Liebesblicke begrüßend.

Sie reichte ihm den Kranz entgegen, den sie ihm gern selbst aufs Haupt gedrückt hätte; die Tribüne war aber etwas zu hoch, und so zog er seinen rechten Handschuh aus und nahm, hinaufreichend, den Kranz aus der Prinzessin Händen.

Diese Scene, die mit immer neuen Jubelausbrüchen begleitet wurde, blieb allen, die sie sahen, unvergeßlich. Und der junge Sänger Johannes Hadlaub, der ihr in geringer Entfernung beiwohnte, hat sie später, als er seine prachtvolle Liederhandschrift mit eingestreuten Bildern für den reichen Züricher Patrizier Manesse anfertigte, zu einem der prunkvollsten Stücke seiner Sammlung verwerthet.

Die Volksmenge war nicht mehr zu halten. Alle Schranken durchbrechend, stürmte sie über den Turnierplatz weg auf den Sieger ein, ihn begleitend und sein Lob in die Lüfte hinausjubelnd.

* * *

Es lag in der Natur des Festes, bei dem Herzog Heinrich die Augen überall haben mußte, daß er, selbst wenn es ihm nicht untersagt gewesen wäre, zu einer intimen Unterhaltung mit Mechthild nicht gelangen konnte; da sie fast stets in Begleitung ihres Vaters und fremder Fürstlichkeiten war, kam es nie über die gewöhnlichen gesellschaftlichen Redensarten zwischen den beiden Liebenden hinaus.

Nur einmal fügte es der Zufall, daß der Herzog, wenn auch nicht mit Mechthild allein, so doch nur in Gegenwart seiner liebsten Freunde, die um das Geheimniß wußten, ein halbes Stündchen mit ihr zusammen sein konnte.

Es war kurz vor dem für den dritten Festtag angesetzten Gesangswettstreit gegen Abend.

Für diesen Theil des Festes hatte man aus akustischen Rücksichten einen prachtvoll hergerichteten großen Saal des Neisser Residenzschlosses ausersehen, in welchem sich — vielleicht durch eine fein durchgeführte List Rheinbaben's, der den Betheiligten einen früheren Zeitpunkt des Beginnens angegeben hatte — der Herzog, Mechthild, Gräfin Bertha, die Barone Frankenberg, Zedlitz, Rheinbaben und der Propst Bernhard zusammenfanden, ehe noch sonst ein Gast sich einstellte.

Rheinbaben machte selbst mit lächelnder Miene auf diesen bemerkenswerthen Zufall aufmerksam, indem er hinzufügte, daß noch eine gute halbe Stunde vergehen könne, bevor die ersten Gäste sich einfinden würden.

Zugleich zog er seine Freunde in ein lebhaftes Gespräch und wußte sie so bei sich zu fesseln, daß der Herzog mit Mechthild ungestört in dem großen Saale neben einander hergehen und sich nach Herzenslust unterhalten konnten.

Mechthild nahm den guten Zufall wahr, um ihr volles Herz dem Geliebten auszuschütten.

Mit der ganzen, nur der Liebe zu Gebote stehenden Phantastik brachte sie eine solche Fülle von überschwänglichen Ausdrücken ihrer

heißen Empfindung und rückhaltlosen Bewunderung hervor, daß der Herzog in einem süßen Taumel neben ihr herging, wie berauscht von dem aus tiefstem Herzensgrunde heraufquellenden Liebesgeplauder.

Wie gern hätte sie sich ihm in die Arme geworfen, an seinem Halse gehangen und seinen Mund mit unzähligen Küssen bedeckt; aber sie wußte wohl, daß sie jeden Augenblick fremden Blicken ausgesetzt sein könnte, und hatte sich so in der Gewalt, daß niemand, der sie beobachtete, geahnt hätte, welch heißer Redestrom halblaut von den blühenden Rosenlippen der anscheinend ganz ruhig Dahinschreitenden quoll.

Der Herzog wußte sich ebenso zu beherrschen, nur schienen seinem sonst so sprachgewandten und liederreichen Munde die Worte gänzlich versagt zu sein. Er brachte es fast nur zu einem zusammenhanglosen Stammeln, seine Augen hingen unverwandt an der in ihrem phantastischen Liebesgeflüster wahrhaft bezaubernden Prinzessin; er empfand bis in die äußersten Fasern seiner Persönlichkeit, daß er so noch nie in seinem Leben geliebt worden war und daß er selbst noch nie so geliebt habe.

Auf der Höhe dieses wunderbaren Gefühls erfaßte ihn ein körperliches Taumeln, er streckte seine Arme aus, als müsse er sich an etwas anklammern, er glaubte zu versinken — da erklangen vom Orchester her die ersten Töne einer Festouvertüre, heitere Klänge von Flöten, Geigen und Hornmusik, die ihn belebten, und zugleich faßte er die dargebotenen Hände eines Mannes, der ihm wie zufällig entgegentrat — es war sein Kanzler, Propst Bernhard, der beide Liebende unauffällig aus der Ferne beobachtet und sich ihnen jetzt genähert hatte.

„Die Gäste kommen," sagte er, sich dabei vor der Prinzessin verneigend.

„Herr Propst," rief diese noch schnell, „haltet Ihr es für möglich —"

Sie verstummte und warf einen Blick auf Herzog Heinrich, so voll schmerzlicher Sehnsucht, daß ihre Augen sich in Thränen verschleierten und ihre Sprache zu versagen schien.

„Was, theuerste Prinzessin?“ fragte der Propst freundlich.

„Daß der heilige Vater seinen Dispens versagen könnte?“

Eine Blutwelle schoß ihr ins Gesicht.

„Nein, Prinzessin; ich halte es für unmöglich, da der heilige Vater diesen Bund nur segnen kann.“

„Gott lohne Euch für dieses Wort!“ sagte sie, beiden Männern noch einen flüchtigen Blick zuwerfend, und eilte dem Vater, der sich mit der Gräfin Bertha näherte, entgegen.

Der Saal füllte sich nun rasch mit der geistigen Elite der Festtheilnehmer.

Einige Fürsten, darunter auch der junge Landgraf von Thüringen und der mit einigen Pflastern im Gesichte versehene Herzog von Glogau, ferner die Gelehrten und Sänger und zahlreiche Ritter, die entweder der weitverbreiteten Kunst des Gesanges selbst huldigten oder doch dafür Sinn und Interesse hatten, fanden sich in Begleitung ihrer Damen hier ein.

Den Vorsitz der Versammlung übernahm der älteste Fürst, Markgraf Otto von Brandenburg, er bildete auch alsbald aus Herren und Damen der Gesellschaft ein Richterkollegium, das die Reihenfolge der Sänger feststellen und endlich den Sieger benennen sollte.

Es war eine stattliche Reihe hervorragender Sänger, die hier auf den geistigen Kampfplatz traten. Man verlangte auch allgemein, daß Herzog Heinrich von Breslau, der als Festgeber Bedenken hatte, mitzuwirken, sich an dem Wettkampfe betheilige. Er wurde als letzter in die Reihe der Sänger aufgenommen.

Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, begann.

Noch einmal schien hier im fernen Osten der in Deutschland schon im Niedergange befindliche höfische Minnegesang wie in den Tagen der Hohenstaufen glänzend aufzuleben, so tüchtige Leistungen wurden zu Gehör gebracht.

Dabei hielt man trotz aller Anerkennung mit der Kritik nicht hinter dem Berge. Man fand — um nur die Bedeutendsten zu erwähnen — daß Frauenlob seinem etwas zu langen Liede mehr

Gelehrsamkeit beigemischt habe, als einem rein lyrischen Produkt dienlich erscheine; Ritter Steinmar erwecke zwar durch seine Frische und seinen Humor allgemeine Heiterkeit, verfalle aber zuweilen in ungehörige Derbheit; Johannes Hadlaub treffe den echten Ton jugendlicher Liebesschwärmerei ganz vorzüglich, sei aber im Vortrage noch zu schüchtern und etwas unbeholfen — kurz, jedes Lob erfuhr doch eine gewisse Einschränkung.

Endlich kam unser Herzog Heinrich an die Reihe.

War allen anderen Sängern, ohne Ausnahme, nur daran gelegen, in ihrer Kunst das Beste zu bieten und mit Anstrengung aller Kräfte den Preis zu erringen, so kam es Herzog Heinrich allein darauf an, seinem überströmenden Liebesgefühl, seinem hohen Glück, ungeahnt schön geliebt zu werden, einen Ausdruck zu verleihen, der das Herz seiner Geliebten treffen und ihr verkünden sollte, welche Seligkeit ihre Liebe ihm bereite.

Sein Lied hatte daher vor allen anderen den Vorzug, daß es bei höchster künstlerischer Form zugleich den natürlichsten Ton traf, der wie aus der Kehle des Waldvogels dringt und immer und überall die Herzen ergreifen muß, weil er aus dem lauteren Born eines schön bewegten Herzens hervorquillt.

Einfach und schlicht war der Inhalt, leidenschaftlich, von überzeugender Innigkeit und einschmeichelnder Süße die Melodie.

Da das Lied kurz ist und durch die Uebersetzung manches an seinem herzlichen Grundton verlieren würde, so mag es hier stehen, wie es uns die Heidelberger Liederhandschrift aufbewahrt hat, wobei dem freundlichen Leser anheimgegeben wird, selbst seine Uebersetzungskünste zu üben:

„Mir ist daz herze worden vrô
Umbe ein vil reine saelic wîp,
Des gât ûf mîn gemüete hô:
Sie ist mir liep alsô der lîp.
Ich wil michs vröuwen offenbâr,
An ir ist alles wandels niht;
Daz nime ich vür ein krispez hâr.

Diu reinen wîp mit guotem site,
Die sint wol aller êren wert.

Die werden man lob ich hie mite:
Got gebe in swes ir herze gert.
Waer al din welt gemeine alsô,
Darumbe wolt ich lîden nôt
Und wolt ouch mit in wesen vrô.

Diu mir wol vröude mac gegeben,
Der lîp ist aller saelden schrîn.
Ach got, wan solt ich iemer leben,
Und müese ich danne bî ir sîn,
Sô vröut ich mich der lieben tage.
Swenn ich mîn vrouwen ane sihe,
Mir ist wiez allez rôsen trage."

Nachdem Herzog Heinrich, dessen Persönlichkeit nicht wenig zur Erhöhung des Gesammteindruckes beitrug, die letzten Zeilen:

„Wo immer ich die Liebste seh',
Scheint alles Rosen mir zu tragen"

mit überwältigendem Glücksgefühl in vollen Brusttönen hinausgejubelt hatte, brach ein allgemeiner Beifallssturm los, in den auch die anwesenden Sänger neidlos mit einstimmten.

Es war kein Zweifel: er hatte den Sieg davongetragen.

Jeder Hörer hatte dabei das Gefühl, daß hier ein wirkliches Herzenserlebniß dem Liede zu Grunde gelegen haben müsse, und da des Herzogs Blicke unausgesetzt während des Gesanges auf Mechthild gerichtet waren, so zweifelte niemand mehr daran, daß sie die Auserkorene seines Herzens sein müsse.

In tiefer Bewegung, deren sie nur mit Mühe Herr werden konnte, saß Mechthild. Sie wagte es nicht den Herzog anzublicken, aber wie flehend schaute sie zu ihrem Vater hinüber, der wohl bemerkt hatte, daß hier nichts mehr zu verbergen war.

Markgraf Otto hatte, sobald der Beifallssturm sich einigermaßen gelegt, mit seinem Richterkollegium nur wenige halblaute Worte gewechselt und erhob sich jetzt zu folgender Ansprache:

„Es ist uns deutschen Fürsten schon lange kein Geheimniß mehr, daß hier im Osten ein neues großes Herzogthum entstanden ist, das zumtheil in slawischen Ländern gelegen, im Kern seines

Wesens deutsch, zu immer größerer Macht und Selbstständigkeit sich entfaltet, das der immer noch drohenden Gefahr eines verheerenden Tatareneinfalles ein undurchdringliches Bollwerk für das ganze Deutsche Reich entgegengesetzt hat.

„Wie weit und tief aber deutsches Recht, deutsche Sitte, deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft und — wie wir eben zu unser aller Freuden gehört haben — auch deutsche Kunst in diesen Landen gediehen, das hat uns wohl alle, meine verehrten Freunde, die wir hier zum ersten Male weilen, überrascht und in staunende Bewunderung gesetzt. (Allgemeine Zustimmung.)

„Der Fürst aber, unter dessen starkem und mildem, weisem und gerechtem Scepter so große Erfolge erzielt worden sind, der seine Feinde nicht nur mit dem Schwert, sondern auch mit Großmuth überwältigt, er, einst auch mein Feind, jetzt mein theuerster Freund, er ist es, der soeben auch in diesem edlen Wettkampfe den ersten Siegespreis davongetragen hat. (Wiederum allseitige Zustimmung.)

„Zum Heile unseres gesammten Deutschen Reiches hege ich und mit mir sicherlich Ihr alle den innigsten Wunsch, daß die unter Herzog Heinrichs Krone vereinten Länder immer fester zusammenwachsen, blühen und gedeihen wie bisher von Geschlecht zu Geschlecht! (Lauter Beifall.)

„Nun aber komme ich zur Verkündigung des Siegespreises. Das Richterkollegium hat die edlen Sänger Heinrich von Meißen, Ritter Steinmar und den jugendlichen Herrn Johannes Hadlaub gleichermaßen eines Kranzes für würdig erachtet, der ihnen von meiner Tochter aufs Haupt gesetzt werden soll. (Beifall.) Was bleibt aber als Preis für den, der über alle den Sieg davon getragen? (Erwartungsvolle Stille.) So hört: ich gebe ihm die Hand meiner Tochter Mechthild, denn ihr galt sein Lied, das uns alle entzückt hat."

Der Markgraf konnte nicht weiter reden, so groß war der alles übertönende Jubel der Festgesellschaft. Man sprang auf, man umarmte sich gegenseitig, man drängte heran, das Paar zu be-

grüßen und zu beglückwünschen, das in höchster Seligkeit sich umschlungen hielt.

Noch einmal aber wußte der Markgraf sich — diesmal mit Hülfe Rheinbabens — Gehör zu verschaffen.

„Noch ein Wort, meine Freunde! Ich danke Euch für die reudige Zustimmung, die mein Entschluß gefunden, und würde schon heute den Bund der Liebenden durch den Priester segnen lassen, wenn nicht ein Hinderniß bestände. Das Paar ist im vierten Grade mit einander verwandt, nur der Heilige Vater kann den Dispens ertheilen, und dieser muß abgewartet werden, bis die Ehe geschlossen werden darf.“

Ein Murren des Bedauerns ging durch die ganze Versammlung, das aber bald wieder der alten Fröhlichkeit Platz machte, als man das ungetrübte Glück der nun nebeneinander sitzenden Verlobten wahrnahm.

Nur einer schlich sich jetzt unbemerkt von dannen, nachdem er noch seine heuchlerischen Glückwünsche abgestattet hatte: der Herzog von Glogau.

„Wieder ein Bundesgenosse mehr!“ brummte er wuthschnaubend zwischen den Zähnen, „und noch dazu ein nicht zu verachtender! Mit was für jämmerlichen Verbündeten muß ich dagegen meine Pläne ins Werk setzen! Nun, wenn sie noch länger zaudern, handle ich allein. Zunächst aber wollen wir die Folgen des morgenden Tages abwarten!“

Damit begab er sich zur Ruhe. Was aber sein letzter Gedanke zu bedeuten hatte, offenbarte sich schon am folgenden Morgen. An allen Kirchenthüren und überall an Häusern, wo der Menschenverkehr stark fluthete, fand man wiederum ein Schriftstück des Bischofs Thomas, in dem er der Greuel des Herzogs Heinrich gedachte, der seine verruchten Hände selbst gegen das geheiligte Gut der Kirche auszustrecken wagte, um es zu schnöden Festlichkeiten und in eitler Lust zu vergeuden. Alle seine vermeintlichen Missethaten wurden der Reihe nach aufgezählt, und dann folgten in schärfster Form Verfluchung, Bann, Interdikt.

Vergeblich bemühte sich Rheinbaben, die Quelle zu entdecken, aus der trotz seiner Um- und Vorsicht eine so häßliche Trübung der reinen Festfreude fließen konnte, alle seine Anstrengungen blieben erfolglos.

Ja, obwohl er die Schriftstücke beseitigen und vernichten ließ, tauchten immer wieder neue auf, die von Lesekundigen der Menge mitgetheilt wurden und überall Beunruhigung und Verwirrung erregten.

Das Fest schien gründlich gestört, denn wenn auch Herzog Heinrich und die ihm Nahestehenden alles aufboten, durch Humor und Nichtbeachtung des bischöflichen Bannstrahles die Festtheilnehmer zu beruhigen und zu neuer harmloser Fröhlichkeit anzuspornen: der Mißton war nicht zu bannen, da zu viele Fremde hier beisammen waren, denen der innere Grund des Zwiespaltes zwischen Herzog und Bischof unbekannt war, und denen Bann und Interdikt als zu schwere kirchliche Strafen erschienen, als daß sie so leicht darüber sich hinwegsetzen sollten.

Es bildeten sich hie und da Gruppen, die von den Eingeweihten Belehrung und Aufklärung über die Angelegenheit verlangten, es fehlte nicht an Stimmen, die da warnten, sich weiter an dem Feste zu betheiligen, kurz, eine einheitliche Fröhlichkeit und sorglose Zufriedenheit war nicht wieder herzustellen.

Dazu gesellte sich ein neues Ereigniß, um die Verwirrung des Volkes aufs höchste zu steigern.

Ein Wanderprediger trat auf, ein Mönch von außergewöhnlicher Körperlänge mit einer wahren Stentorstimme, der die Menge derartig zu fesseln verstand, daß er bald Tausende von Menschen um sich versammelte, darunter auch zahlreiche Ritter und Edle.

Es verbreitete sich die Nachricht, der berühmte Bruder Berthold von Regensburg sei wieder da, der vor mehreren Jahren in ganz Schlesien mit beispiellosem Erfolge seine Vorträge gehalten hatte.

Es war aber nicht er selbst — denn Bruder Berthold ruhte bereits im Grabe — sondern ein geschickter Nachahmer, ein Mann

polnischer Abstammung, wie man trotz der vorzüglichen Beherrschung des Deutschen an seiner Aussprache merken konnte.

Er begann damit, daß er, natürlich ohne daß es das Volk wußte, aus Bertholds Predigten wörtlich große, besonders packende Stücke vortrug und so die Hörer sofort für sich zu gewinnen wußte.

Nach den drei lustigen Festtagen, an denen die Sinne sich nach allen Richtungen hin ergötzt hatten, mundete jetzt die geistige Speise gar nicht übel, und man fand, daß es Zeit sei, sich auch wieder einmal auf sich selbst zu besinnen.

So lange der Mönch den Spuren seines großen Vorbildes folgte, war auch die Wirkung seiner Predigt eine durchaus reine und erhebende. Bald aber, nachdem er seines Auditoriums sicher zu sein glaubte, begann er vom allgemein Menschlichen auf spezielle Vorgänge überzugehen und zuerst versteckt, allmählich immer deutlicher gegen den Kirchenschänder Heinrich IV. zu eifern und die offene Auflehnung gegen den von Bann und Interdikt Verstrickten zu verlangen.

Dabei wurde auch die gesammte, dem Herzog treu gebliebene Geistlichkeit nicht geschont, die von der polnischen Kirchenprovinz zur sächsischen abgefallen war, und schließlich ganz offen Aufruhr und Feldzug gegen alle Feinde des Bischofs gepredigt.

Jetzt hörte man plötzlich unter der Menge immer lauter werdende polnische Stimmen, polnische Flüche, polnische Aufreizungen der schlimmsten Art, es zeigten sich Leute, die man früher entweder nicht beachtet hatte oder die erst kürzlich unter die Festgäste sich gesellt haben mußten.

Die Aufregung wuchs von Minute zu Minute, schon kam es hie und da zu Gewaltthätigkeiten, die in kurzem zu einer allgemeinen Schlägerei auszuarten drohten, wäre nicht auch hier auf Befehl des Herzogs rechtzeitig eingeschritten worden.

Eine starke Abtheilung Reiter unter Führung des Grafen Wysenburg zerstreute die Menge, die zugleich von einer Anzahl hervorragender Ritter und Barone beruhigt und über das frevelhafte Unternehmen des polnischen Mönchs aufgeklärt wurde.

Rheinbaben, Frankenberg, Zedlitz leisteten hier vorzügliche Dienste und vor allem die ehrfurchtgebietende Gestalt des Propstes Bernhard von Kamenz, dessen Beredtsamkeit derjenigen des Mönchs mindestens gleichkam, und der dazu durch seine sympathische Erscheinung überall besänftigend und friedestiftend wirkte.

Der polnische Mönch wurde vor aller Augen verhaftet und gefesselt abgeführt, und der Propst Bernhard hatte neue Gelegenheit, an den Patriotismus der in weit überwiegender Mehrzahl anwesenden Deutschen zu appelliren, die sich durch die schwindelhaften Redensarten eines von polnischem Gelde bestochenen Helfershelfers des verjagten Bischofs nicht zu thörichten und folgenschweren Handlungen verleiten lassen sollten.

Den Wanderprediger aber ließ der Herzog selbst vor allem Volke sich vorführen, und seiner energischen und dabei doch milden und menschlichen Art und Weise gelang es, ein umfangreiches Geständniß zu erzwingen.

Der Mönch gab zu — und alsbald wurde dies der versammelten Menge mitgetheilt — im Auftrage des Bischofs und seines Beschützers, des Herzogs Mesko von Ratibor, gehandelt zu haben, auch der Verbreiter des bischöflichen Schriftstückes gewesen zu sein.

Daß der Glogauer dabei seine Hand auch im Spiele gehabt hatte, konnte er nicht wissen.

Herzog Heinrich schenkte dem Mönch die Freiheit wieder und ließ ihn sammt einer Anzahl polnischer Genossen, die an der Aufhetzung theilgenommen hatten, über die Grenze des Herzogthums eskortiren unter der Verwarnung, bei Todesstrafe je dasselbe wieder zu betreten. — —

Bei dem gemeinschaftlichen Abschiedsfestschmause der vornehmen Festtheilnehmer aber, der auch durch die peinlichen Vorgänge des Tages an Fröhlichkeit und Gemüthlichkeit Einbuße zu erleiden schien, erhob sich Herzog Heinrich, der zwischen der Prinzessin Mechthild und Otto von Brandenburg saß, zu folgender Ansprache:

„Meine werthen Gäste alle, laßt durch die Geschehnisse des heutigen Tages keine Mißstimmung in Euch aufkommen! Ihr seht, ich bin fröhlichen Muthes, da mein Gewissen rein ist in dem Kampfe gegen einen der guten deutschen Sache so gefährlichen und bei allen seinen Thaten sich im Unrecht befindenden Manne wie Bischof Thomas der Zweite. Nur ist mir heute klar geworden, daß mein Verfahren gegen ihn nicht gründlich genug gewesen ist. Ich habe, als ich zum Ritter geschlagen wurde, beschworen, die Kirche zu vertheidigen und mit edler Kühnheit das Volk zu beschützen; das thue ich, indem ich einen schlechten Diener der heiligen Kirche bekämpfe und, wenn er nicht demüthig nachgeben will, vernichte. Morgen schon gedenke ich an der Spitze meines Heeres gen Ratibor zu ziehen und seinen Herzog zu zwingen, den Bischof aus seinem Gebiete zu vertreiben, daß er fortan auf schlesischem Gebiete nie mehr sich sehen lassen soll. Herzog Mesko soll zwischen meiner und des Bischofs Freundschaft wählen, er mag sich die Folgen seiner Wahl wohl überlegen. — Ihr aber, vieledle Braut —" hierbei wandte sich Herzog Heinrich zu Mechthild und sank auf ein Knie vor ihr nieder — „gebt mir Urlaub und verzeiht Eurem Ritter, daß er seinen Minnedienst hintansetzt, bis der schlimmste Feind des Landes und der Kirche unschädlich gemacht ist."

Hold erröthend legte Mechthild ihre linke Hand auf die Schulter Heinrichs und sagte unter lautloser Stille der ganzen Festversammlung, so weh ihr dabei auch zu Muthe war, mit fester Stimme:

„Zieht mit Gott, mein edler Ritter, meine Gebete werden Euch begleiten."

Herzog Heinrich küßte ihr die Hand und erhob sich, und nun brauste von allen Seiten des großen Saales der Ruf: „Heil Herzog Heinrich und Prinzessin Mechthild von Brandenburg!" ihm entgegen, daß die Wände zu beben schienen.

Diesmal befand sich unter den laut Rufenden — wenngleich mit anderen Gefühlen als die Uebrigen — auch der Glogauer Herzog, denn nichts konnte ihm erwünschter sein als das Unter-

nehmen Heinrichs gegen Ratibor. Er rechnete so: „Greift der Breslauer jetzt einen polnisch gesinnten Fürsten an, um den Bischof gänzlich zu vertreiben, so werden endlich meine geheimen polnischen Bundesgenossen sich rühren und über ihn herfallen. Dann will auch ich nicht faul sein und nicht eher ruhen, als bis mein Todfeind vernichtet ist.“

Da Herzog Heinrich seine Braut doch noch nicht heimführen durfte, so kam ihm die kriegerische Unterbrechung sehr gelegen. Otto von Brandenburg aber gestattete seiner Tochter, in Begleitung der Gräfin Wysenburg nach Breslau zu gehen und bei dieser lieben Freundin, der auch der Markgraf die wärmsten Sympathieen entgegenbrachte, noch einige Wochen zu verweilen.

Fünfzehntes Kapitel.

Zwei Wochen schon hatte Prinzessin Mechthild in der Villa der Gräfin Bertha zugebracht und zwar bei wenig günstigem Herbstwetter, sodaß die Damen fast täglich beschlossen, in die Stadtwohnung überzusiedeln, schließlich aber doch immer noch die ländliche Einsamkeit vorzogen.

Nun war aber mit Beginn des Novembers die Witterung immer schlechter geworden: schwer und trübe hing der Himmel über der verödeten Landschaft, und melancholisch umheulten die Stürme das Haus.

Fröstelnd saßen die beiden Freundinnen eines Vormittags an der Frühstückstafel, und Gräfin Bertha machte wieder den Vorschlag, heute nach der Stadt zurückzukehren.

„Laß uns noch einen Tag verweilen," bat Mechthild mit einem Blicke auf einen großen im Zimmer befindlichen Kamin, „ich sehe, Ihr habt hier auch Vorrichtungen, um der Kälte vorzubeugen. Laß einheizen, es träumt sich so gut vor einem prasselnden Kaminfeuer, besonders wenn man dabei an einen fernen Geliebten denkt."

„Du kommst nur meinen Wünschen entgegen, liebe Mechthild," erwiderte Gräfin Bertha, der anwesenden Dienerin einen Wink gebend, Feuer machen zu lassen, „ich liebe es auch, in stiller Abgeschiedenheit vor dem Kamin zu träumen, selbst wenn meine Gedanken nicht immer an etwas Liebem hängen können. Solange die Flammen am Holze knisternd auflodern, haben sie etwas Seelenerheiterndes, und wenn sie leise verglimmen, versinkt auch die Seele in sanfte Ruh." —

Nach einer halben Stunde saßen die Freundinnen in traulichem Geplauder vor dem Kamin, in dem mächtige Holzscheite lustig flackerten.

„Ich kann eine gewisse Bangigkeit nicht los werden," sagte Mechthild, „als stünde mein Herzog Heinrich heute in heftigem Kampfe und gebe sich zu sehr der Gefahr hin. Seit 14 Tagen weiß ich nichts von ihm. Meine Sehnsucht findet keine Grenzen mehr. Er hätte mir doch schon einen Boten senden sollen."

„Er wird nichts Wichtiges zu melden haben."

„Dann hätte er mir doch sagen lassen oder schreiben können, daß er mich liebe, liebe, liebe!"

„Weißt Du denn das nicht?" fragte Bertha lächelnd.

„Ja, aber man will es immer und immer wieder hören."

„Da hast Du Recht."

„Wenn sein Schweigen nur nicht einen anderen Grund hat! Vielleicht ist er von uns abgeschnitten, kann keine Nachricht herübersenden."

„Das glaub' ich nicht. Er hat ein tüchtiges Heer bei sich — aber es widerstrebt seinem Charakter, viel von sich herzumachen."

„Ja, bescheiden ist er — er, der Beste, der Tüchtigste von allen, bescheiden wie die Güte selber."

Mechthild versank in träumerisches Nachdenken. — —

Da vernahm man im Vorzimmer plötzlich Harfenlaute, und ein Sänger stimmte eine schwermüthige Weise an.

Die Damen horchten auf und fühlten sich seltsam berührt: tiefste Wehmuth eines von Leid getroffenen Herzens durchbebte jeden Ton des Liedes, das nur aus einer kurzen Strophe bestand.

Als er geendet, erschien die alte Jutta im Zimmer mit erregten Mienen.

„Ein fahrender Sänger ist draußen, ein alter Ritter mit zerschlissenem Mantel und verwildertem grauen Haar, der die Braut des Herzogs Heinrich von Breslau sehen und sprechen will," sagte sie mit einem Tone, als habe sie etwas Furchtbares geschaut.

„Wer ist es?" fragte Mechthild.

„Er schüttelte nur das Haupt, als ich ihn nach Stand und Namen fragte.“

„Woher kommt er?“

„Aus Rom, sagte er.“

„Aus Rom?“

Mechthild schrie es fast heraus, das Blut schoß ihr ins Antlitz und machte es erglühen. Sie dachte an den Dispens des Papstes.

„So laß ihn herein!“ sagte sie rasch.

Jutta öffnete dem Sänger die Thür.

Eine Gestalt trat ein, die in der That geeignet war, wenn nicht Schauder, so doch Befremden zu erregen.

Ein hoher, schlanker, ganz in Schwarz gekleideter alter Ritter schritt auf Mechthild zu, das Haupt unbedeckt, von wallendem, weißem Haar umgeben. Ueber dem abgeschabten Wams, das fast bis auf die Füße herabglitt, um den Leib gegürtet und mit einem langen Schwerte versehen war, trug er einen weiten schwarzen Mantel, durchlöchert und verschossen in der Farbe, der jedoch über der Brust von einer echten goldenen Spange zusammengehalten wurde. In seiner Linken trug er eine kleine Harfe.

Trotz der abgeschabten Kleidung zeugten die Haltung und das Auftreten des Mannes von so feinen Manieren, daß man nicht zweifeln konnte, einen echten Ritter vor sich zu haben, besonders wenn man den interessanten, scharf geschnittenen Kopf ins Auge faßte.

Eine mächtige Stirn, von tiefen Falten durchzogen, wölbte sich über zwei dunklen Augen von so melancholischem Feuer, daß man bei ihrem Anblick unwillkürlich von Mitleid ergriffen wurde.

Er sank vor Mechthild auf ein Knie nieder, sah ihr in die geängsteten Augen und küßte ihre dargereichte Hand. Dann erhob er sich wieder und verbeugte sich auch vor der Gräfin Bertha.

„Ihr kommt aus Rom?“ fragte Mechthild zaghaft, ihm einen Sessel anweisend, den er mit einer Handbewegung stumm zurückwies.

„Ich komme aus Rom,“ antwortete er mit tonloser Stimme, „aber fragt mich nicht weiter. Ich habe nur das Bedürfniß, die

schöne Braut meines hohen Wohlthäters und Freundes zu sehen. O, wie bedaur' ich Euch, edelste Frau!"

Starr vor Erstaunen über so räthselhafte Worte waren die beiden Frauen keiner Antwort fähig, aber sie standen so unter dem Einflusse dieser merkwürdigen Persönlichkeit, daß ihre Blicke fragten, was der Mund verschwieg.

Und wie zur Antwort auf ihre stummen Fragen griff der Ritter mit kräftigen Accorden in die Saiten seiner Harfe und sang nach kurzem Vorspiele mit noch wohlklingender Baßstimme folgendes Lied, das in unserer Sprache etwa so lauten würde:

„Dumpf in der Dämmerung wandr' ich umher,
Unsicher tasten Füße und Hände,
Wallende Wolken und Nebel schwer
Bergen das trostlos öde Gelände.

Also schreit' ich durch Ungemach
Und durch Elend in diesem Leben,
Ohne zu ahnen, wie groß die Schmach,
Die mich umgiebt und der ich ergeben.

Manchmal nur wie ein feuriger Strahl
Zuckt es in diesem Erdenjammer,
Zeigt mir die ganze entsetzliche Qual —
Weinend lieg' ich in meiner Kammer.

Aber schon sind sie wieder da,
Wolken und Nebel, meine Begleiter,
Hüllen mir ein, was ich eben noch sah,
Und in der Dämmerung wandr' ich weiter!"

Die Wirkung dieses Liedes, die durch das Heulen des Sturmes draußen und das Pfeifen im Schlote des Kamins noch gesteigert wurde, war auf beide Frauen eine gleich mächtige.

Eine solche Energie des Schmerzes, wie sie sich in diesen einfachen Tönen kundgegeben, war ihnen neu, sie hatte dabei nichts Affektirtes an sich, sie mußte echt sein und aus einem zu Tode getroffenen Herzen stammen.

Gräfin Bertha sammelte sich zuerst und fragte den Ritter, der vor sich hinstarrend leise auf der Harfe fortspielte:

„Was ist Euch begegnet, das Euch zu so schwermüthigen Weisen veranlassen konnte? Nehmt Platz, ruht aus und berichtet, was Euer Herz bedrängt; vielleicht daß wir imstande sind, Euch Trost zu verschaffen."

Ein kurzes, müdes, unsäglich trauriges Lächeln glitt über das durchfurchte Gesicht des alten Ritters, der nur sanft den Kopf schüttelte und von neuem zur Beantwortung der Frage ein Lied begann.

War das erste Lied ein Ausfluß dumpfer Verzweiflung gewesen, so mischte sich dem zweiten eine trotzige Resignation bei, die mit allem in der Welt abgeschlossen hat:

„Ich bin gewandert im Sonnenschein,
Ich bin gewandert im Regen,
Ich schlief wie ein Kind auf hartem Gestein,
Hab' schlaflos auf Daunen gelegen.

Ich betete an, was ich später verflucht,
Ich segnete, was ich einst haßte,
Und rastlos hab' ich das Glück gesucht,
Daß ich's endlich beim Schopfe faßte.

Und hatt' ich es einmal zu fassen geglaubt,
Da glich es einem Phantome,
Verzerrte grinsend das schöne Haupt
Und zerfiel in tausend Atome.

Und weiter stürmt' ich voll Ungeduld
Und habe mich blutig geschunden,
Hab' auf mich geladen so manche Schuld,
Doch das Glück hab' ich nirgends gefunden.

Jetzt bin ich müde, jetzt mach' ich Halt,
Ob dunkel der Himmel, ob helle,
Jetzt will ich sein wie der Baum im Wald,
Der rührt sich nicht von der Stelle;

Ob im Sommer die warme Sonne lacht,
Ob des Winters Schnee ihn belastet,
Ob Tag ihn umgiebt oder finstere Nacht —
Er duldet alles und — rastet."

Der Sänger schwieg, machte eine Verbeugung und wollte sich eiligst entfernen, aber die bis ins Innerste erregte Mechthild hielt ihn am Mantel fest und rief:

„Halt, Herr Ritter, ich lasse Euch nicht, bevor Ihr mir Rede steht, warum Ihr vorhin zu mir sagtet: wie bedaur' ich Euch, edle Frau?"

Der Sänger kehrte sich um, sah Mechthild lange schweigend ins Antlitz und sagte dann mit unheimlichem Blitzen in seinen halberloschenen Augen:

„Weil Euch das Glück so hoch gehoben hat! Euer Fall hinab wird entsetzlich sein, er kann nicht ausbleiben; das Glück ist Trug, nur das Unglück ist wahr und dauernd!"

Er raffte seinen Mantel zusammen und glitt zur Thür hinaus mit einer Schnelligkeit, die man seinem Alter nicht zugetraut hätte.

Die Frauen waren so bestürzt, daß sie eine Zeit lang wie gefesselt standen und dem Entschwundenen regungslos nachstarrten.

In dieser Verfassung traf sie noch der Propst Bernhard, der jetzt zur Thür hereintrat und verwundert auf die noch ganz entsetzte Gruppe der Frauen blickte. Er barg eine gute Nachricht in seinem Busen: die Ertheilung des päpstlichen Dispenses war eingetroffen, aber er vergaß, sie vorzubringen bei dem Anblick der geängsteten Frauen.

„Was ist hier vorgegangen? Was wollte der Ritter Tannhäuser bei Euch?" fragte er.

„Tannhäuser?" riefen Mechthild und Gräfin Bertha wie aus einem Munde und starrten sich an, „war das der Tannhäuser?"

„Ja, ich erkannte ihn trotz seines veränderten Aussehens. Ich wollte ihn ansprechen, aber er vermied meinen Anblick und eilte stumm davon. Was wollte er hier?"

„Unglück prophezeien wollte er!" sagte die Prinzessin noch immer im Tone höchster Bestürzung, „und es ist ihm gelungen, mich so in Angst zu versetzen, daß ich überzeugt bin, dem Herzog ist Unheil widerfahren. Laßt mir den Ritter zurückholen, Herr

Propst, ich bitte Euch dringend, er muß mehr wissen, als er verrathen hat."

Der Propst willfahrte den Bitten Mechthilds und sandte sofort zwei schnellfüßige Diener in der Richtung, die Tannhäuser eingeschlagen hatte, um ihn zurückzurufen.

Dann kehrte er zu den Damen zurück und versuchte sie zu beruhigen. Er veranlaßte sie, wieder auf ihren Sesseln vor dem Kamin Platz zu nehmen, und sagte:

„Seid ohne Sorge, theure Prinzessin, ich habe erst gestern Briefe vom Herzog erhalten, in denen er mir aufgetragen hat, Euch viele Grüße zu übersenden. Ich war eben jetzt im Begriff, mich meines Auftrages zu entledigen und Euch zu fragen, ob Ihr mir etwas an den Herzog aufzutragen habt, denn ich gehe noch heut mit wichtigen Nachrichten in sein Lager vor Ratibor."

Kaum hatte die Prinzessin diese Worte vernommen, so sprang sie auf und warf sich dem neben ihr sitzenden Propst zu Füßen.

„Nehmt mich mit, Herr Propst, ich bitte Euch bei allem, was Euch heilig ist, nehmt mich mit, ich vergehe vor Unruhe und Angst und werde nicht eher einen Bissen zu mir nehmen, als bis ich meinen Herzog wiedergesehen und mich überzeugt habe, daß er wohl ist und kein Unfall ihn betroffen hat. Zwischen gestern und heute ist eine lange Zeit!"

Sie hatte beide Ellenbogen auf die Kniee des Propstes gestützt und faltete, zu ihm aufblickend, die Hände.

Der Propst zog die Prinzessin sanft von den Knieen empor und richtete sich zugleich selbst auf. Sollte er ihr jetzt die Mittheilung von dem eingetroffenen Dispense des Papstes machen? Möglich, daß die Nachricht die Prinzessin beruhigte, möglich aber auch, daß bei ihrem lebhaften Temperament die Erregung noch dadurch gesteigert würde. Ein neuer Plan stieg bereits in seinem Inneren auf.

„Habt Ihr auch bedacht, Prinzessin," sagte er, „was eine Reise bei diesem Wetter und zu dieser Jahreszeit zu bedeuten hat?"

„Und wenn es Mühlsteine vom Himmel regnete, mich sollte es nicht abhalten, zu ihm zu reisen,“ gab sie lebhaft zur Antwort.

„Und wenn Ihr dort seid — was erwartet Euch in einem Kriegslager?“

„O, mein Herr Propst, wie könnet Ihr nur so reden! Was mich erwartet bei ihm? Was sind alle Strapazen des Krieges, alle Gefahren der Welt, wenn ich in seiner Nähe bin! Kann ich das Leid mit ihm theilen, so wird es zur Seligkeit.“

Sie stand vor ihm, mit glühendem Angesicht und funkelnden Augen, zitternd vor Aufregung und Erwartung, ob ihre Bitte erfüllt werden würde.

Der Propst blickte Gräfin Bertha an, die ihm eine zustimmende Kopfbewegung machte.

„Hilf mir bitten!“ rief Mechthild, die es bemerkte, und schmiegte sich an Bertha.

„So mag es geschehen,“ sagte der Propst entschlossen.

Ein Freudenschrei entrang sich Mechthilds Brust und sie konnte sich nicht enthalten, den geistlichen Herrn zu umarmen.

„Ich gehe mit Euch,“ sagte Gräfin Bertha, „Ihr erlaubt es doch?“

„Ja, Ihr sollt uns begleiten,“ erwiderte der Propst. „Rüstet Euch, nehmt mit, was Euch beliebt, ich lasse große Reisewagen bereit stellen, wir fahren ohne Unterbrechung, und wenn wir uns dem Kriegslager nähern, steigen wir zu Rosse.“

Alles Leid schien bei den Frauen vergessen.

Die beiden Boten kehrten zurück, die der Propst ausgesendet. Sie hatten vergeblich gesucht, den Sänger nicht gefunden, niemand wollte etwas von Ritter Tannhäuser gehört oder gesehen haben.

„Es ist gut,“ sagte Mechthild leise zusammenschauernd, „ich will ihn auch nicht mehr wiedersehen — erscheint mir doch plötzlich alles wie ein böser Traum.“

Sechzehntes Kapitel.

Herzog Heinrich hatte mit seiner Schaar Ratibor umzingelt und der Stadt so zugesetzt, daß sie sich unmöglich lange mehr halten konnte.

Vergeblich hatte Herzog Mesko an seine polnischen Bundesgenossen und an den Glogauer Herzog Boten gesandt und um Hülfe gebeten. Die polnischen Theilfürsten lagen wieder untereinander in heftiger Fehde, und der Herzog von Glogau wagte es nicht, allein, ohne genügende Unterstützung, gegen seinen Breslauer Vetter vorzugehen, besonders da er sah, welche raschen Fortschritte dieser gegen Ratibor machte.

Vor der vollständigen Einschließung der Stadt war es dem Glogauer Herzog nur noch gelungen, heimlich einen Boten an den Bischof zu senden mit der schriftlichen Mahnung, nicht allzu starrköpfig zu sein und sich lieber scheinbar zu unterwerfen, bevor die Stadt und die herzogliche Burg eingenommen würden, da nur in diesem Falle auf eine Schonung seitens des Breslauer Herzogs zu rechnen wäre. Käme es so zu einem Waffenstillstande oder zu einer vorläufigen Aussöhnung, so hätte man für die Zukunft immer noch die Aussicht, bei günstiger Gelegenheit mit den fallen gelassenen Ansprüchen wieder hervorzutreten.

Herzog Heinrich hatte mit seinem Gefolge ein Zeltlager auf einer Anhöhe vor Ratibor aufgeschlagen, von wo aus ihm der vollkommene Ueberblick über die Stadt und die Stellung seiner Truppen ermöglicht wurde.

Das schlechte Wetter hatte anfangs seine Unternehmung sehr erschwert, er hielt aber im Lager aus, obwohl der in seinem Gefolge befindliche Graf Würben, ein glühender Verehrer des Herzogs,

diesem sein herrliches Schlößchen Lubowitz, etwa $1^1/_2$ Meilen von Ratibor unterhalb an der Oder gelegen, zum Aufenthalt angeboten hatte. Er war der Meinung, daß Graf Wysenburg auch allein mit Ratibor fertig werden würde.

Der Herzog wollte sich aber von seinen Truppen nicht trennen, alle Strapazen mit ihnen theilen und den Hauptangriff auf die Stadt selbst leiten.

Nach den stürmischen und regnerischen Tagen war nun doch wieder ein herrlicher sonniger und frischer Herbsttag angebrochen, und Herzog Heinrich beschloß, an diesem Tage Stadt und Burg Ratibor im Sturme zu nehmen.

Alles war zum Angriff bereit und die Soldaten harrten nur des Winkes ihres Feldherrn und Herzogs, als dieser, in voller Rüstung vor seinem Zelte stehend und im Begriff, sein Streitroß zu besteigen, auf der Straße von Oppeln her eine Gruppe von Reitern und Reiterinnen gewahrte, die seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

„Freund Vincenz,“ sagte er zu dem neben ihm stehenden Zedlitz, „schau Dich einmal um, was hat das zu bedeuten? Das sieht aus wie ein fröhlicher Jagdzug, der da herannaht. Die Herrschaften haben sich ein gefährliches Jagdterrain ausgesucht. Sprenge einmal zu ihnen hinüber und höre, was sie vorhaben.“

Während Zedlitz zu Rosse stieg, setzte sich die Gruppe beim Anblick des herzoglichen Lagers in schnellere Bewegung, und bald darauf trennte sich eine Dame von ihren Begleitern und sprengte in voller Carrière dem auf sie zureitenden Zedlitz entgegen.

Dieser stutzte, hielt an und kehrte, als die Dame bis zu ihm herangekommen war, mit seinem Rosse um und ritt ihr zur Linken nach dem Zeltlager zurück.

„Straf' mich Gott,“ rief Frankenberg, der dicht beim Herzog stand, „wenn das nicht Prinzessin Mechthild ist.“

„Mechthild!“ rief auch jetzt der Herzog laut aus, der seinen Augen immer noch nicht trauen wollte, „sie ist es, wahrhaftig, Mechthild, Mechthild!“

Zu gleicher Zeit parirten jetzt Mechthild und Zedlitz ihre Rosse, Zedlitz sprang herab und half der Prinzessin aus dem Sattel.

Einige Augenblicke später lag sie in des Herzogs Armen.

Sie sah und hörte nichts von dem, was um sie her vorging, sie klammerte sich mit beiden Armen so fest an den Geliebten, als wollte sie ihn nie wieder loslassen, sie schluchzte vor Freuden und war doch von den Strapazen der Reise und ihrem Gelübde, nicht eher einen Bissen zu sich zu nehmen, als bis sie den Herzog wiedergesehen, so ermattet, daß sie mit einer Ohnmacht kämpfte.

Der Herzog führte sie, die, noch immer den Kopf auf des Geliebten Brust gelehnt, nicht von ihm ließ, in sein prachtvolles Zelt, wohin ihnen die nun ebenfalls eingetroffene Gräfin Bertha mit der alten Jutta und Propst Bernhard folgten.

Er ließ die Prinzessin sanft auf ein weiches Polster nieder, entledigte sich seines Helmes und kniete vor ihr hin.

„Mechthild, was ist geschehen, was führt Dich zu mir?“ fragte er, ihre Hände mit Küssen bedeckend, „Du kommst hier mitten in Kriegsgefahr! Wie Du ermattet bist! — was fehlt Dir? — sie fällt in Ohnmacht!“

Mechthild lehnte sich, völlig erschöpft, zurück und schloß die Augen.

Der Herzog wandte sich bestürzt an Gräfin Bertha, die ihn mit kurzen Worten über alles, was sich zugetragen, aufklärte und beruhigte. Sie verschwieg nicht, daß die seltsame Begegnung mit Tannhäuser die Hauptschuld an Mechthild's Erregung trage.

„Tannhäuser!“ rief der Herzog „ist der noch unter den Lebenden? Und hat mein armes süßes Kind so geängstet!“

Er faßte wieder die Hände der Prinzessin, streichelte und küßte sie und versuchte, sie bequemer zu legen. Da schlug sie ihre Augen auf und sah ihn lächelnd an.

„Heinrich!“ sagte sie noch matt, „Heinrich, vergieb mir, daß ich Dich so erschreckt habe, daß ich so ein Kind war!“ Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Ach, ich konnte ja nicht anders,

ich hatte so entsetzliche Angst, es sei Dir ein Unglück begegnet, daß ich nicht eher ruhen konnte, als bis ich Dich in meinen Armen hatte."

Sie drückte einen leidenschaftlichen Kuß auf seinen Mund.

„Hallo! Nun aber Wein her, Erfrischungen!" rief der Herzog sich erhebend in fröhlichster Stimmung aus, und der getreue Wenzel war auch schon, ohne den Befehl abgewartet zu haben, mit einem gedeckten Tisch zur Stelle, der alles zu einem Frühstück für mehrere Personen Erforderliche in vorzüglicher Auswahl enthielt.

„So ist's recht, Wenzel," sagte der Herzog, „laß mich Dir, meine liebe Mechthild, selbst den Becher kredenzen! Und Ihr, mein lieber Kanzler, meine getreue Gräfin Bertha, gestrenge Jutta, langt zu, Ihr werdet auch hungrig und durstig sein."

Man ließ sich nicht lange bitten, alles mundete vortrefflich, und niemand hätte, wenn er plötzlich diese fröhliche Gesellschaft hier bei einander gesehen, vermuthet, daß er sich in einem Kriegslager befinde, wo man eben damit umgehe, eine Stadt zu erstürmen.

So verging eine halbe Stunde in munterstem Geplauder, Prinzessin Mechthild erholte sich zusehends, obwohl ihre Wangen die gewohnte rosige Frische noch nicht wiedererlangt hatten.

Da traten die nächsten Rathgeber des Herzogs, Graf Wysenburg, die Barone Frankenberg, Zedlitz, Rheinbaben sowie Graf Würben, in das Zelt mit Gesichtern, auf denen deutlich die Frage zu lesen war: was soll nun eigentlich geschehen?

Der Herzog erhob sich.

„Laßt Euch nicht stören, meine Damen," sagte er, „wir wollen nur nebenan einen kurzen Kriegsrath halten."

Er bedeutete den Herren sowie seinem Kanzler, ihm zu folgen, und sie begaben sich in eine Nebenabtheilung des Zeltes, um mit gedämpfter Stimme das weitere Vorgehen zu besprechen.

Hier überreichte der Kanzler zunächst seinem Fürsten wichtige Briefe und Schriftstücke und unter diesen auch den Dispens des Papstes.

„Lauter gute Nachrichten!" rief der Herzog vergnügt aus, und den Dispens emporhebend, fragte er den Kanzler leise:

„Weiß es die Prinzessin schon?"

„Nein, Herr Herzog," erwiderte ebenso der Kanzler, „ich glaubte, es aus mancherlei Gründen ihr noch verheimlichen zu müssen. Auch hätte ich mich nicht für berechtigt gehalten, Euch die Freude der Mittheilung vorweg zu nehmen."

„Dafür weiß ich Euch Dank, mein lieber Kanzler. Alle Anzeichen für den heutigen Tag sind günstig; ich denke, wir stehen von unserem Vorhaben nicht ab. Stadt und Burg müssen heute gestürmt werden. Seid Ihr meiner Meinung?"

„Durchaus!" war die einstimmige Antwort aller.

„So übergebe ich die Damen Eurem Schutze, Herr Kanzler, und wir wollen mit Gottes Hülfe fröhlich in den Kampf ziehen. Ich möchte es vermeiden, von meiner Braut Abschied zu nehmen, er würde mich vielleicht unerwünscht weich stimmen, sie selbst aber vorzeitig in Angst versetzen und das Ganze zu nichts Gutem führen. Verheimlicht ihr unser Vorhaben so gut, als Ihr könnt, Herr Kanzler, Ihr werdet schon den besten Trost zu finden wissen. Vor allem muß Mechthild zur Ruhe gebracht werden, sie muß schlafen. Gräfin Bertha geht Euch sicher zur Hand. — Kommt, ihr Herren, hier hinaus, frisch ans Werk!"

Er drückte seinem Kanzler noch rasch die Hand und verließ mit den Rittern das Zelt, ohne zu den Frauen zurückzukehren. Alle waren begeistert von seinem Auftreten, von seiner Frische und Thatkraft; jeder dachte bei sich: hätte wohl ein anderer Fürst in seiner Lage ebenso gehandelt?

Die Streitrosse wurden vorgeführt, und der Herzog hatte schon den Fuß im Steigbügel, als etwas ganz Unerwartetes sich ereignete.

Plötzlich begannen nämlich in der Stadt Ratibor sämmtliche Glocken zu läuten, was man bei dem stillen, klaren Herbstwetter sehr deutlich vernehmen konnte.

Zugleich sah man auf den Thürmen der Stadtmauer weiße Flaggen hin- und herwehen, und bald mischten sich in die Klänge der Glocken auch abgerissene Töne einer ernsten Musik.

„Was soll das bedeuten?“ rief der Herzog, den Fuß wieder auf die Erde setzend und erstaunt nach den Thoren der Stadt hinschauend, die sich in diesem Augenblicke öffneten, um einen eigenartigen Menschenstrom daraus hervorgehen zu lassen.

Anfangs sah man von dem Lager des Herzogs aus nur eine bunte, sich langsam vorwärtsbewegende Masse, aus der aber allmählich auch Einzelheiten sich unterscheiden ließen, so ein Baldachin, wehende Fahnen und Banner und endlich auch Priester im Ornat, denen eine große Menge Menschen aller Art, Männer, Weiber, Kinder, in langem Zuge folgten.

Einige Minuten später erkannte man auch schon verschiedene hervorragende Persönlichkeiten, vor allem die gedrungene Gestalt des Bischofs Thomas mit dem charakteristischen, auf kurzem, starkem Halse sitzenden Kopfe. Er schritt unter dem Baldachin, das Kruzifix in den Händen, langsam und feierlich voran. Alle seine ihm treu gebliebenen Domherren sowie die gesammte Geistlichkeit Ratibors folgten, gleich dem Bischof, in vollem Ornat.

Posaunenbläser und Sänger in jugendlichem Alter, die mit wohlgeschulten Stimmen lateinische Kirchengesänge vortrugen, schlossen sich an. Dann kamen Ritter und vornehme Patrizier der Stadt, endlich die lange Schaar Neugieriger aus allen Ständen und Lebensaltern.

Nur Herzog Mesko von Ratibor selbst war nicht zu erblicken.

Von dem erhöhten Standpunkte des herzoglichen Lagers aus machte der ganze Zug einen imposanten Eindruck, der noch erhöht wurde durch den wolkenlosen Himmel darüber und den glänzenden Herbstsonnenschein, der alles mit seinen Strahlen vergoldete.

Inzwischen waren, durch den Klang der Glocken und den immer deutlicher werdenden Gesang herbeigelockt, auch die Frauen und Propst Bernhard aus dem Zelte herausgetreten und hatten hinter dem Herzog Aufstellung genommen.

Je näher der Zug kam, desto gespannter wurde die Aufmerksamkeit und die Erwartung aller, die um den Herzog geschaart waren, Keiner wagte zu sprechen, es herrschte lautlose Stille in der Voraussicht eines hochwichtigen Ereignisses.

Leise trat jetzt Mechthild dicht an des Herzogs Seite und legte ihren Arm in den seinigen.

„Heinrich, bin ich Dir hier im Wege?“ fragte sie halblaut.

Er blickte mit frohem Lächeln zu ihr hinab und sagte:

„Nein, Mechthild; Du bist der Engel des Friedens, den mir der Himmel heute gesandt hat. Nur Gutes und Liebes ist mit Dir gekommen, und nun gieb Acht: hier endet ein Streit, der Jahrzehnte lang wie eine schwere Krankheit mein Land heimgesucht hat.“

„Vergieb Deinen Feinden, wie es der Herr befiehlt,“ erwiderte Mechthild sanft und zog sich bescheiden wieder zurück.

Denn der Zug war jetzt bis auf wenige Schritte herangekommen, die Sänger schwiegen, und Herzog Heinrich ging dem Bischof entgegen.

Als die beiden erbitterten Gegner sich jetzt Aug' in Auge gegenüberstanden, ging eine Reihe sich widersprechender Gefühle und Gedanken blitzschnell durch ihre Köpfe.

Was hatten sie einander alles angethan! Wie viel Kraft vergeudet, sich gegenseitig zu schaden! In beiden flackerte noch einmal hell der alte Groll auf, aber nur, um schnell wieder zu versinken, wenigstens im Herzen des Breslauer Herzogs.

Dabei fiel ihm auf, wie sehr sein Gegner gealtert war, und er glaubte einen Zug tiefen Leidens in seinen sonst so keck dreinschauenden Augen zu bemerken.

Der Bischof dagegen war erstaunt über die männliche Schönheit und Kraft des Herzogs, den er seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatte.

„Könnt Ihr mir vergeben, Herr Herzog?“ begann der Bischof und wollte vor Heinrich ins Knie sinken.

„Nicht doch, mein Vater; alles sei vergessen!“ erwiderte der Herzog rasch und litt es in seiner Ritterlichkeit nicht, daß der Bischof vor ihm kniete. Er hielt ihn aufrecht und reichte ihm seine rechte Hand.

Heinrichs Herz war so voll Glück und Sonne, daß darin für Groll und Rache kein Platz mehr blieb. Er umarmte den Bischof und küßte ihn nach polnischer Sitte auf beide Wangen.

Als die Menge dies sah, brach sie in laute Jubelrufe aus und pries des Herzogs Güte in überschwenglichen Redensarten, die Augen aller strahlten vor Freude — nur einer blieb ernst, ja schaute betroffen und streng drein: der sonst so milde und gütige Propst Bernhard, des Herzogs Kanzler.

„Wo ist Herzog Mesko?" fragte Heinrich den Bischof.

„Er hat Ratibor verlassen und bittet Euch durch meinen Mund um Schonung und Gnade."

„Sie sei gewährt," antwortete der Herzog.

Darauf wandte er sich zu den Seinen um, und beim Anblick der glückstrahlenden Mechthild kam ihm der Gedanke, sich sofort hier auf freiem Felde, unter Gottes heiterem Angesicht durch den Bischof trauen zu lassen.

Aber da fiel ihm das ernste, besorgte Antlitz seines Kanzlers auf, und er stutzte. Er überlegte einen Augenblick und gab seine Absicht wieder auf. Des Bischofs polnischer Accent in der Aussprache hatte ihn auch peinlich berührt, er wollte von einem deutschen Geistlichen getraut sein. Auch entsprach es mehr seinen Prinzipien, eine angefangene Arbeit — so sah er den Versöhnungsakt an — erst ganz zu erledigen, ehe er zu etwas Anderem, ihn persönlich Betreffendem, überging.

Er trat also auf seinen Kanzler zu, führte ihn bei Seite und winkte zugleich seine anderen Rathgeber zu einer kurzen Konferenz herbei.

Jeder der Herren erhielt seinen Auftrag in wenigen präzisen Worten; an Graf Würben wurde unter vier Augen noch eine besondere Bitte gerichtet, und Propst Bernhard, der den Herzog eindringlichst ersuchte, dem Bischof gegenüber die größte Vorsicht walten zu lassen, wurde mit heitrem Lächeln beruhigt; ja es wurde ihm nicht gestattet, den Herzog bei seiner Auseinandersetzung mit dem Bischof zu begleiten, vielmehr ihm ein Auftrag ins Ohr geflüstert, dessen Ausführung seine Zeit für die folgenden Stunden vollkommen in Anspruch nahm.

Dann eilte der Herzog zu Mechthild zurück, die mit der Gräfin Bertha erwartungsvoll seiner harrte.

„Meine liebe Mechthild, ich überlasse Dich jetzt für einige Stunden der Obhut unserer gemeinschaftlichen Freundin Bertha. Folgt nur in allem den Anordnungen meines Kanzlers, dem ich Euch auf die Seele gebunden habe, solange meine Geschäfte mich in Anspruch nehmen. Dich aber, süße Mechthild, bitte ich von ganzem Herzen, pflege der Ruhe und erquicke Dich nach den vielen Strapazen und Aufregungen durch einen gesunden Schlaf."

Er küßte ihr zärtlich die Hand, während sie leise ihm zuflüsterte:

„Ach Heinrich, wann endlich werde ich Dich einmal ungestört haben können?"

Er sah ihr mit leuchtenden Augen ins Antlitz und sagte geheimnißvoll:

„Noch heute, Geliebte."

Sie erschrak über die Art, wie er das sagte, und erröthete über das ganze Gesicht.

Der Herzog aber verabschiedete sich leicht von den Anderen und wandte sich dann dem Bischof zu, mit dem er allein zu Fuß in die Stadt zurückkehrte.

In der Nikolai-Kirche zu Ratibor fand dann zwischen den beiden versöhnten Gegnern eine lange Aussprache unter vier Augen statt: wiederum ein Akt echter ritterlicher Höflichkeit des Herzogs, um dem Bischof jede Demüthigung in Gegenwart Anderer fern zu halten.

Herzog Heinrich verpflichtete sich, alle konfiszirten Güter wieder herauszugeben und dem Bischof alles zu bewilligen, was er ihm rechtmäßiger Weise niemals vorzuenthalten gesonnen war.

Der Bischof dagegen hob Bann und Interdikt auf und ließ die vom Herzog berufenen Geistlichen im Amt. Alle weitergehenden Forderungen des Bischofs, also das eigentliche Streitobjekt des jahrelangen Kampfes, insbesondere seine Hoheitsrechte auf das Kirchenland Neisse und die damit zusammenhängende Zahlung großer Entschädigungssummen, wurden fallen gelassen.

Das bedeutete einen vollständigen Sieg des Herzogs.

So schien nun für ihn auch der letzte und heftigste Gegner für immer beseitigt.

Zum Schluß ihrer Unterhaltungen gelobte jeder von beiden die Stiftung einer Kirche. Herzog Heinrich gründete die schöne und reich dotirte Kreuzkirche in Breslau, deren Bau unverzüglich in Angriff genommen wurde, der Bischof Thomas bezeichnenderweise ein Kollegiatstift in Ratibor zu Ehren des heiligen Thomas von Canterbury, der im Kampfe gegen die Fürstenmacht den Märtyrertod erlitten hatte.

Siebzehntes Kapitel.

In einem stillen Gemach der herzoglichen Burg zu Ratibor lag Prinzessin Mechthild in eine warme Decke gehüllt auf weichem Lager und schlief.

Die Abenddämmerung war schon herabgesunken, und die alte Jutta trat eben mit einem brennenden Armleuchter ins Zimmer, als die Prinzessin sich regte, erwachte und sich verwundert in dem fremden Raume umsah.

Sie mußte sich einige Minuten besinnen, ehe sie erkannte, wo sie sich befinde, ehe ihr alles ins Gedächtniß zurückkehrte, was sie am Morgen des heutigen Tages schon erlebt hatte.

Bald nachdem der Herzog sie verlassen, war sie mit Gräfin Bertha, dem Propst Bernhard und einigen Baronen in die Stadt geritten, und man hatte sie veranlaßt, in der herzoglichen Burg sich sofort niederzulegen, um von den Strapazen der letzten Tage auszuruhen.

Sie war auch sogleich in einen tiefen Schlaf gesunken und hatte ohne Unterbrechung bis jetzt geschlafen.

Sie setzte sich in ihrem Lager auf und sah Jutta vergnügt an.

„Wie lange habe ich geschlafen?" fragte sie.

„Sechs volle Stunden," gab Jutta zur Antwort.

„Sechs volle Stunden? — und wie gut! — traumlos!"

„Aber nun ist es höchste Zeit, Mechthild, daß Ihr Euch erhebt und ankleidet, denn der Herzog hat sagen lassen, daß er in einer halben Stunde hier sein würde."

Mechthild erhob sich eiligst von dem Lager.

„Er hat sagen lassen, er werde in einer halben Stunde hier sein?“

Sie eilte auf Jutta zu und umarmte sie.

„Ja, er hat es sagen lassen.“

„Durch wen?“

„Durch seinen Kammerdiener Wenzel.“

„Wo ist die Gräfin Bertha?“

„Die ist fort.“

„Wohin?“

„Das weiß ich nicht; alle sind sie fort: der Herr Propst und Graf Würben und die Herren Barone von Frankenberg, Zedlitz und Rheinbaben, ich bin ganz allein bei Euch geblieben.“

„Aber was hat das zu bedeuten?“ fragte Mechthild fröstelnd.

„Das kann ich Euch nicht sagen, Prinzessin,“ erwiderte Jutta lächelnd, „Ihr werdet Euch erkälten, Mechthild. Kommt, folgt mir!“

Sie nahm den Armleuchter und ging an eine Tapetenthür, die sie öffnete und die in einen behaglich erwärmten Baderaum führte.

„Das Bad ist fertig, Mechthild, steigt nur hinein.“

Die Prinzessin folgte der alten Jutta, entledigte sich des letzten Gewandes und stieg ins Bad.

„Sage mir, liebe Jutta, warum mich alle verlassen haben?“ bat sie, ihre Glieder im Bade streckend.

„Es werden wohl alle, gleich Euch, ermüdet gewesen sein, außer dem Herrn Herzog. Der scheint überhaupt nie müde zu werden, nach dem, was mir Wenzel erzählte.“

„Nein, er wird nie müde!“ sagte Mechthild mit Ueberzeugung. „Hast Du überhaupt — sage mir aufrichtig, Jutta — hast Du schon einmal in Deinem ganzen Leben einen so herrlichen Menschen gesehen?“

Jutta lächelte.

„Nein, wahrhaftig nicht,“ sagte sie, „Ihr seid wirklich zu beneiden, Prinzessin.“

„Ich weiß garnicht, was ich mehr an ihm bewundern soll: seine himmlische Güte und Milde oder seine stolze, kräftige Männlichkeit. Ach, ich kann es gar nicht erwarten, ihn wiederzusehen!" Sie plätscherte mit Händen und Füßen im Wasser, daß es hoch aufspritzte. „Ich bin fertig mit dem Bade, komm, Jutta, hilf mir heraus! Was soll ich denn anziehen?"

„Ich denke, das grüne Sammetkleid mit Hermelinbesatz, das ihm in Neisse so gut gefallen hat," sagte sie, Mechthild abtrocknend.

„Meinst Du? — oder vielleicht das rothbraune, das Du noch im letzten Augenblick mit einpacktest?"

„Ich dächte, Ihr bleibt beim grünen — schon weil —"

„Nun weshalb?"

„Weil es bequemer beim Reiten ist."

„Beim Reiten? Warum beim Reiten? Soll ich denn heute noch ausreiten?

„Mir ist so, als hätte Wenzel etwas von einem kleinen Spazierritt gesagt."

„Das wäre! Es ist ja schon ganz dunkel!"

„Ich weiß nicht — aber ich glaube, es wäre so etwas von Wenzel behauptet worden."

„Nun gut! So bleiben wir beim grünen."

„So — Ihr seid trocken, Mechthild — ach ja, ja — ja — wahrhaftig, er ist auch zu beneiden!"

„Wer?"

„Der Herr Herzog!" sagte Jutta und warf der Prinzessin das seidene Hemd über.

„Ach geh, Jutta, ich kenne Dich garnicht wieder."

„Ich bin heute so froh, so lustig, als ob ich 30 Jahre jünger wäre!"

„Warum gerade heute? Du verschweigst mir gewiß etwas?"

„Ich habe gar nichts zu sagen, Prinzessin, als daß wir uns beeilen müssen, damit wir fertig sind, wenn der Herr Herzog erscheint."

„So komm, freilich müssen wir fertig sein, ordne mir das Haar! Arme Jutta, heute mußt Du auch alles allein machen!"

„Wie gerne thue ich's! Bald wird es für immer damit zu Ende sein bei mir!"

„Wie so?"

„Nun, wenn Ihr heirathet!"

„Du bleibst bei mir."

„Wird das der Herzog erlauben?"

„Warum sollte er's nicht erlauben? — aber ach, wer weiß, wann und ob überhaupt der Dispens kommt!"

Mechthild seufzte tief auf, während Jutta ihr die herrlichen Haare strählte und dabei still vor sich hinlächelte. — —.

„Bleiben wir denn hier im Schloß heute?" begann Mechthild wieder.

„Ich weiß es nicht, aber ich wüßte kaum, wo wir anders bleiben sollten!"

„Alles ist so geheimnißvoll. Ich fürchte mich beinahe. Es ist nicht schön in einem Schlosse, das von seiner Herrschaft verlassen ist. Und hier ist es noch ganz und gar düster! — Daß auch Gräfin Bertha mich so verlassen konnte!"

„Vielleicht schläft sie. — So! Die Haare sind in Ordnung. Nun die Kleider!"

In wenigen Minuten stand Prinzessin Mechthild, völlig angekleidet, in glänzender Schönheit da. Der ruhige, tiefe Schlaf hatte sie so erquickt, daß sie sich wie neugeboren fühlte.

„Wo sollen wir den Herzog erwarten?" fragte sie.

„Hier im Zimmer nebenan."

Jutta öffnete die Thür, und Mechthild trat in ein großes, schönes und mit vielen Kerzen erleuchtetes Zimmer.

* * *

Sie hatte kaum Zeit gehabt, sich etwas genauer darin umzuschauen, da erschien schon Jutta wieder und fragte, ob sie bereit sei, den Herzog zu empfangen, Wenzel melde ihn soeben an.

„Freilich bin ich bereit," erwiderte die Prinzessin fast vorwurfsvoll, daß nicht Jutta schon die Antwort gegeben; jede Sekunde, die seine Ankunft hinausgeschoben wurde, schmerzte sie.

Ihr Herz pochte laut, sie ging, wie um es zu beschwichtigen, mit raschen Schritten im Zimmer hin und her, jedes leiseste Geräusch beachtend, als müsse es sein Kommen verkünden.

Endlich hörte sie seinen festen Tritt auf dem Korridor, sie eilte an die Thür, öffnete, ließ ihn ein und lag an seiner Brust.

Schweigend blieb sie so eine Zeit lang in stiller Seligkeit. Dann hob sie den Kopf und reichte ihm ihren Mund zu süßem Kusse.

Dann ließ er sie los und trat einige Schritte zurück, sie in ihrer ganzen Gestalt mit seinen bewundernden Augen zu fassen.

„Wie schön bist Du, Mechthild — wie wunderschön!"

Aber auch sie sah mit stolzem Entzücken auf seine hohe, edle Gestalt, die in einem Rittercostüm von so schimmernder Pracht vor ihm stand, wie sie es noch nie an ihm wahrgenommen hatte.

„Heinrich!" rief sie, die Hände voll Verwunderung zusammenschlagend, „so herrlich geschmückt habe ich Dich noch nie gesehen! Gehen wir denn zu einem Feste?"

„Vielleicht, Mechthild," erwiderte er mit triumphirendem Lächeln, „aber ich habe mich nur Dir zu Ehren so geschmückt, weil ich jetzt Muße habe, mich Dir ganz zu widmen. Stunden strengster Arbeit liegen hinter mir, alles habe ich mit dem Bischof durchgesprochen und erledigt, meine Soldaten haben ihre Befehle, es weiß jeder, was er zu thun und zu lassen hat — und auch ich weiß, daß ich nun ganz allein Dir gehöre!"

Mit einem Jauchzer, in den sich das Schluchzen eines fast bis zum physischen Schmerze gesteigerten Glücksgefühls mischte, flog sie wieder an seine Brust, in seine ausgebreiteten Arme, die sie innig umschlangen. Sie ließ den Thränen freien Lauf, denn sie erleichterten ihr Herz und machten es fähig, ihr Glück zu tragen.

„Und nun, meine süße Mechthild, eine Bitte!" sagte er, ihr die Thränen von den Wangen küssend.

„Eine Bitte!" wiederholte sie fast vorwurfsvoll, ihm mit verlangenden Blicken in die Augen schauend, „befiehl Du, mein einziger Heinrich — alles, alles, was Du willst, soll geschehen."

Sie schmiegte sich an ihn.

Heinrich bemühte sich, einen fast geschäftsmäßigen Ton anzuschlagen.

„Ich habe so lange und so viel gesessen heute — ich hätte Lust, mit Dir noch einen Spazierritt zu unternehmen. Die Luft ist frisch und kühl, ich glaube sogar, es fängt an zu frieren, der Himmel ist sternklar — würdest Du mich begleiten?"

„Wohin Du willst, mein Heinrich!" sagte sie, leidenschaftlich ihn umfassend.

„Aber es ist Nacht."

„Mit Dir, Heinrich, giebt es keine Nacht für mich — mit Dir giebt es keine Hölle."

Er küßte sie auf Mund und Augen.

„So komm! Die Rosse stehen bereit."

Er reichte ihr seinen Arm und führte sie hinaus.

„Wo ist Jutta?" fragte sie zurückschauend und bemerkte erst jetzt, daß sie nicht im Zimmer gewesen war.

„Laß Jutta und Wenzel, wir brauchen sie nicht — sie werden schon wissen, wo sie bleiben."

„Aber —"

Mechthild zögerte wieder.

„Du traust mir also doch nicht?" scherzte er, „soll ich allein reiten?

„Nein, komm, Geliebter!" rief Mechthild jetzt lachend und zog den scheinbar Widerstrebenden mit Gewalt vorwärts.

Auf dem Schloßhofe standen drei Rosse, die ein junger Knappe bewachte. Der Herzog hob Mechthild auf das ihrige, dann schwangen er und der Knappe sich ebenfalls auf ihre Rosse.

Der Knappe ritt als Führer voran aus dem Schloßhofe hinaus auf einer gut gehaltenen Straße, die nach der Burg Lubowitz führte.

Er blieb immer so weit voraus, daß er, wenn er sich umwandte, die Herrschaften hinter sich sehen, aber nichts von dem vernehmen konnte, was sie sprachen. Ritt der Herzog mit Mechthild langsam, so ritt er ebenfalls im Schritt, setzten sie sich in Trab oder Galopp, so that er das Gleiche, und er bewies hierin eine

solche Geschicklichkeit, daß die Entfernung zwischen ihm und den Herrschaften stets dieselbe blieb.

Der Weg führte theils durch dichten Wald auf beiden Seiten, theils nahe am Ufer der Oder entlang, bald im Thale, bald über anmuthiges Hügelland.

Die Luft war klar und kühl und der Himmel mit unzähligen Sternen bedeckt.

„Wo reiten wir hin, Heinrich?" fragte Mechthild, als sie sich immer weiter von der Stadt entfernten und die Nacht völlig hereingebrochen war.

„Wir reiten ins Glück!" erwiderte er mit einer Fröhlichkeit, die etwas Berauschendes für Mechthild hatte.

„Ins Glück!" wiederholte sie begeistert, „sieh nur, wie herrlich uns die Sterne leuchten, ich habe sie nie so gesehen."

„Ist es nicht wundervoll so nebeneinander in die schöne Nacht hinauszureiten?"

„Wundervoll!"

Und wie auf Verabredung setzten sie gleichzeitig ihre Rosse in Galopp.

„Siehst Du, Mechthild," begann er, nach einer Pause glückseligen Schweigens allmählich in Schritt übergehend, „jetzt bin ich so weit, daß ich mit voller Kraft an den inneren Aufbau meines Reiches gehen kann. Der schlimmste Feind ist besiegt, es steht nichts mehr im Wege, daß aller Orten die Saat kräftig ins Kraut schießt, die ich gesäet habe."

„Gott gebe seinen Segen dazu, Heinrich!" rief sie beglückt.

„Eine Frau hatte zuerst den Gedanken," fuhr er lebhaft fort, „den ich auszuführen gedenke, und zwar meine weise Urgroßmutter, die heilige Hedwig."

„Die heilige Hedwig?"

„Ja. Sie zuerst wollte die allen gesunden Fortschritt hemmenden Erbtheilungen des Landes abgeschafft wissen. Ihr frommer Sohn, Heinrich II., sollte in kräftiger Hand zusammenhalten, was sein großer Vater geschaffen. Nur immer auf den Aeltesten sollte

die Krone übergehen. Da kam die furchtbare Menschenwelle vom Osten her, die Mongolen, und begrub alles blühende Leben unter ihren vernichtenden Fluthen. Die Arbeit eines Jahrhunderts war dahin — und Hedwig's Sohn auf dem Schlachtfelde geblieben."

Mechthild seufzte auf. Sie ritten wieder eine Zeit lang schweigend.

„Aber die Mutter überlebte ihn?" fragte Mechthild, den angeregten Gedanken weiterspinnend.

„Sie überlebte ihn. Was hat diese Frau überhaupt erlebt und gelitten! Und wie wuchs ihre Seele im Unglück! Denke Dir, Mechthild, man hatte dem Leichnam des Sohnes den Kopf abgeschnitten und ihn seiner Rüstung völlig beraubt, sodaß Niemand des Herzogs Leiche finden konnte. Da machte sich die Mutter selber auf und suchte auf dem blutigen Schlachtfelde, auf dem viele Tausende von Tapferen geblieben waren, und das treue Mutterauge fand den Sohn unter Allen heraus."

„Wie war das möglich?"

„Er hatte sechs Zehen am linken Fuße, daran erkannte sie ihn."

Mechthild schauerte zusammen.

„Ach, Heinrich, warum denkst Du an so Trauriges jetzt?"

„Es ist nicht traurig, Mechthild, es ist groß," sagte er ernst, „laß uns ebenso sein."

Er ritt ganz nahe an sie heran, daß er ihren Arm berühren konnte.

„Du wirst mir einen Erben geben, Mechthild, und wir werden ihn in diesem Geiste erziehen."

Da fiel eine Sternschnuppe gerade vor ihnen groß und leuchtend vom Himmel herab, so hell, daß des Herzogs Roß aufbäumte und zur Seite sprang.

Der Herzog hielt an, auch Mechthild machte Halt. In der Ferne wieherte das Roß des Knappen. Einige Sekunden hörte man nur das Schnaufen der Pferde, dann wurde das Herannahen eines Wagens vernehmbar.

Mechthild schaute sich um.

„Heinrich, wer kommt hinter uns?“ fragte sie ängstlich.

„Niemand, Mechthild,“ sagte er beruhigend.

„Aber ich hörte einen Wagen?“

Sie schwiegen eine Zeit lang und horchten auf. Jetzt herrschte lautlose Stille.

„Nun höre ich nichts,“ sagte Mechthild, „laß uns umkehren, Heinrich, wo wollen wir denn hier hin? Ich fürchte mich.“

Sie machte Miene, ihr Roß zurückzulenken, aber Heinrich ergriff sanft ihre Hand, hielt sie fest und sagte freundlich:

„Ist das meine tapfere Mechthild? Sagtest Du nicht vorhin, mit mir gäbe es keine Hölle?“

„Ja, Geliebter.“

„Nun also! Schau Dir einmal den Himmel an! So hell habe ich wahrlich die Sterne auch noch nicht gesehen! Es ist, als ob sie zu uns herabkommen wollten, Millionen und aber Millionen.“

„Und wie tief dunkel daneben der Himmel ist! Heinrich, das ist schauerlich schön.“

„Und so laß uns unter diesem herrlichen Himmel weiterreiten! Noch ein Viertelstündchen, so sind wir an Ort und Stelle.“

„Aber wo, Heinrich?“

„In einem schönen Schloß; es wird Dir gefallen.“

„Bei wem?“

„Laß Dich überraschen.“

„Und wo sind all' die Unsrigen? Gräfin Bertha und die Anderen?“

„Du findest sie alle wieder. — Vorwärts, süßeste Mechthild, wenn wir noch einen kurzen Galopp wagen, sind wir in zehn Minuten da.“

Und wieder ging es vorwärts im Galopp, hinter dem treuen Knappen her. Es dauerte keine zehn Minuten, da wurde auf waldiger Anhöhe über der Oder eine hellerleuchtete Burg sichtbar.

Die Rosse gingen jetzt im Schritt, der Weg ging steil hinan. Am Tage mußte von hier ein herrlicher Blick ins Land sein, das empfand man selbst in der tiefen Dämmerung. In der Oder unten spiegelten sich die Sterne.

Der Knappe war schon bei der Burg angelangt und hatte sich dem Thürmer bemerkbar gemacht. Sein Signal schallte weit in die Nacht hinaus.

Inzwischen waren auch der Herzog und Mechthild herangekommen und warteten einige Augenblicke.

„Jetzt höre ich wieder den Wagen," sagte Mechthild, sich umschauend.

„Es kommt auch einer, und weißt Du, wen er trägt?"

„Nun?"

„Jutta und Wenzel."

Sie sah ihn fragend an.

„Wo sind wir?"

„Am Ziele, Geliebte."

Die Zugbrücke wurde herabgelassen, sie ritten in einen großen, von zahlreichen Pechfackeln erleuchteten Burghof hinein und wurden von Knappen und Knechten zuvorkommend empfangen.

Dabei wurden kaum zwei Worte gewechselt, Alles geschah still und sicher, als wäre der Herzog hier seit Jahren zu Hause. Auf den Gesichtern der Leute prägte sich eine gewisse Feierlichkeit aus.

Mechthild fragte nun nichts mehr, sie ließ den Geschehnissen schweigend ihren Lauf, wie verwunderlich ihr auch Alles erschien.

Der Herzog hatte sie vom Rosse gehoben, reichte ihr nun seinen Arm und schritt dem Knappen, der ihnen vorausgeritten war, folgend über den Schloßhof nach einer kleinen Kapelle hin, aus welcher in diesem Augenblick eine sanfte Musik sich vernehmen ließ.

Der Knappe öffnete die Thür zur Kapelle, volltönend drang nun die Musik heraus. Er trat wieder zurück, um den Herzog mit seiner Braut einzulassen und die Thür wieder zu schließen.

Der starke Duft von Tannengrün drang den Eintretenden entgegen und eine solche Fülle strahlenden Lichtes von hunderten von Kerzen, daß Mechthild ganz geblendet wurde und die Augen schloß.

Sie wandelte wie im Traume, wie in einem Märchen, dabei war ihr so leicht, so fröhlich zu Muthe, als schwebte sie nur über dem Boden hin, von unsichtbaren Fittichen getragen.

Jetzt blieb der Herzog mit Mechthild stehen und sie öffnete die Augen.

Aber durfte sie ihnen auch trauen?

Sie blickte verwundert in dem schönen Raume umher und wohin sie ihre Blicke wandte, überall trafen sie auf bekannte und liebe Gesichter.

Da stand vor dem Altare der Propst Bernhard in vollem geistlichen Ornat und links und rechts zur Seite hatten sich aufgestellt die Gräfin Bertha mit ihrem Gemahl, Graf Würben mit einer stattlichen Dame, wohl seiner Gemahlin, ferner die treuen Ritter und Barone Frankenberg, Zedlitz und Rheinbaben.

Mechthild erschien Alles wie ein Zauber, sie blickte, ihren Sinnen nicht trauend, im Kreise umher und wandte dann ihre erstaunten Augen dem Herzog zu, der liebevoll ihren Arm an den seinen preßte und lächelnd ihre Blicke erwiderte.

Sie wollte ihre Lippen eben zu der Frage öffnen, was das alles zu bedeuten habe, als die Musik schwieg und der Propst Bernhard mit seiner tiefen, zu Herzen gehenden Stimme zu sprechen begann.

„Nachdem Seine Heiligkeit der Papst durch Dispens vom —"

Mechthild schwanden bei diesen Worten vollständig die Sinne, die Worte des Propstes schallten jetzt an ihren Ohren vorüber, ohne daß sie sie fassen konnte; es kam ihr zustatten, daß sie mit Heinrich sich auf die Kniee niederlassen mußte und sie so für ihre zitternden Glieder einen Stützpunkt fand.

So unerwartet plötzlich war der von ihr so heiß ersehnte Augenblick der dauernden Verbindung mit Herzog Heinrich erschienen, daß sie, von dem Andrang ihrer Gefühle überwältigt, sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte und sich krampfhaft am Arme Heinrichs festhielt.

Der Herzog fühlte ihre starke Erregung und blickte voll Sorge in das plötzlich todtenbleich gewordene Antlitz Mechthild's.

Er neigte jetzt seinen Kopf ein wenig zur Seite und flüsterte ihr so leise, daß nur sie es vernehmen konnte, die Worte zu:

„Sei stark, Mechthild, heute wirst Du meine Herzogin.“

Wie mit einem Zauberschlage gaben diese Worte Mechthild ihre volle Besinnung und ihre Kräfte wieder; das eben noch so bleiche Antlitz überzog sich mit flammender Röthe und sie hörte und verstand wieder die Worte des Priesters.

Er sprach von der langersehnten Verbindung des Herzogs mit einer ihm geistig und körperlich ebenbürtigen Lebensgefährtin; von den Hoffnungen und Wünschen des ganzen Landes, die sich daran knüpften, von den vielen und wichtigen Wandlungen in dem Seelenleben des Fürsten, die er habe durchmachen müssen, ehe das Schicksal die wunderbare Vereinigung der Liebenden habe geschehen lassen können.

Seine Rede war reich an Gedanken und durchwoben mit versteckten Anspielungen, die nur der Herzog und Gräfin Bertha verstehen konnten, und die beide in tiefster Seele ergriffen und doch zugleich erhoben.

Besonders wo er von den Opfern der echten Liebe sprach, die das eigene Herz zum Heile der Nächsten hinzugeben imstande ist und im Verbluten dafür die höhere himmlische Liebe empfängt, rollten wohlthuende Thränen über das glühende Antlitz der Gräfin Bertha.

Nachdem die Ringe gewechselt und die heilige Handlung beendet war, begann wieder die von unsichtbaren Künstlern ausgeführte sanfte Musik, unter deren Klängen der Herzog mit seiner jungen Frau — wieder unter Führung des Knappen — durch eine an der Seite der Kapelle sich öffnende Thür in einen langen Gang hinaustrat, der zu den Wohnräumen der Burg führte.

Die anderen folgten.

Bald befand sich die ganze Gesellschaft in einem prachtvoll ausgestatteten Speisesaale, in dem eine Tafel zur Abendmahlzeit mit den kostbarsten Tellern und Geräthen gedeckt war.

Die behagliche Wärme, welche die Eintretenden hier im Gegensatz zu der kühlen Burgkapelle empfing, wirkte belebend und erheiternd.

Zugleich drängte sich allen Anwesenden mächtig die wunderbare Empfindung auf, in welcher grundverschiedenen, nicht geahnten Lage sie sich befanden, im Vergleich mit der am Morgen desselbigen Tages: ein Kriegslager auf freiem Felde, in Bereitschaft, den Sturm auf eine feindliche Stadt vorzunehmen — und eine friedliche Hochzeitsfeier im prunkvollen Burgsaale!

Es war nur natürlich, daß dieser Kontrast zunächst den allgemeinen Gesprächsstoff bildete, als man sich zum Mahle niedergelassen hatte.

Graf Würben und seine noch junge Frau, beide dem deutschböhmischen Adel entstammend, waren die liebenswürdigsten und aufmerksamsten Wirthe, Speisen und Weine von vorzüglichster Beschaffenheit.

Der Herzog, der den ganzen Tag über keine Zeit gefunden hatte, etwas zu sich zu nehmen, ließ es sich trefflich schmecken, ebenso die anderen, nur die Prinzessin Mechthild berührte kaum die Speisen.

Eine höchst eigenthümliche Stimmung hatte sich ihrer bemächtigt.

Es war ihr, als ob alles, was in ihrer nächsten Nähe und zu ihr gesprochen wurde, wie aus weiter Ferne zu ihr hinüberklänge, sie mußte sich Mühe geben, die Worte zu verstehen, ihren Sinn zu errathen.

Auch was sie antwortete, erschien ihr fremd, wie wenn es von einer anderen Person, nicht von ihr selbst gesprochen würde.

Sie erschien sich wie in eine andere Welt entrückt, aus der sie den Weg zu ihrem früheren Dasein kaum mehr zurückfinden konnte, und diese neue Welt lag gleichwohl noch so in Nebel gehüllt vor ihr und barg der Räthsel so viele, daß sie wie nachtwandelnd vorwärts schritt, des Augenblicks harrend, da eine herrliche Sonne den Schleier vor ihren Blicken zerreißen sollte.

In dieser Stimmung blieb sie, ohne zu ahnen, wie lieblich, wie verehrungswürdig sie den anderen darin erschien.

Niemand hätte es gewagt, wie es sonst wohl zu jener Zeit üblich zu sein pflegte, mit Scherzen und unfeinen Anspielungen das

zarte Stimmungsgewebe der Braut zu zerstören. Es blieb unberührt, auch nachdem der Herzog die Tafel aufgehoben und sich von den andern verabschiedet hatte und die Gräfin Würben und Bertha das junge Paar in den anderen Flügel des Schlosses und in das köstlich ausgestattete Schlafgemach geleiteten.

Hier angekommen, reichte Gräfin Bertha dem Herzog die Rechte und sagte mit bewegter Stimme:

„Und so empfangt Ihr sie doch gewissermaßen aus meiner Hand.“

Der Herzog erwiderte ihr nur mit stummen Drucke der Hand, aber in seinen Augen lag ein Ausdruck von Dankbarkeit und Bewunderung, der der Gräfin mehr sagte, als Worte es irgend vermocht hätten.

Die beiden Gräfinnen küßten Mechthild und verließen schweigend das Gemach, die Thür hinter sich schließend.

* *
*

Die Sterne funkelten die ganze Nacht in gleichem, ungewöhnlichem Glanze über Schloß Lubowitz, und Gräfin Bertha, vergeblich Ruhe suchend, sandte heiße Gebete für das junge Paar zu ihnen empor.

Aber nichts von alledem, was sie in der goldenen Schrift dort oben für die Zukunft zu lesen vermeinte, ging in Erfüllung.

Arme Menschen! Ihr müht Euch vergeblich, das ewige Räthsel zu ergründen, vergeblich, die Wege des Schicksals zu erforschen.

Prachtvoll stieg die Sonne am anderen Morgen hinter Wäldern und Bergen über Schloß Lubowitz empor und beleuchtete die Stätte des höchsten irdischen Glücks eines fürstlichen Sängers — dieselbe Sonne, die fünfhundert Jahre später in demselben, freilich durch die Zeit vielfach umgestalteten Schlosse zum ersten Male in die blauen Augen eines anderen großen Liedersängers strahlen sollte: Josefs von Eichendorff.

Achtzehntes Kapitel.

Die stille, abseits von der großen Welt gefeierte Hochzeit entsprach durchaus der Natur und dem Herzensbedürfniß Heinrichs, der zwar, wie wir gesehen haben, große, rauschende Feste mit allem Pomp seiner schönheitstrunkenen Zeit gern zu veranstalten pflegte, dabei aber die Einsamkeit und Zurückgezogenheit wohl zu schätzen wußte, wenn es sich um eine Feier des inneren Menschen, sei es nun in Freude oder in Leid, handelte.

So war es ihm auch besonders angenehm, daß bei seiner Vermählung mit Mechthild alle jene damals und im ganzen Mittelalter namentlich bei fürstlichen und adligen Familien üblichen Gebräuche mit ihrem mitunter recht derben und unschönen Beiwerk fortfallen durften, was bei einer großen, offiziellen Hochzeitsfeier nicht möglich gewesen wäre.

Nur von den nächsten Freunden, die sein Wesen vollkommen verstanden, umgeben, genoß er mit Mechthild auf der gastlichen Burg des Grafen Würben einige Wochen des ungestörten innigsten Glückes.

Heinrich gehörte zu den Naturen, die alles, was sie unternehmen, von Grund aus treiben müssen. Wie er unermüdlich im Arbeiten war, wenn es galt, eine wichtige Sache zu fördern, so war er auch im Genusse der Muße und bei seinen meist von geistigen Interessen geleiteten Vergnügungen mit ganzer Seele dabei.

So wechselten Stunden trautester Liebeseinsamkeit des jungen Paares mit Kunstgenüssen in Poesie und Musik oder fröhliche Jagden in Begleitung von Freunden und Genossen mit geistreichen Gesprächen und Vorlesungen am warmen Kamin in stiller Burg.

Nun war aber für Heinrich eine Freude nie ganz, wenn nicht auch sein Land, vor allem seine getreuen und lieben Breslauer, daran theilnehmen konnten.

Nachdem er also allen seinen zahlreichen fürstlichen Freunden die Nachricht von seiner vollzogenen Verehelichung mit Prinzessin Mechthild von Brandenburg angezeigt hatte — Markgraf Otto wurde natürlich auch von den besonderen Umständen, unter denen die Hochzeit stattgefunden hatte, benachrichtigt — lud er jetzt bei Beginn des Frühjahrs 1289 zur Feier seines Einzuges in die Breslauer Burg zu einem großen und glänzenden Feste dahin ein.

Hierbei waren aber nicht nur Fürstlichkeiten und der Adel des Landes, sondern in großer Anzahl der Bürgerstand der Städte vertreten, vor allem Breslau mit seinem Rath und den Patriziern unter den Kaufleuten und Gewerbetreibenden.

Neue Privilegien zugunsten der Selbstverwaltung der Stadt wurden bei dieser Gelegenheit wieder bewilligt, sodaß die Unabhängigkeit der städtischen Regierung fast vollständig durchgeführt ward.

Der Jubel und die Freude beim Einzuge des jungen Paares war noch größer und herzlicher, als da Heinrich nach dem Krakauer Siege in die Stadt einzog. Insbesondere konnte man sich in Huldigungen und Geschenken für die reizende junge Herzogin gar nicht genug thun.

Nachdem die Festlichkeiten bei Hofe ein Ende erreicht hatten, ruhte die Bürgerschaft nicht, auch ihrerseits dem fürstlichen Paare zu zeigen, über welche Reichthümer sie bereits verfügte, und veranstaltete ebenfalls ein großes Fest, zu dem alle größeren Städte des Herzogthums eingeladen wurden, unter denen das mächtige Krakau hinter den Breslauern mit reichen Geschenken nicht zurückstehen wollte.

Danach begannen für den Herzog große Reisen, die ihn in seinem ganzen Lande umherführten und ihn überall mit eigenen Augen sehen ließen, was zur Hebung und Förderung des Wohlstandes auf allen Gebieten noththat.

Mechthild begleitete ihren Gemahl überall hin und hatte ihre innige Freude daran, zu sehen, mit welcher Liebe und Verehrung die Unterthanen an ihrem Fürsten hingen.

Es gab aber auch keinen Stand der Bevölkerung und keinen Zweig des bürgerlichen Lebens, dem er nicht sein Interesse entgegengebracht hätte und durch Rath und That behülflich und förderlich gewesen wäre.

Auch den vom Westen her einwandernden neuen Ansiedlern wurde jede nur erdenkliche Erleichterung verschafft, um ihnen das Emporkommen zu ermöglichen und den Aufenthalt im Lande angenehm und wünschenswerth zu gestalten, sodaß immer neue Kolonisten zur Niederlassung sich angeregt fühlten.

Sein Hauptaugenmerk war und blieb dabei darauf gerichtet, das deutsche Element auf jede Weise zu stärken, wobei er sich keiner Gewaltmittel, sondern lediglich der förderlichen Arbeit bediente.

Die Einführung deutschen Rechtes, die Errichtung deutscher Schulen, die Anwendung der deutschen Sprache im Geschäfts- und Urkundenwesen, die Ertheilung von Privilegien an aufstrebende Gemeinden, die Erleichterung des Verkehrs durch gute und sichere Straßen — das waren die Waffen, mit denen er je länger, je mehr seine Feinde zu besiegen und unverwelkliche Lorbeeren zu erringen strebte.

So vergingen Sommer und Herbst in angestrengter, aber freudiger Thätigkeit, und im Dezember begab sich der Herzog zu dem von König Rudolf nach Erfurt einberufenen deutschen Reichstage.

Hier wollte er den deutschen König für seine großen Pläne interessiren und, wenn nicht seinen Beistand, so doch wenigstens seine Zustimmung erlangen.

Herzog Heinrich hatte den fast immer in Geldverlegenheit befindlichen deutschen König, diese derb-prosaische, tapfere, stets auf Vergrößerung seiner Hausmacht bedachte Kriegernatur, zunächst durch ansehnliche Geschenke für sich zu gewinnen gewußt, sodaß er

mit Aufmerksamkeit der vorgetragenen Idee der Errichtung einer mächtigen deutschen Ostmark gegen Polen und die immer noch zu fürchtenden Mongolen sein Ohr lieh.

Der erste Gedanke, der dem König Rudolf dabei durch den Kopf ging und dem er auch sofort in seiner zu derben Scherzen geneigten Art Ausdruck gab, war der:

„Vortrefflich, Herr Herzog, Ihr solltet eine meiner Töchter heirathen!"

Heinrich drückte sein Bedauern aus, daß er diesem Wunsche nicht nachkommen könne, da er bereits verheirathet sei.

Diesem Bedauern schloß sich König Rudolf aufrichtig an, denn er hatte schon mehrere Töchter in dieser geschäftsmäßigen Weise und stets zu seinem eigenen Vortheil an den Mann gebracht. Ja, er selbst war, 66 Jahre alt, noch mit der vierzehnjährigen schönen Isabella von Burgund eine Ehe eingegangen, um seine Hausmacht zu vergrößern, sodaß des jetzt siebzigjährigen Königs Gemahlin kaum das Alter der jungen Herzogin Mechthild erreicht hatte.

Die beiden jungen Fürstinnen hatten inzwischen ebenfalls Bekanntschaft angeknüpft und fanden an einander lebhaftes Wohlgefallen, ein Umstand, der zur freundlichen Annäherung des Königs an den Herzog Heinrich wesentlich beitrug.

Ja, als dem König durch seine Gemahlin die schöne Mechthild vorgestellt wurde, war er galant genug, dem Herzog zu versichern, er könne sich nun nicht mehr wundern, daß Heinrich nicht daran gedacht habe, eine von seinen, des Königs, Töchtern zu heirathen.

Auch mancherlei andere Erwägungen, z. B. die stille Hoffnung des Königs, mit Herzog Heinrichs Hülfe in den Besitz Böhmens zu gelangen, trugen dazu bei, Rudolf für des Herzogs Pläne günstig zu stimmen und ihm auch die Königskrone nicht streitig zu machen, vorausgesetzt, daß der Papst hierzu seine Genehmigung ertheile.

So verließ Heinrich mit seiner Gemahlin den Erfurter Reichstag, der sich bis in das folgende Jahr 1290 hineinzog, mit

frischer Thatkraft und in der besten Zuversicht für sein großes Unternehmen.

* *
*

Während der Herzog so durch wichtige Angelegenheiten häufig von seiner Hauptstadt Breslau ferngehalten wurde, war daselbst ein häufiger Gast auf der Dominsel im Palaste des Bischofs Thomas der Herzog von Glogau.

Er versuchte es auch, sich dem Breslauer Rathe zu nähern und durch große Liebenswürdigkeit, ja durch Anbieten von Geschenken und Tauschgeschäften mancherlei Art in Breslau festen Boden zu gewinnen.

Allein die Breslauer Rathsherren blieben zurückhaltend und kühl gegen alle Versuche des Glogauers, sich ihnen verbindlich zu erweisen, und lehnten endlich jeden weiteren Verkehr mit ihm ab. Sie waren nicht so vertrauensselig wie ihr großdenkender Herzog, sondern wußten nur zu gut von den großpolnischen Absichten und Aussichten des Glogauers und von seinen heimlichen Machenschaften, die überaus wichtige Verbindung von Krakau und Breslau zu zerstören. Der Aufschwung, den die deutsche Kaufmannschaft in den beiden Städten durch diese Verbindung genommen hatte, war so außerordentlich, daß die polenfreundlichen Elemente sich allerdings aufs äußerste in ihrer Existenz bedroht sehen mußten.

Der Breslauer Rath war, abgesehen von den eigenen Wahrnehmungen, die er inbezug auf das Treiben des Glogauer Herzogs gemacht, auch durch den Baron von Rheinbaben, der auf seinen vielen Reisen stets Augen und Ohren offen hatte, zur Vorsicht ermahnt worden.

So beschränkte der Glogauer seine Besuche in Breslau zuletzt nur auf die Dominsel und die herzogliche Kanzlei, durch welche er mit seinem mächtigen Vetter in Beziehung und auch in Korrespondenz blieb. Es war ihm sogar gelungen, durch Geldbestechungen einen sehr begabten Schreiber der herzoglichen Kanzlei derart für

sich zu Gewinnen, daß dieser ihm versprach, sobald es der Glogauer Herzog wünschen würde, in dessen Kanzlei überzutreten.

Die Besuche beim Bischof hatten aber immer denselben Zweck, das unter der Asche glimmende Feuer des Zornes, der Eifersucht und der Rache gegen den Breslauer Herzog von neuem anzufachen und zu schüren und den Kampf, wenn auch in anderer Weise, gegen ihn wieder aufzunehmen.

Eines Tages im Frühjahr 1290 sprach der Glogauer wiederum beim Bischof Thomas vor.

Er hatte von dem Freundschaftsbündniß Heinrichs mit König Rudolf von Habsburg auf dem Erfurter Reichstage vernommen und war auch von den weiteren Schritten seines Vetters durch seinen geheimen Verbündeten der Hofkanzlei unterrichtet, so vor allem von der Sendung des Kanzlers Bernhard von Kamenz nach Rom mit reichen Geschenken an den Papst zur Erlangung der Königswürde.

Jetzt galt es, nicht länger zu säumen und das Aeußerste zu versuchen, diesen Schritt unmöglich zu machen, durch den nach Ansicht des Glogauers die Existenz der kleinen schlesischen Fürsten, die ohnehin schon zu Vasallen des Breslauers herabgesunken waren, gänzlich in Frage gestellt werden würde. An die Erlangung der polnischen Königskrone wäre dann für ihn nicht mehr zu denken gewesen.

Es war ein prachtvoller Frühlingstag zu Ende des April.

In dem zum bischöflichen Palaste gehörigen Garten, dicht an der Oder, sproßte es an Sträuchen und Bäumen so reich, daß die Blätter schon Schatten warfen, den man nicht ungern aufsuchte bei der außergewöhnlichen Wärme. Die Finken schlugen so lustig wie je, die Schwalben jagten zwitschernd und Insekten haschend zwischen den Bäumen hin und her, und in einem völlig belaubten Strauche ließ sich auch eine Nachtigall schon vernehmen.

In schattiger Laube saß der Bischof gegen die Mittagstunde, ein Buch in der Hand, als ihm die Ankunft des Glogauer Herzogs gemeldet wurde.

Der Bischof erhob sich und eilte in den Garten, wo ihm der Herzog schon mit raschen Schritten entgegen kam.

„Guten Tag, Herr Bischof!“ rief er ihm in polnischer Sprache zu, „habt Ihr ein halbes Stündchen für mich frei?“

„Einen ganzen Tag für Euch und noch mehr, wenn es beliebt,“ erwiderte der Bischof in derselben Sprache, dem Herzog zum Gruße die Hand reichend. „Wollt Ihr im Zimmer weilen oder ist Euch bei dem schönen Wetter der Garten lieber?“

„Der Garten, der Garten!“ erwiderte der Herzog, den Helm abnehmend und sich den Schweiß von der Stirne wischend, „vorausgesetzt, daß wir hier ungestört sprechen können, denn ich habe Euch Wichtiges mitzutheilen.“

„Niemand stört uns hier,“ sagte der Bischof, auf die Laube deutend, in der sich mehrere bequeme Sessel und ein runder Tisch von Stein befanden.

Der Herzog trat ein und sah sich um.

„Gut,“ sagte er, „hier gefällt mir's. Laßt etwas zu trinken bringen und schickt dann die Dienerschaft weiter fort, damit uns niemand hört. Die Wände haben Ohren.“

„Alles soll nach Eurem Wunsche geschehen, und damit Ihr ganz sicher geht, so bedient Euch der deutschen Sprache, ich habe hier nur Polen zu meiner Bedienung.“

Nachdem ein kalter Imbiß und Wein in genügender Menge, um eine größere Gesellschaft zu befriedigen, aufgetragen worden waren, befahl der Bischof der Dienerschaft, sich zu entfernen, niemand vorzulassen und nur zu erscheinen, wenn man sie rufen würde.

Der Herzog aß einiges von den kalten Speisen, trank einen großen Becher Weines auf einen Zug — der Bischof nippte nur an dem seinigen — und begann dann folgendermaßen, indem er seine Stirn in Falten legte und dadurch seinem finsteren Antlitz einen noch finstereren Ausdruck verlieh.

„Ich soll deutsch mit Euch reden, Herr Bischof, verlangt Ihr. Nun gut, es soll geschehen, ich will kein Blatt vor den Mund nehmen.“

Er goß sich von neuem den Becher voll und trank.

„Ihr seid in schlechter Laune, wie mir scheint, Herr Herzog," sagte der Bischof, ihn aufmerksam beobachtend.

„Ich habe auch allen Grund dazu."

„Hab' ich Euch Veranlassung gegeben?"

„Ihr und alles, was Zaremba heißt! Man sollte überhaupt den Verkehr mit Euch abbrechen!"

Dabei schlug er mit der Faust auf den steinernen Tisch, daß die Kannen und Becher wackelten.

Der Bischof erhob sich zitternd vor Wuth, sein starker Hals wurde feuerroth, die kleinen schwarzen Augen funkelten unheimlich.

„Herr Herzog, Ihr seid hier bei mir zu Gaste, ich muß Euch bitten, einen anderen Ton anzuschlagen oder ich werde von meinem Hausrecht Gebrauch machen," sagte er mit kreischender Stimme.

Der Anblick des vor Wuth schnaubenden, korpulenten Bischofs machte auf den Herzog einen so komischen Eindruck, daß er in ein lautes wieherndes Gelächter ausbrach. Er erhob sich und drückte den Bischof mit beiden Armen sanft auf seinen Sessel zurück.

„Gemach, gemach, mein lieber Herr Bischof! Ich komme als Euer guter Freund und Ihr wollt mir die Thür weisen? Hahaha! Ich wette, Ihr gebt mir das Geleite noch über Euren Schloßhof hinaus, wenn wir mit unserer Unterredung zu Ende sind, ich wette!"

Noch immer verdrießlich, murmelte der Bischof auf Polnisch einige unverständliche Worte vor sich hin. Wieder lachte der Herzog laut auf.

„Könnt Ihr mir nicht vergeben, Herr Bischof, seid Ihr wieder einmal unversöhnlich?"

„Schlagt einen anderen Ton an, wenn ich Euch weiter zuhören soll," sagte der Bischof gereizt.

„Nun gut, ich will's versuchen, obwohl Ihr mir nicht so sehr zürnen würdet, wenn Ihr erführet, wie mich Eure Verwandten in Groß-Polen bisher mit Versprechungen abgespeist haben für alle meine Bemühungen."

Er hörte auf zu lachen und wurde wieder sehr ernst.

„Ihr müßt doch zugeben, Herr Bischof,“ fuhr er fort, „daß ich allzeit Euch ein treuer Bundesgenosse gewesen bin und daß Ihr meinem Rathe überhaupt Eure Rettung zu verdanken gehabt habt. Sonst wäret Ihr mit dem Herzog von Ratibor heute wer weiß wo, nur nicht hier.“

„Nun ja — ja,“ machte der Bischof einlenkend.

„Ich will Euch aber noch weiter helfen, wenn mir Eure Unterstützung sicher ist bei meinem Vorhaben.“

„So sprecht nur, was habt Ihr vor?“ sagte der Bischof, nun wieder besänftigt.

„Ihr müßt doch eingestehen, daß Ihr Eurem Herzog gegenüber nichts erreicht habt, und daß Euer langjähriger Kampf mit einer großen Niederlage Eurerseits geendet hat.“

„Wozu müßt Ihr mich immer wieder daran erinnern?“ erwiderte der Bischof düster.

„Ich muß es thun, um Eure Thatkraft zu beleben.“

„Sind mir doch beide Hände gebunden.“

„Ich will sie Euch frei machen. Denkt an allen den Schaden, den Euch mein Vetter zugefügt hat, denkt an die Nichtachtung, mit der er Eurem Bann und Interdikt begegnet ist, an den Schimpf, den er Euch angethan, da er in Neisse das große Fest auf Eure Kosten und von Eurem Kirchengut veranstaltete; denkt daran, daß er nichts von alledem Euch bewilligt hat, worum Ihr im heißen Kampfe die besten Jahre Eures Lebens geopfert habt; denkt daran, daß er das Polenthum in seinen Staaten fast ausgerottet hat, daß er überall die Deutschen bevorzugt, daß er keinen der von ihm widerrechtlich angestellten Geistlichen entlassen hat und daß er damit umgeht, ein deutsches Königreich zu gründen auf den Trümmern polnischer Länder!“

Ein fürchterlicher Fluch in polnischer Sprache war des Bischofs Antwort auf die Worte des Glogauer Herzogs. Er erhob sich wieder und machte einige Bewegungen mit den Armen, als müsse er an der Fluth der auf ihn eindringenden Rachegefühle ersticken.

„Seiner Schandthaten gegen die heilige Kirche," rief er aus, seinen Kopf mit beiden Händen fassend, „gegen seinen Bischof und gegen meine polnischen Brüder sind so unendlich viele, daß ihm nie und nimmer Absolution zutheil werden kann, daß ihn zu vernichten, sei es, mit welchen Mitteln auch immer, nur ein verdienstliches, gottgefälliges Werk sein kann."

Er ließ sich wie erschöpft auf seinen Sessel fallen.

„So höre ich Euch gern," sagte der Herzog unheimlich lächelnd, „so seid Ihr in der richtigen Verfassung, Euch von Eurem guten Recht kein Titelchen rauben zu lassen."

„Ja, aber wie ihn fassen, wie ihm beikommen! Der Papst hat mich immer im Stich gelassen, nie wirksam unterstützt, der Herzog ist bei ihm persona gratissima, jetzt mehr denn je."

Verzweifelt schaute der Bischof vor sich hin, seine Blicke in den Fußboden bohrend, als könne er aus ihm hülfreiche Ideen hervorlocken.

„Ihr haltet doch an allen Euren Forderungen für die polnische Kirche und für Euch selbst fest, wie Ihr sie stets dem Herzog gegenüber aufgestellt habt?"

„Wie meint Ihr das?" fragte der Bischof aufblickend.

„Nun, ich meine, Ihr habt Eure Gesinnungen nicht geändert und würdet bei günstigerer Sachlage Eure alten Forderungen wieder geltend machen?"

„Ganz gewiß — wie sollt' ich nicht? — Meine Forderungen sind so gerecht — so unantastbar — so, so — wie —"

Er suchte nach einem passenden Ausdruck, den er nicht finden konnte.

Der Herzog erhob sich jetzt rasch, ging an den Ausgang der Laube und schaute sich nach allen Seiten um, sich versichernd, daß kein menschliches Wesen in der Nähe sei. Verwundert folgten des Bischofs Augen jeder Bewegung des Herzogs. Dann kehrte dieser zurück, setzte sich nieder und horchte noch einmal auf.

Sie schwiegen beide einige Minuten. Draußen vernahm man nur das ununterbrochene lustige Gezwitscher der Schwalben,

das Schlagen der Finken und hin und wieder die langgezogenen klagenden Töne der Nachtigall.

Nachdem der Herzog vollkommen beruhigt darüber zu sein schien, daß niemand sie höre und beobachte, zog er aus einer inneren Tasche seines Wamses ein Pergament, das er zuerst noch ängstlich an den Leib drückte, als könne er sich nur schwer von ihm trennen.

„Ich möchte Euch etwas zeigen, Herr Bischof, wenn Ihr mir schwört, daß ich Eurer Verschwiegenheit für jedermann und zu jeder Zeit sicher sein kann.“

„Erst muß ich wissen, worum es sich handelt,“ erwiderte der Bischof vorsichtig.

„Es handelt sich nur um Euren und der Kirche Vortheil.“

„Wenn dem so ist, so zeigt mir, was Ihr dort habt. Ich schwöre Euch ewige Verschwiegenheit bei meinem Seelenheil.“

„So lest einmal diese Urkunde hier — und sagt mir, ob dieselbe ungefähr dem entspricht, was Ihr rechtmäßigerweise zu verlangen habt.“

Er reichte dem Bischof die Urkunde und stellte sich dann wieder an den Ausgang der Laube, zu spähen, daß auch niemand sich nähere.

Hierauf wandte er sich, ohne seinen Platz zu ändern, um und beobachtete die Wirkung der Lektüre auf den Bischof.

Dieser hatte kaum die ersten Zeilen gelesen, so riß er beide Augen auf, als hätte er ein Gespenst oder irgend etwas so Abnormes gesehen, daß er seinen Sinnen nicht trauen dürfe.

Er las noch einmal von vorn, besah die Vorder- und Rückseite, er verschlang die Buchstaben förmlich mit seinen Augen, wobei sein Antlitz vor Erregung bald erbleichte, bald wieder wie von Blut übergossen war.

Er hatte eine Urkunde in der Hand aus der Kanzlei des Herzogs von Breslau, in einer Schrift, wie er sie so oft gesehen, nur daß in der Urkunde das Datum der Ausstellung und die Siegel der Zeugen fehlten.

Es war sonst eine vollkommene Urkunde Herzogs Heinrich IV. von Schlesien, Krakau und Sandomir, Herrn zu Breslau, in der dieser auf Rath und mit Zustimmung seiner Barone und zur Rettung seines Seelenheiles dem Breslauer Bisthum und allen dazu gehörigen Besitzungen völlige Freiheit von allen Lasten des polnischen und deutschen Rechts auf ewige Zeiten verlieh, dem Bischof die Souveränität über sein Kirchenland zugestand und ihm sämmtliche noch vorbehaltenen Güter zurückerstattete, kurz: ein Zugeständniß aller Forderungen des Bischofs Thomas im umfangreichsten Maße, wie er sie nur jemals aufgestellt hatte.

Der Glogauer Herzog weidete sich an dem Erstaunen und der Gier, mit der der Bischof das Schreiben immer und immer wieder las und anstarrte.

Endlich sagte er:

„Nun, wie deucht Euch dieses Privilegium, Herr Bischof?"

„Es ist wundervoll, es ist nichts vergessen von dem, was mir und der Kirche zusteht, es ist eine Verbriefung aller unserer wohlerworbenen Rechte — — nur schade, daß das Ganze ein Traum ist, da Datum und Siegel fehlen, ein grausamer Scherz von Euch, Herr Herzog."

„Aber der Traum kann Wirklichkeit und der Scherz kann Ernst werden, wenn Ihr mich nicht im Stiche laßt."

„Was sollte ich thun können?" fragte der Bischof, noch immer nicht seine Augen von dem Pergament trennend.

„Ihr sollt mir versprechen — wenn dieses Privilegium, das Ihr dort in Händen habt, zur Wirklichkeit werden sollte — daß Ihr mir dann behülflich seid, auch dies hier zur Wahrheit zu machen."

Der Herzog hatte wieder in die innere Tasche seines Wamses gegriffen und ein zweites Schriftstück hervorgeholt, das er jetzt dem Bischof hinreichte, während er das erste in Empfang nahm und wieder in seinem Busen verbarg.

Hastig griff der Bischof nach dem ihm gereichten Pergament und las es nicht ohne einen Schauder, der sich auf seinem Antlitz durch abwechselndes Erblassen und Erröthen bemerkbar machte.

Das Schriftstück war von derselben Hand geschrieben wie das erste und enthielt ein vollständiges Testament des Breslauer Herzogs, in welchem er seinen Glogauer Vetter zum Universalerben und Nachfolger auf dem Throne Breslaus ernannte. Auch hier fehlten nur Datum und Siegel.

Keines Wortes mächtig, warf der Bischof nur einen unsicheren, fast ängstlichen Blick auf den Herzog, der wieder in sein häßliches Lachen ausbrach.

„Nun? Habe ich Eure Bestätigung oder wollt Ihr einen anderen Herrn?“ fragte er dann rauh und setzte nach einer Pause, da der Bischof immer noch nicht antwortete, hinzu: „Einen anderen Herrn, der von dem großen Kirchenprivileg natürlich nichts wird wissen wollen.“

„Heinrich von Breslau ist jung und kräftig und er hat eine junge, kräftige Frau, die ihm sicher Kinder bescheeren wird.“

„Vorläufig noch nicht, wie es scheint — und der Tod wählt seine Opfer aus jeglichem Alter!“ erwiderte der Herzog barsch und riß das Pergament heftig an sich. „Ich frage Euch nur, ob Ihr im Falle eines plötzlichen Todes meines Vetters dieses Testament anerkennen würdet — so wie ich dann jenes Privileg?“

Die Frage war so dringend gestellt, und der Blick des Fragenden erheischte so unbedingte Antwort, daß der Bischof sich sofort entscheiden mußte, wenn er es nicht völlig mit dem Herzog verderben wollte.

Er stand auf und sagte, dicht an den Herzog herantretend:

„Die Macht der Kirche zu stärken und sie zu schützen, ist meine heiligste Aufgabe, besonders einem Kirchenräuber gegenüber. Sollte mein Herzog sterben — vielleicht ist Euch gemeldet worden, daß er schwer krank sei — so könnte ich mir keinen lieberen Nachfolger wünschen als Euch, Herr Herzog.“

„Sehr gut, Herr Bischof. Ich sehe, Ihr seid ein Mann von klarem Verstande und ein aufrichtiger Freund unserer polnischen Kirche. Nun warten wir ab, wie die Ereignisse sich gestalten. Ich wollte nur feststellen, wie wir zu einander stehen. Lebt wohl, ich habe noch dringende Geschäfte, aber ich sehe Euch bald wieder.“

Er reichte dem Bischof die Hand, nahm seinen Helm, setzte ihn auf und war so eilig aus der Laube hinweg und durch den Palast auf der Straße, daß der kurzathmige Bischof ihm kaum folgen konnte.

Erschöpft kehrte er in seinen Garten zurück und ging unter den sprossenden Bäumen auf und ab, in einer Stimmung, als sei er soeben aus einem schweren Traum erwacht, von dem er nicht wußte, ob er ihn wirklich nur geträumt oder thatsächlich erlebt hätte.

Er hörte und sah nichts von dem fröhlichen Frühlingstreiben um ihn her, seine Pulse flogen wie im Fieber, sie hämmerten ihm fühlbar in den Schläfen, und von Zeit zu Zeit entrangen sich seinen Lippen die Worte: „To nie podobno, to nie podobno!“ — zu deutsch: „Das ist nicht möglich, das ist nicht möglich!“

Neunzehntes Kapitel.

Der Herzog von Glogau ging bei der Ausführung seines Planes mit der größten Vorsicht zu Werke.

Es mußte ihm vor allem gelingen, seinen Breslauer Vetter möglichst isolirt von seinen Getreuen und Rathgebern zu sprechen und so in seine Gewalt zu bekommen.

Und diesen Zeitpunkt hatte er aufs genaueste abgepaßt, als er mit seinen niederträchtigen Machenschaften begann.

Es war im Juni 1290. Die junge Herzogin Mechthild befand sich mit Frankenberg und der Gräfin Bertha zum Besuche der Verwandten am Thüringer Hofe, der Kanzler Bernhard von Kamenz weilte noch in Rom, Rheinbaben war wie gewöhnlich im Sommer auf Reisen abwesend, und Baron Zedlitz verbrachte die heiße Jahreszeit auf der Villa seiner Schwester, deren Ehemann mit des Herzogs Haupttruppen sich wieder im Krakauischen aufhielt.

Herzog Heinrich aber war ganz allein im krossenschen Lande mit nicht allzudringenden Regierungsangelegenheiten beschäftigt, als er von seinem Glogauer Vetter folgendes mit „Sehr eilig!" bezeichnete, in lateinischer Sprache abgefaßte Schreiben durch einen besonderen Courier erhielt:

„Lieber Vetter, es ist mir nicht unbekannt, daß man von gewisser Seite stets den Versuch macht, mich in Deinen Augen als einen gefährlichen Menschen hinzustellen, der darauf ausgeht, Dir heimlich zu schaden und dabei seinen eigenen Vortheil zu suchen.

„Ich weiß es Dir Dank, daß Du allen diesen Zuflüsterungen bisher in Deiner großen Seele keinen Raum gegeben hast.

„Leider ist es mir nicht geglückt, Dir einmal mit der That zu beweisen, wie meine Gesinnungen gegen Dich sind, insbesondere muß ich noch immer mit lebhaftem Bedauern daran denken, daß ich bei Deiner Krakauer Unternehmung nicht hülfreiche Hand leisten durfte.

„Nun findet sich aber unerwartet eine Gelegenheit, Dir in in einer neuen, wie ich hoffe, sehr aussichtsreichen Expedition meinen, wenn auch geringen Beistand anzubieten.

„Die Verhältnisse in Groß-Polen haben, wie Dir nicht unbekannt sein dürfte, einen Grad der Verwirrung erreicht, der einer völligen Regierungs- und Gesetzlosigkeit nur zu ähnlich ist.

„Es wäre ein Leichtes, mit einigen geübten Truppen wie den Deinigen, denen ich mit fünfhundert guten Reitern und ebensovielem Fußvolk mich anschließen würde, das Herzogthum Kalisch zu erobern und Deinem Reiche einzuverleiben. Zum besseren Ausbau Deines Staates halte ich diesen Besitz geradezu für nothwendig. Ich brauche Dir in dieser Beziehung keine Unterweisung zu geben.

„Eine so günstige Gelegenheit wie jetzt kommt nicht so leicht wieder. Ich ziehe Dir mit meinen Truppen bis Breslau entgegen, wo ich vor der Stadt ein Lager beziehe, bis Du eintriffst, um mit mir Dein weiteres Vorgehen, insbesondere die Vereinigung mit Deinem Krakauer Heere, zu besprechen.

„Ich breche sogleich auf, sodaß ich noch vor Johannis in Breslau zu sein hoffe. Glück auf! Dein getreuer Vasall und Vetter Heinrich von Glogau."

Dieser Brief traf den Breslauer Herzog in der glücklichsten Stimmung. Er hatte soeben ein von munterster Laune strotzendes Schreiben aus Thüringen von Mechthild empfangen, an das auch Gräfin Bertha einige warme, wie es schien, aus zufriedenem und fröhlichem Herzen stammende Worte angefügt hatte.

Seine Thätigkeit in Krossen war so gut wie beendet, früher, als er gedacht, der Antrag seines Vetters kam ihm zur rechten Zeit und in hohem Grade erwünscht, da der Besitz von Kalisch ihm

längst als unbedingt erforderlich erschienen war zur Arrondirung seiner Länder.

Er hätte nur gern erst die Rückkunft seines Kanzlers aus Rom, die er täglich ersehnte, abgewartet, ehe er sich in ein neues größeres Unternehmen einlassen wollte. Nun aber drängte die Zeit, und es reizte ihn gerade der Umstand, daß er jetzt völlig allein dastand, ohne seine treuen Rathgeber, allen unvermuthet ein Wagniß auszuführen, von dem er sich neuen Ruhm und Erweiterung seiner Macht mit Sicherheit erwarten durfte.

Auch in dem Kalischer Gebiete gab es der deutschen Elemente schon so viele, daß er auf wirksamste Unterstützung im Lande selbst rechnen konnte.

So machte er sich denn gleich am folgenden Tage, nachdem er Mechthild mit Humor und Witz in reicher Fülle geantwortet und ihr auch nebenbei seine Abreise nach Breslau angezeigt hatte, wohin ihn wichtige Geschäfte zögen — ohne seiner kriegerischen Absichten zu erwähnen — auf den Weg nach seiner Residenz.

Am frühen Morgen brach er auf, nur von einer kleinen Schaar von Rittern und Knappen begleitet, die, wie es ihr Herr liebte, in größerem Abstande hinter ihm ritten.

Es war ein wonnevoller Junitag, wolkenlos, windstill, voller Lerchengesang.

Ueberall reifte auf wohlbestellten Aeckern die Saat der Ernte entgegen, das Korn fing schon an, gelb zu werden, Wohlgerüche von blühenden Feldern und wildwachsenden Blumen erfüllten die Luft. Die Hitze wurde schon in den Morgenstunden sehr groß; aber die vielen, im frischen Grün prangenden Eichen- und Buchenwälder, welche die kleine Reiterschaar passirte, brachten immer wieder Schatten und Kühlung, sodaß man die Sonnenhitze nicht allzulästig empfand.

Herzog Heinrichs Seele war voll Freude.

Wie einfach und klar war seines Vetters Brief, wie fühlte er sich im Innersten gerechtfertigt, daß er den Einflüssen seiner Rathgeber gegen ihn nie hatte Glauben schenken wollen. Jetzt

zeigte sich ja, was seine Reisen, seine angeblichen Agitationen in Groß-Polen bezweckt hatten!

Das Unternehmen gegen Kalisch war ganz nach seinem Herzen: es war nicht ein habsüchtigen Beweggründen entstammender Eroberungszug, sondern der Herzog wollte einem bedrängten Lande zu Hülfe kommen, als Schutz- und Schirmherr eines aufs äußerste beunruhigten, in seinen Lebensbedingungen gefährdeten Volkes. Ihm wollte er Frieden bringen und ihm die Vortheile und Begünstigungen seiner eignen Unterthanen zutheil werden lassen. Daß das Unternehmen außerdem noch seinem Hauptplane zugute kam, war nur doppelt erfreulich.

Diese Gedanken gaben seiner Seele den freudigen Schwung, der ihn das Leben von einem erhöhten Standpunkte aus betrachten ließ, auf den ihn das Schicksal gleichsam als Werkzeug göttlicher Absichten gestellt hatte.

Unaufhaltsam strebte er vorwärts, auch in der Nacht, die wenig Abkühlung gewährte, bis er am 23. Juni, also noch einen Tag vor Johannis, gegen Mittag in Breslau eintraf.

Die Stadt schien wie ausgestorben, so hatte die glühende Sonnenhitze alle Einwohner in ihre kühleren Wohnungen gebannt. Zudem geschah die Rückkunft des Fürsten völlig unerwartet.

Der Herzog verfügte sich sofort in seine Burg, wo ihm auch die Ankunft seines Vetters, der in dem benachbarten Palast des Bischofs sich einquartiert hatte, gemeldet wurde. Er wollte ihn aber noch nicht sogleich sprechen, da er, von Schweiß und Staub bedeckt und sehr ermüdet, zunächst ein Bad nehmen und sich etwas erholen mußte.

Im Bibliothekzimmer der herzoglichen Burg, in dem Heinrich stets am liebsten arbeitete und in dem es heute auch am kühlsten war, trafen dann am Nachmittage die beiden Fürsten zusammen.

Herzog Heinrich hatte seine Rüstung abgelegt und trug nur ein luftiges seidenes Gewand, das fast bis auf die Knöchel hinabreichte und um den Leib leicht gegürtet war.

Er saß auf seinem Sessel am Arbeitstische, auf dem eine große Anzahl von Schriftstücken und Briefen ausgebreitet lag.

„Mach Dir's bequem, lieber Vetter," sagte er zu dem von Wenzel hereingeführten Herzog von Glogau, „ich habe mir's auch so bequem als möglich gemacht nach dem langen und anstrengenden Ritte. — Wenzel, bring' uns was zu trinken, es ist mir, als ob ich den Staub heute gar nicht aus der Kehle herausbringen könnte."

„Ja, die Hitze ist furchtbar," erwiderte der Glogauer, seinen Helm bei Seite stellend, ohne daß er jedoch von der Erlaubniß, Schwert und Panzer abzulegen, Gebrauch machte.

In seinem Wesen war heute noch mehr als sonst etwas Hastiges, Unstätes, das ihn kaum auf seinem Sessel duldete. Er erhob sich verschiedene Male, machte immer einige Schritte und setzte sich dann wieder, um unruhig auf seinem Sitze hin- und herzurücken.

„Du kannst es kaum erwarten, loszuschlagen, Vetter," sagte Heinrich lächelnd, „man sieht Dir die Ungeduld an."

„Ja, ich wünschte, ich säße schon mit Dir im Sattel."

„Nun, laß nur erst die allzugroße Hitze vorüber, ich denke, wir bekommen heute noch ein Gewitter. — So, Wenzel, stelle Kanne und Becher hin und laß uns allein. Niemand komme, bevor ich Dich rufe."

Wenzel entfernte sich.

„Nun laß Dir einmal danken, Vetter Glogau," begann Heinrich, seinem Vetter die Hand über den Tisch reichend, „für Deinen Brief und die Hülfe, die Du mir leisten willst bei einem Unternehmen, das ich für vortrefflich halte."

„Es kann nicht fehlschlagen, wenn wir nicht lange zögern."

„Das wollen wir auch nicht — wo sind Deine Truppen?"

„Ich habe sie nördlich von Breslau, bei Hundsfeld, ein Lager beziehen lassen."

„Du hättest sie auch nach Breslau bringen können."

„Das wollte ich nicht, um den Unwillen des gestrengen Rathes nicht hervorzurufen, der in allem meinem Thun und Treiben stets etwas Ungehöriges wittert."

Herzog Heinrich lachte laut auf.

„Steht Ihr so mit einander?" fragte er lustig, „nun, da will ich die Vermittelung schon übernehmen, das soll anders werden."

„Besonders Herr Engelger scheint es auf mich abgesehen zu haben — wer weiß, welcher gute Freund mich bei dem verleumdet hat."

„Laß Dich's nicht anfechten, Vetter, unser gemeinschaftliches Vorgehen wird allen Zweiflern die Augen öffnen. Hier liegen auch Schreiben," fügte er auf den Tisch zeigend hinzu, „die mich neuerdings vor Dir warnen und zwar so dringend, als ob die höchste Gefahr im Verzuge sei."

Der Glogauer lachte grell und unnatürlich auf, und sein fahles Antlitz wurde noch farbloser.

„So?" fragte er, „wer sind denn die lieben Herren?"

„Ich will Dir die Namen nicht nennen — lassen wir die Sache auf sich beruhen — Du siehst, ich mache es wie Alexander der Große mit seinem Arzt — wir haben Wichtigeres zu bedenken."

Der Glogauer wollte einige der Briefe ergreifen, um sie zu lesen, Herzog Heinrich entriß sie ihm aber lachend und sagte:

„Nein, nein, nicht lesen! Ich muß Dich bei gutem Humor erhalten."

„So schaff' mir die Dinger gänzlich aus den Augen," erwiderte der Glogauer, scheinbar tief gekränkt.

„Das soll geschehen, lieber Vetter."

Er erhob sich, raffte die Briefe zusammen und trug sie in einen Nebenraum, wo er sie in einer alten Truhe verbergen wollte, derselben Truhe, in die er die goldene Krone hatte legen lassen. Er hatte sie seit jenem Tage, an dem sie ihm die Breslauer Bürger überreicht hatten, nicht wieder gesehen. Ihr Anblick ergriff ihn heute ganz besonders tief. Schon wollte er sie herausnehmen und dem Vetter zeigen, aber ein unbestimmtes Gefühl hielt ihn davon zurück. Lange ruhten seine Augen auf ihr, und er berechnete die Zeit, bis er sie wohl würde aufs Haupt setzen dürfen. Dann

schloß er in tiefes Sinnen verloren die Truhe, um in sein Bibliothekzimmer zurückzukehren.

Seine Abwesenheit hatte der Vetter benutzt, um sein teuflisches Werk zu vollenden. Aus einem Seitentäschchen seines Wamses hatte er ein kleines Büchslein gezogen, es geöffnet und den Inhalt rasch in den Becher Herzog Heinrichs gegossen, der bisher noch nicht daraus getrunken hatte.

Nichts ahnend, trat dieser herein, legte die Hand auf des Glogauers Schultern und sagte freundlich:

„Es war eine Thorheit von mir, Dir überhaupt von den Schreiben etwas kund zu thun. Aber Du siehst daraus, wie wenig ich auf derlei Einflüsterungen gebe. Laß jeden Groll, wenn noch etwas davon in Dir ist, in einem guten Trunke mit fortspülen."

„So sei's!" rief der Glogauer aufgeregt und sprang auf.

Beide nahmen ihre Becher und tranken einander zu. Herzog Heinrich von Breslau that einen langen, langen Zug.

„Schade, daß Vetter Liegnitz nicht unter uns ist," sagte er, den Becher hinsetzend, „den wollte man mir auch zu meinem ärgsten Feinde machen, bis er bei Krakau allen das Gegentheil bewies."

„Der gute Vetter Liegnitz," lachte der Glogauer mit teuflischem Humor, „ich weiß es am besten, wie zugethan er Dir ist."

„Ein trefflicher Mensch! — Nun aber laß uns besprechen, wie wir am besten vorgehen. — Jedes unnütze Blutvergießen möchte ich vermeiden, ich will nicht als Eroberer, sondern als Retter zu dem geplagten Volke kommen."

Er ließ sich auf seinen Sessel nieder und rückte ihn etwas vom Tische zurück, um bequemer zu sitzen.

„Die Freude," fuhr er fort, „ein dankbares, von seinen ärgsten Fesseln befreites Volk zu sich emporjauchzen zu hören — sie geht — über alle Freuden — dieser Welt —"

Er strich sich mit der Hand über die Stirn, seine Zunge wurde schwer, seine Augen traten weit aus dem Kopfe heraus.

Der Glogauer kannte genau alle Stadien des Todeskampfes, er hatte das Gift an vier kräftigen Verbrechern erprobt und stets dem ganzen Vernichtungsprozesse bis zum Schlusse beigewohnt.

„Was ist dir, lieber Vetter?" fragte er heuchlerisch, „ich fürchte, die große Hitze —"

Er erhob sich und trat auf ihn zu.

„Ja — die Hitze —" lallte Heinrich und griff wieder nach dem Becher — „der Durst —"

Er hatte kaum noch die Kraft, den Becher zu halten, er trank noch einmal und setzte ihn wieder hin. Auf einige Augenblicke schien er sich zu erholen.

„Wenzel!" rief er, „er soll Meister Gunzel holen!" Der Glogauer eilte an die Thür, öffnete und rief Wenzel herein.

„Wenzel, Eurem Herrn ist nicht gut; eilt zu Meister Gunzel, daß er sich sofort hierher begebe."

Der treue Diener hatte bei einem Blick auf seinen Herrn fast die Fassung verloren, so verzerrt waren die edlen Züge. Er stürzte mit einem Aufschrei davon. Einen anderen Diener sandte der Glogauer zum Bischof, er solle sofort kommen, die Sterbesakramente zu spenden. Den Rest aus des Herzogs Becher schüttete er hastig in einen Blumentopf.

Der Glogauer wußte nur zu gut, daß Meister Gunzel nicht zu Hause sei, er hatte vorher durch ein geschicktes Manöver veranlaßt, daß dieser erprobte Arzt, der des Herzogs Natur wie Keiner kannte, und der von der plötzlichen Rückkehr des Herzogs nichts wußte, zu einem weit entfernten Kranken geholt worden war.

Herzog Heinrich lag zurückgesunken in seinem Sessel, die starren Augen auf seinen Vetter gerichtet mit einem Ausdruck, den selbst dieser abgefeimte Verbrecher nicht ertragen konnte, obwohl er wußte, daß von einem Zurückkehren der Lebenskräfte keine Rede mehr sein konnte.

Er spielte vor der herbeieilenden Dienerschaft den in seiner Verzweiflung nicht Wissenden, was er thun solle.

Inzwischen aber hatte er die beiden Dokumente, die er neulich dem Bischof gezeigt hatte, hervorgeholt und auf den Tisch vor seinen Vetter niedergelegt.

„Der anhaltende Ritt in der fürchterlichen Sonnengluth wird ihn tödten,“ rief er wiederholt den um den Sterbenden beschäftigten Dienern zu, „wenn nur der Arzt bald käme, es scheint ein Sonnenstich zu sein.“

Der Bischof trat herein und überschaute sofort die ganze Lage. Er vermied es, den Herzog von Glogau anzusehen.

„O, weh!“ rief er, „hier komme ich wohl zu spät.“

„Noch nicht,“ erwiderte der Glogauer, „mein Vetter ist schwer krank von einem langen Ritt nach Hause zurückgekehrt. Er war gerade im Begriff, mir diese beiden Dokumente zu erläutern, die er als seinen letzten Willen bezeichnete. Fragt ihn, Herr Bischof, ob diese beiden Pergamente seinen unwiderruflichen letzten Willen enthalten!“

Der Bischof nahm die Dokumente und trat mit ihnen vor den sterbenden Herzog hin; er fragte laut, ob die in diesem Schreiben enthaltenen Verfügungen seinen unwiderruflichen Willen enthielten.

Die starren Augen des Herzogs bewegten sich nicht, seine Lippen blieben fest geschlossen.

Der Bischof wiederholte seine Frage, und da der Herzog eine unwillkürliche Bewegung mit der rechten Hand machte, sagte er:

„Er lebt noch. Qui tacet, dum consentire potuit ac debuit, consentire videtur. Es ist sein letzter Wille, wir haben ihn zu respektiren!“

Die letzten Worte sprach er so, daß die eben eintretenden Barone, darunter Günther von Biberstein, von Romberg u. s. w., sie hören mußten.

Der Herzog von Glogau wies nochmals auf die Dokumente, die der Bischof in Händen hielt, und sagte zu den Baronen:

„Euer Herzog ist schwer erkrankt, er liegt vielleicht im Sterben. Er muß es geahnt haben, denn er hat vorher noch seinen letzten

Willen kundgethan, den er soeben noch vor seinem Bischof ausdrücklich als solchen anerkannt hat. Ueberzeugt Euch von der Echtheit der Schriftstücke, die in seiner Kanzlei geschrieben sind."

Die bestürzten Barone nahmen die Schriftstücke, und einer zeigte sie dem anderen, ohne von dem Inhalte bei der traurigen Situation, in der sie sich befanden, Kenntniß nehmen zu können, wenn ihnen auch die Hauptsache klar wurde.

Jetzt trat auch ein junger Arzt herein, den der Glogauer kannte.

„Versucht Eure Kunst," rief er ihm zu, „soviel ich sehen kann, hat ein Sonnenstich Euren Herzog befallen."

Noch ehe aber der Arzt dem Kranken sich vollends genähert hatte, stürzte, alle Anwesenden jäh beiseite schiebend, der Baron von Zedlitz herein, in Schweiß gebadet, eilte auf den Herzog zu und sank, seine Kniee umfassend, vor ihm nieder.

„Herr Herzog!" rief er mit herzzerreißender, von Thränen erstickter Stimme, „was ist Euch begegnet? Um Gotteswillen, Ihr dürft nicht sterben! Hier ist Verrath und Schurkerei im Spiele! Wo ist der Arzt, helft, helft!"

Ueber die Züge des Sterbenden glitt ein wunderbar feines Lächeln, es schien, als wolle das Leben noch einmal zurückkehren, auch die Lippen versuchten es, sich zu bewegen, aber nur ein dumpfes Stöhnen drang aus ihnen hervor.

Zedlitz weinte bitterlich und verhüllte sein Antlitz.

Der Arzt trat heran und sagte:

„Wir müssen vor allem den Kranken zu Bett bringen, vielleicht ist noch Hoffnung vorhanden, helft mir, Herr Ritter."

Zedlitz und der Arzt faßten die edle, hohe Gestalt des Herzogs und hoben sie auf. Wenzel war, da er Meister Gunzel noch immer nicht gefunden hatte, noch nicht zurückgekehrt, sonst hätte er bei diesem letzten traurigen Dienste nicht gefehlt.

Auch der Glogauer Herzog trat herzu und wollte sich, heuchlerische Thränen vergießend, behülflich zeigen; Zedlitz aber wies ihn mit einer Schroffheit zurück, die alle Anwesenden in Erstaunen setzte.

„Rührt meinen Herzog nicht an!“ schrie er laut, „das ist Eures Amtes nicht!“

„Mäßigt Euch, junger Herr,“ erwiderte der Glogauer barsch, „und dankt es der Nähe des Todes, daß ich Euch nicht anders in die Euch gebührenden Schranken zurückweise!“

Zedlitz würdigte ihn keines Blickes und trug mit dem Arzte die theuere Last hinaus, in ein Zimmer nebenan, in dem ein Bett stand.

Der Anblick war für alle Anwesenden so erschütternd, daß niemand mehr an den Zwischenfall mit dem Glogauer Herzog dachte, und Schluchzen und Weinen, Jammern und Klagen erfüllten bald das ganze Schloß.

Der Herzog von Glogau aber war durch das Benehmen des Barons Zedlitz stutzig geworden; eiligst verließ er die Burg und begab sich nach dem Palast des Bischofs hinüber, wo er einem seiner Barone den Auftrag ertheilte, schleunigst eine Abtheilung seines Heeres herbeizuführen und sie auf dem zum Bisthum gehörigen Terrain Aufstellung nehmen zu lassen.

Eine Viertelstunde später hauchte Herzog Heinrich IV. von Breslau seine Seele aus.

* *
*

Der Herzog ist todt! Unser Herzog ist todt!

Dieses von bleichem Entsetzen begleitete Wort hallte von Mund zu Munde, von Ort zu Ort, bald war in ganz Breslau kein Haus, kein Raum, wohin diese Trauerkunde nicht gedrungen wäre, die überall unsägliches Leid verbreitete.

Nie war ein Herrscher so geliebt worden von seinen Unterthanen wie dieser Heinrich, niemals hat ein ähnliches herzliches Verhältniß bestanden zwischen einem Fürsten und seiner Hauptstadt wie zwischen ihm und dem getreuen Breslau.

Es war ein Unglück so unerhörter Art, dieser plötzliche Tod des in der Blüthe seiner Jahre und Kraft stehenden herrlichen Mannes, daß man nicht daran glauben wollte, daß einer es dem

anderen auszureden bestrebt war, daß Tausende die Burg umstanden und Auskunft heischten, ob wirklich das Unausdenkbare geschehen sei!

Aber es war geschehen!

Der treue Wenzel hatte es unter Thränen gesagt und Ritter von Zedlitz es bestätigt, der wie ein vor Schmerz Wahnsinniger durch die Straßen stürzte zum Bürgermeister, um mit ihm zu besprechen, was nun zunächst für Maßregeln zu ergreifen seien.

Es war geschehen, das Furchtbare, das Entsetzliche!

Heimlich zuerst, bald immer offener raunte man sich zu, daß es ein Mord gewesen, ein gemeiner, heimtückischer Meuchelmord, begangen aus Eifersucht und Herrschsucht, der den besten aller Fürsten so plötzlich dahingerafft hatte.

Noch ehe die Sonne hinabgesunken war, gab es keinen mehr, der es nicht gewußt hätte.

Verschwunden war, wie weggefegt, von allen Gesichtern die Freude, die Freude so vieler, die der herrliche Sommerabend ins Freie gelockt hatte, um auf den Höhen und fernen Bergen die Johannesfeuer leuchten zu sehen, jene Feuer, denen der fromme Glaube des Volkes segnende Wirkung auf Wachsthum und Gedeihen alles Lebendigen und Guten und abwehrende Kraft gegen verderbenbringende Mächte zuschrieb.

Armes Volk! wie traurig war dein Glaube heute getäuscht worden!

Wohl lohten die Feuer allüberall, wohl glühten die Herzen Tausender in Hoffnung und Zuversicht bei ihrem Anblick, aber die heiligen Flammen und die stillen Gebete und Zukunftsträume hatten das lauernde Verderben nicht aufhalten können.

Der Herzog ist todt, unser Herzog ist todt!

Man konnte es immer noch nicht fassen! Auf ewig sollten die frischen Lippen geschlossen sein, die so schön und lieblich zum Gesange sich geöffnet, die so viel des Guten und Tröstlichen gesprochen hatten, die so heiter, so glücklich lächeln konnten! Das treue Auge gebrochen, in das niemand geschaut hatte, ohne sich erhoben zu fühlen, die Hand für immer gesunken, die so unsäglich viel Segen

gespendet, so milde sich jedem Bittenden geöffnet und doch zugleich so kraftvoll und sicher die Zügel der Regierung geführt hatte!

Es schien nicht möglich!

Konnten denn die Sterne so freundlich herniederschauen auf das im üppigsten Sommerschmucke prangende Land, während sein Wohlthäter drinnen in der dumpfen Burg vom Tode danieder-gestreckt lag? Mußten die Nachtigallen nicht verstummen, die im Garten daneben so süß flöteten, während der fürstliche Sänger für immer sein Lied geendet hatte?

Tausend und abertausend Blüthen ließ die Natur in Wald und Feld, in Garten und Hag zu reicher Ernte sich entfalten, und hier mit Herzog Heinrich wurden tausend Keime einer stolzen und glücklichen Zukunft mit einem Schlage vernichtet!

Wie still — wie still war es in dem sonst so heiteren, lebens-lustigen Breslau! Kein Laut erscholl aus den Wirthshäusern, kein Gesang und Saitenspiel unter den blühenden Lindenbäumen.

In Gruppen standen die Bürger und Bürgerinnen auf den Straßen umher, im Flüstertone das grausige Ereigniß des Tages besprechend, das all ihr Denken, all ihr Empfinden gefangen ge-nommen hatte.

Noch war das furchtbare Unglück nur den Breslauern und den Bewohnern der nächsten Ortschaften bekannt, in wenigen Tagen aber gab es keine Stadt, kein Dorf, keinen abgelegenen Weiler in Schlesien mehr, der nicht widerhallte von dem aus gramvollem Herzen hervorgestoßenen Seufzer:

„Der Herzog ist todt! Unser Herzog ist todt!“

Die ganze Bedeutung dieses Wortes war aber wohl damals auch den Klügsten und Weitestsehenden nicht klar: auf Jahrhunderte hinaus war durch den Tod dieses edlen Piasten der Faden der wundervollen Entwickelung zerrissen, die das ganze Land Schlesien unter seinem Scepter genommen hatte, und erst den Hohenzollern blieb es vorbehalten, da wieder mit vollem Erfolge anzuknüpfen, wo Heinrich IV. von Breslau aufgehört hatte!

Zwanzigstes Kapitel.

Vincenz von Zedlitz war, sobald der Tod seines Herrn feststand, sofort zu dem regierenden Bürgermeister geeilt, um ihm die Trauerkunde zu bringen und mit ihm zu überlegen, welche Schritte nothwendig sein würden, um Breslau vor weiterem Unglück zu bewahren.

Die beiden Männer waren zunächst vor Kummer und Schmerz so außer sich, daß sie kaum eines klaren Gedankens fähig schienen.

Sie überließen sich eine Zeit lang vollkommen ihrem Schmerz und schämten sich ihrer Thränen nicht, die ihnen so weit Erleichterung verschafften, daß sie ihrem Leid in Klagen Ausdruck geben konnten und sie so allmählich wieder daran erinnert wurden, daß hier ein rasches und energisches Handeln durchaus nothwendig sei.

Zedlitz berichtete, wie er kaum eine Stunde vor dem Tode des Herzogs durch Eilboten einen Brief aus Krakau von Rheinbaben erhalten habe, der ihn dringend aufforderte, jede Zusammenkunft des Herzogs mit seinem Vetter von Glogau zu verhüten, wenn nicht das Schlimmste befürchtet werden sollte. Er berichtete weiter, wie er zu spät gekommen sei und was sich sonst alles zugetragen, auch was ihm die anwesenden Barone von dem angeblichen letzten Willen des Herzogs gesagt hatten, von dem großen Kirchenprivileg und dem Testament, das seinen Vetter zum Universalerben und den Bischof zum Vollstrecker seines letzten Willens ernannt haben sollte.

„Es ist nothwendig,“ sagte der Bürgermeister, „daß wir sofort eine Sitzung des gesammten Raths und der Schöffen unter Zuziehung von Aeltesten der Gemeinde und Baronen des Herzogs

anberaumen zur Berathung von Sicherheitsmaßregeln, die dem Zusammenfluß feindlicher Elemente in der geängsteten Stadt und vor allem auf der Dominsel entsprechen."

Zedlitz war ganz damit einverstanden, und beide veranlaßten sofort die Einberufung aller Betheiligten zu einer außerordentlichen Sitzung im Rathhause.

Nach Verlauf einer Stunde schon war der Sitzungssaal des Rathhauses von einer Versammlung schweigender, tiefernster Männer aus allen Berufsklassen und Ständen angefüllt.

Niemals hatte, so lange das Breslauer Gemeinwesen bestand, eine Sitzung stattgefunden, die so feierlich und ernst sich gestaltete und die ein so einmüthiges Zusammengehen aller Theilnehmer aufweisen konnte.

Der gewaltige Einiger Schmerz hatte alle Gefühls- und Meinungsverschiedenheiten ausgeglichen und beherrschte jeden in gleichem Maße.

Nachdem der Bürgermeister in kurzen Worten den Zweck der Einberufung der Versammlung auseinandergesetzt hatte, erbat sich Herr Engelger, der einflußreichste Patrizier der Versammlung, das Wort.

„Ein Unglück, liebe Herren und Freunde, hat unsere Stadt und unser ganzes Land heimgesucht von so tiefgreifender Wirkung und so unabsehbaren Folgen, daß wir der nächsten Zukunft gegenüberstehen wie einer undurchdringlichen Mauer, hinter der sich schwarze Finsterniß birgt.

„Noch sind wir alle starr vor Entsetzen über das grausige Geschehniß, das den edelsten Fürsten und besten Menschen, unseren Wohlthäter und Beschützer, dem wir das Aufblühen und das Glück unserer Stadt und unseres Landes verdanken, so plötzlich in der Fülle seiner Schaffenskraft und der Blüthe seiner Jahre dahingerafft hat.

„Der Schlag ist so furchtbar, daß es fraglich ist, ob wir uns je wieder ganz davon erholen werden.

„Wir wissen nicht, ob unsere edle junge Herzogin, die ahnungslos in der Ferne weilt, uns einen Landeserben geben und

wer ferner die Geschicke unseres Landes lenken wird; eins aber wissen wir sicher: blutige Kämpfe auf allen Seiten stehen uns bevor. (Dumpfe Zustimmung aus der ganzen Versammlung.)

„Da danken wir es denn unserem entschlafenen Herrn, seiner Weisheit und Großmuth, daß er uns, die Stadt Breslau, in den Stand gesetzt hat, unser Schicksal selbst in die Hand zu nehmen; wir dürfen uns auf niemand mehr verlassen als auf uns selbst, wir müssen uns selbst vertheidigen und schützen."

Diese Worte wirkten wie eine Erlösung auf alle Anwesenden. Sie athmeten auf, als hätten sie auf einer Wanderung in undurchdringlichem Dunkel plötzlich ein Licht erblickt, das sie auf den rechten Weg führen mußte.

In diesem Augenblick trat, mit Staub und Schweiß bedeckt, Rheinbaben in den Saal.

Aller Gesichter wandten sich ihm zu, und da seine Augen verriethen, daß er wichtige Nachrichten bringe, so bat man ihn, sofort das Wort zu ergreifen.

„Verzeiht, ihr Herren, daß ich in diesem Aufzuge hier erscheine, ich hatte keine Zeit mich zu reinigen; ich komme soeben von Krakau, war auf der Burg, habe an der Leiche unseres einzig geliebten Herzogs heiße Thränen vergossen und mein Schicksal verwünscht, daß ich nicht einige Stunden früher hier sein konnte, um ein Unglück abzuwehren, wie es zerschmetternder niemals uns treffen konnte.

„Aber wir haben nicht Muße, uns der Trauer hinzugeben, es gilt, zu handeln. Durch Briefe eines geheimen Agenten aus Glogau war ich gewarnt worden, der mir von Giftversuchen des dortigen Herzogs und von seinem Zuge gegen Breslau meldete. Da ich nicht sofort aufsitzen konnte, um herzureiten, schickte ich einen eiligen Boten an Freund Zedlitz, der aber leider auch schon zu spät eintraf.

„Der Glogauer sitzt beim Bischof und vor kaum einer Viertelstunde ist eine Abtheilung seiner Soldaten auf bischöflichem Terrain eingetroffen, die dort Aufstellung nehmen, auch die herzogliche Burg besetzen. (Große Erregung in der Versammlung.)

„Noch weiter! Die andere Hälfte seiner Truppen steht in und bei Scheitnig und hat den Auftrag, bei Nacht die Stadt zu umgehen, um morgen vom Süden her durch das Schweidnitzer Thor einzurücken, sobald der Herzog es für nöthig hält.

„Morgen vormittags findet im Dom ein Trauergottesdienst statt, worauf die Mittheilung des letzten Willens unseres seligen Herzogs erfolgen soll. Die Einzelheiten dieses sogenannten letzten Willens, der niemals derjenige unseres edlen Herrn gewesen sein kann, weil er alles umwirft, was er nach harten Kämpfen erreicht hat, sind mir noch unbekannt, nur soviel steht fest, daß der Glogauer Herzog zum Universalerben eingesetzt sein soll. (Lebhafte Empörung bei allen Anwesenden.)

„Wollen wir uns das gefallen lassen?"

„Niemals, niemals!" schallte es einstimmig und energisch von allen Seiten.

„Nun gut, dann wird es ohne Kampf nicht abgehen. Aber ich hoffe, der Herzog von Glogau soll sich in der Rechnung mit den Breslauern geirrt haben!"

Die Erregung aller hatte einen solchen Grad erreicht, daß eine Zeit lang jegliche Rededisciplin aufhörte und alle durcheinander sprachen.

Rheinbaben war so erschöpft, daß er um die Erlaubniß bat, sich einen Trunk Bier bringen zu lassen. Das wurde natürlich sofort genehmigt, und ein Rathsdiener holte aus dem durch eine kleine Treppe mit dem Sitzungssaal verbundenen Rathskeller eine Kanne vorzüglichen Schweidnitzer Schöps herauf, der die sinkenden Lebensgeister Rheinbaben's wieder hob und erfrischte.

Nachdem sich die Erregung einigermaßen gelegt hatte, erbat sich wiederum Herr Engelger das Wort.

„Da die Sachen so liegen, wie wir eben gehört haben, können wir jeden Augenblick auf einen Ueberfall durch die Truppen des Glogauer Herzogs gefaßt sein. Es gilt, unsere Freiheit und die uns durch unseren großen entschlafenen Herzog gewährten Privilegien zu schützen und zu retten.

„Unsere Stadtsoldaten allein werden kaum imstande sein, der Ueberzahl des Feindes Stand zu halten, darum muß jeder waffenfähige Bürger seine Waffen bereit halten, um nöthigenfalls in den Kampf mit eingreifen zu können. Den Oberbefehl über alle Mannen aber muß ein kriegsgewandter Ritter übernehmen, dem es zugleich eine Ehre ist, den Tod unseres heldenhaften Herzogs zu rächen."

Herr Engelger richtete bei diesen Worten seine Augen auf den Ritter von Zedlitz, und alle Anwesenden thaten ein Gleiches.

„Wer aber," fuhr Engelger fort, „könnte würdiger und tüchtiger zu einer solchen Aufgabe erscheinen als Herr Ritter Vincenz von Zedlitz, der seinen Herrn so oft auf dem Kriegspfade zu Sieg und Ehre begleitet hat!"

„Keiner ist würdiger!" scholl es von allen Seiten her.

„Ich bin bereit, den Oberbefehl zu übernehmen," sagte Zedlitz mit zornfunkelnden Augen.

Darauf wurde folgender Beschluß gefaßt, der uns noch ausführlich überliefert ist. Die Thore sollten von den Bürgern Tag und Nacht bewacht und zwischen den einzelnen Thoren je vier Wachen ausgestellt werden; die Bürger selbst aber wurden gehalten, in der Stadt Patrouillen- und Wachdienst zu leisten. Ferner ward bestimmt, daß vor jedem steinernen Hause zwanzig mit Schwertern, Sensen oder Lanzen bewaffnete Bürger unter einem Hauptmanne Aufstellung nähmen. Auch mußten sie sich verpflichten, Fuhren zu stellen, um Steine herbeizufahren, die auf die Dächer geschafft werden sollten. In jedem Hause aber waren Armbrust und Bogen bereit zu halten. Ein strenges Augenmerk sei dabei auf die etwa verrätherisch, d. h. polnisch gesinnten Bürger zu richten, die bei verdächtigem Treiben ohne weiteres aufgeknüpft werden sollten.

Dieser Beschluß beweist, daß man einen Kampf auf Leben und Tod erwartete.

Schon war man im Begriff, auseinanderzugehen, als Rheinbaben noch einmal sich das Wort erbat.

„Mir deucht, meine Freunde, es sei noch ein wichtiger Punkt zu erledigen. Daß wir dem Glogauer niemals den Thron unseres

Breslauer Herzogthums einräumen wollen, darüber sind wir einig. Wen aber wollen wir zum Herrn über unser Land erwählen, sei es als Vormund für einen Leibeserben unseres geliebten Herzogs oder, falls ein solcher — was Gott verhüten möge — nicht erstehen sollte, als dauernden Nachfolger?"

„Gewiß, die Frage ist von äußerster Wichtigkeit," bestätigte Herr Engelger, „aber vielleicht gerade darum nicht so schleunig zu erledigen; es sei denn, daß Ihr, Herr Ritter, schon eine geeignete Persönlichkeit im Auge hättet."

„Ich dächte, ja! Wer hat außer unserem unvergeßlichen Herrn treuer zu uns gehalten und thatkräftiger seine hülfreiche Hand gereicht bei dem wichtigen Unternehmen gegen Krakau als Herzog Heinrich von Liegnitz?"

Rheinbaben schaute sich in der Versammlung um und fand überall zustimmende Gesichter.

„Ich wüßte in der That keinen Geeigneteren und keinen, der es mehr verdient hätte," bestätigte Herr Engelger.

„Wer weiß, ob wir seine Hülfe nicht sehr bald und sehr dringend bedürfen, darum, ihr Herren, möchte ich noch eine Bitte aussprechen."

„Sprecht, sprecht," sagte der Bürgermeister.

„Gebt mir Vollmacht, noch heute Nacht, sogleich, nach Liegnitz zu reiten und des Herzogs Beistand zu erbitten; ich habe schon von Krakau aus einen Eilboten vorausgesandt und ihm dasselbe kundgethan wie meinem Freunde Zedlitz, sodaß ich ihn nicht unvorbereitet antreffe, ja, sodaß er möglicherweise mit seinen Mannschaften schon unterwegs ist nach Breslau."

Die Umsicht und das Vorgehen Rheinbaben's fanden allseitigen Beifall, die erbetene Vollmacht wurde ihm ertheilt, die Sitzung geschlossen, und jeder eilte, die eben gefaßten Beschlüsse in aller Schnelligkeit und Stille zur Ausführung zu bringen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Herzog von Glogau hatte, sobald es dunkel wurde, mit seinen Truppen die Breslauer Burg besetzt und schaltete und waltete darin vollkommen als Herr. Die ganze Dominsel schien so in seiner Hand zu sein, und es deuchte ihm ein Leichtes, bei etwaigem Widerstande der Breslauer (an den er, da sie völlig unvorbereitet waren, nicht glaubte) ihrer Herr zu werden.

Zudem hatte er — wie schon Rheinbaben berichtet — den Befehl gegeben, daß der andere Theil seiner in Scheitnig liegenden Truppen, die Reiter, bei Nacht die Stadt umgehen und am nächsten Tage vom Süden her, durch das Schweidnitzer Thor in dieselbe einziehen und sich ihrer bemächtigen solle.

Der treue Wenzel hatte inzwischen mit Hülfe einiger Diener seinem todten Herrn die prächtigste Rüstung angezogen, ihn im größten Saale der Burg aufgebahrt und sein Todtenlager mit frischen Kränzen und Blumen geschmückt.

Der Herzog von Glogau hinderte ihn daran nicht, sondern lobte sein Thun sogar und versuchte durch Schmeicheleien und Geschenke sich in das Vertrauen des alten Dieners zu setzen.

Wenzel ließ sich scheinbar durch diese Freundlichkeiten gefangen nehmen und sprach sogar den Wunsch aus, dem neuen Herrn weiter zu dienen, wodurch er sein Vertrauen gewann und manches von den Plänen des Herzogs erfuhr.

Er suchte diesen völlig in Sicherheit zu wiegen, indem er vorgab, daß bei der großen Hitze die meisten Ritter auf ihren Landsitzen wären und daß die Bürger sich im Freien ergingen, um die Johannisfeuer anzuzünden und leuchten zu sehen.

In der Nacht aber verließ Wenzel die Burg durch einen nur ihm bekannten unterirdischen Ganz und eilte zu Vincenz von Zedlitz, um ihm alles mitzutheilen, was er erfahren und was er dem Herzog gesagt hatte.

Zedlitz machte sich das zunutze, indem er alle Ritter aufbot, die irgend zu erreichen waren, und sonst aufs pünktlichste anordnete, was der Rath beschlossen hatte. Die Breslauer Bürger waren die ganze Nacht in aller Stille auf ihren Posten. Der Feind aber rührte sich nicht. — — Hell und klar ging am anderen Morgen die Sonne über Breslau auf, einen Tag mit sich führend wie geschaffen zur Freude und zum friedlichen Thun der Menschen, aber so heiter und lieblich die Natur sich zeigte, überall auf Breslaus Straßen begegnete man nur ernsten und strengen Gesichtern.

Zedlitz hatte befohlen, daß die Thore der Stadt sämmtlich geschlossen bleiben sollten, und ließ die Hälfte der ihm unterstellten bewaffneten Bürger zur Vertheidigung der Mauern, besonders aber des Schweidnitzer Thores unter einem bewährten Hauptmann zurück. Er selbst begab sich mit dem anderen, größtentheils berittenen Theile seiner Mannschaften, zu denen eine große Anzahl von Rittern und Knappen gehörte, sobald die Glocken zu läuten begannen und zur Trauerfeier einluden, über die Sandbrücke nach der Dominsel, um vor dem Gotteshause Aufstellung zu nehmen und das weitere Vorgehen gegen den Herzog von Glogau von dessen eigenem Verhalten abhängig zu machen.

Dieser hatte schon am frühen Morgen seine Truppen, nur Fußsoldaten, hinter dem Dome aufgestellt, um sie jederzeit, wenn es nöthig sein sollte, vorgehen zu lassen.

Er war nicht wenig erstaunt, als ihm, der mit seinen Baronen schon im Dome Platz genommen hatte, der kriegerische Aufmarsch unter Zedlitz' Führung gemeldet wurde. Er sandte sofort einen seiner Ritter durch das Gedränge der Menge an Zedlitz ab und ließ ihn fragen, was seine kriegerische Haltung zu bedeuten habe.

„Dem todten Helden die Ehre zu geben," war die lakonische Antwort Zedlitz', der sich auf weitere Verhandlungen nicht einließ.

Eine ungeheure Menschenmenge, Männer, Weiber und Kinder, war vom frühen Morgen an schon nach der Dominsel geströmt und war, da nur ein kleiner Theil von ihnen in der Kirche selbst Einlaß gefunden, vor den Thüren derselben stehen geblieben. Der Platz war damals noch nicht so eng mit Häusern besetzt wie heute.

Bei der großen Hitze, die mit dem zunehmenden Tage wuchs, blieben die Thüren des Domes geöffnet, und die davor Stehenden bemühten sich auch, noch etwas von den Worten des Bischofs zu hören und wichtige Mittheilungen den Entfernteren kund zu machen.

Nach dem eigentlichen Gottesdienst, wobei der Bischof in seiner Predigt die unerforschlichen Wege Gottes erörtert und seine Gnade gepriesen hatte, die den verstorbenen Herzog nach jahrelangen Kämpfen gegen die Kirche endlich zur demüthigen Unterwerfung unter dieselbe zurückgeführt hätte, schickte er sich an, als Beweis hierfür den letzten Willen Herzog Heinrichs IV. bekannt zu machen

Kaum hatte er die ersten Sätze des großen Kirchenprivilegs zu verkünden begonnen, so ging es wie ein einmüthiger Protest durch die ganze, fast nur aus Deutschen bestehende Zuhörerschaft im Innern des Domes, der sich in Form von Gemurmel und Murren immer weiter und endlich bis hinaus in die harrende Menge verbreitete.

Wüthend und mit den Fäusten auf die Kanzei schlagend, unterbrach der Bischof seine Verkündigung, und als trotzdem die Ruhe nicht wieder eintreten wollte, erklärte er mit weithin gellender, von Zorn entstellter Stimme, daß er jeden, der es wagen würde, auch nur ein Wort gegen dieses aus reumüthigem Herzen eines in den Tod gehenden Fürsten stammende Privileg zu sagen, sofort in den Bann thun würde.

Auch der Glogauer Herzog und seine Ritter thaten durch Geberden kund, daß sie nicht gesonnen seien, den geringsten Widerstand aufkommen zu lassen.

Schweigend, wenn auch kopfschüttelnd, vernahm nunmehr die Menge den weiteren Inhalt des großen Vermächtnisses.

Nachdem der Bischof hierauf die große Weisheit und Güte des Verstorbenen gepriesen hatte, verkündete er weiter, daß sein Kanzler, der Kaplan Peter, auf dem Platze vor dem Dome nunmehr das Testament des Herzogs, zu dessen Vollstrecker er, der Bischof, ernannt sei, in deutscher Sprache zur Verlesung bringen werde, damit es so viele wie irgend möglich vernehmen und den Inhalt weiter verbreiten könnten.

Eine große Bewegung bemächtigte sich nun der ganzen Volksmenge, dumpfes Gemurmel und verworrenes Gespräch wurden vernehmlich, die erst verstummten, als der Kaplan Peter auf einem erhöhten Standpunkte in Mitten der Menschenmassen sichtbar wurde und sich anschickte, den Inhalt eines aufgerollten Pergaments, das er in der Hand hielt, vorzulesen.

Lautlose Stille trat ein. Sie wurde auch nicht unterbrochen bis zum Schlusse der Vorlesung, denn obwohl der wesentliche Inhalt des Testaments schon in die weitesten Kreise gedrungen war, wollte doch jeder den Wortlaut selbst kennen lernen und zugleich die Wirkung auf die in voller Rüstung anwesenden Barone, Ritter und Bürger beobachten.

Als der Kanzler damit geendet hatte, daß der Herr Bischof zum Vollstrecker dieses letzten Willens des erhabenen Heinrichs IV. ernannt sei, forderte er im Namen seines Herrn die Ritter und Barone auf, ihre Waffen abzulegen und, nur mit dem Schwerte angethan, ihrem neuen Herrn in der Burg zu huldigen.

Darauf herrschte noch einige Augenblicke lautlose Stille, aller Augen waren auf die Ritter gerichtet.

Nun aber zog Zedlitz als Antwort sein Schwert, schaute sich wild um und sagte so laut, daß jedermann es hören konnte:

„Wer will dem Verräther huldigen? Ich nicht!"

„Wir auch nicht!" tönte es von tausend Lippen zugleich.

Die Ritter und bewaffneten Bürger zogen ebenfalls ihre Schwerter und machten sich kampfbereit, von Zedlitz weitere Befehle erwartend.

„Fremdes Kriegsvolk ist in den Mauern unserer Stadt,“ fuhr er laut redend fort, „fremdes Kriegsvolk hat sich in der Burg unsres edlen gemordeten Herrn eingenistet. Sollen wir es länger darin dulden?“

„Nein, nein, nein!“ scholl es wieder tausendfältig von allen Seiten.

„So gebt Raum, liebe Bürger, daß wir Euch nicht verletzen, wir wollen unsere Stadt säubern von dem fremden Raubgesindel; dann führe ich Euch an die Bahre unseres geliebten, edlen, von ruchloser Mörderhand hingestreckten Herzogs und zeige Euch zum letzten Male sein theures Antlitz!“

Die Menge stob gehorsam auseinander, und die Reiter setzten sich langsam in Bewegung, den hinter dem Dom heraufmarschirenden Söldnertruppen des Glogauers entgegen.

Aber diese wurden von der von allen Seiten andrängenden Menschenmenge so zusammengepreßt, daß sie nur mit Mühe den Bogen spannen und dann doch im Gedränge die Pfeile nicht abschießen konnten, wollten sie sich nicht gegenseitig selber verletzen.

Dem Andrange der überlegenen Reiterschaar vermochten sie erst recht nicht Stand zu halten, und so wandten sie sich bald zu wilder Flucht nach allen Seiten, wobei viele in die Oder gedrängt wurden und in den Wellen des Stromes ihren Untergang fanden. Die anderen ergaben sich ohne Widerstand.

Der Herzog von Glogau aber selbst hatte sich nur mit Mühe in den Palast des Bischofs hinüberretten können.

Sodann begab sich Ritter von Zedlitz mit seiner Reiterschaar nach der herzoglichen Burg und verlangte Einlaß, der zunächst von der Besatzung verweigert wurde.

Wenzel aber und einige andere Diener, die man bestochen zu haben glaubte, öffneten, ihr Leben aufs Spiel setzend, die Thore und vermochten, sich tapfer vertheidigend, die Feinde wenigstens so lange aufzuhalten, daß Zedlitz mit seinen nächsten Reitern eindringen und die Thore der Burg nicht mehr geschlossen werden onnten.

Im Begriff, dem wackeren Wenzel, der sich wie ein Löwe wehrte, beizuspringen und ihm das Leben zu retten, wurde der zuerst in den Burghof eindringende Zedlitz von einer Schaar Lanzknechte umringt, ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen und er selbst, da er herabspringen wollte, im Sturze von fünf Lanzen zugleich durchbohrt, sodaß er sofort seinen Geist aufgab. So war es sein Wunsch gewesen, denn nach seines Herzogs Tode hatte das Leben keinen Reiz mehr für ihn.

Durch den Tod ihres heldenmüthigen Führers nur wüthender gemacht, drangen die anderen unaufhaltsam vorwärts, und nach kurzem Handgemenge mußte sich die Besatzung ergeben, denn sie wurde bald gewahr, daß sie der eindringenden Ueberzahl trefflich geschulter Ritter, Knappen und bewaffneter Bürger nicht widerstehen konnte; sie streckte daher die Waffen und bat um Schonung ihres Lebens.

— — Inzwischen saß der Herzog von Glogau, fast ohnmächtig vor Wuth über seinen mißlungenen Anschlag, und den Bischof mit tausend Vorwürfen überschüttend, als ob dieser die Schuld an allem Unglück trüge, weil er ihn nicht genügend vor den Breslauern gewarnt hätte, in dem bischöflichen Palast und hoffte einzig auf Rettung durch seine vom Süden her in die Stadt eindringenden Truppen.

Jeden Augenblick mußten sie erscheinen!

Es dauerte auch wirklich nicht lange, so vernahm man das Schmettern von Trompeten, die dem Herzog die glückliche Ankunft seiner Truppen zu verkünden schienen.

Er triumphirte, setzte den Helm auf und wollte hinausstürmen, um sich an die Spitze seiner Truppen zu setzen; da erschien bleich und verlegen einer seiner Barone und meldete, daß nicht die Seinigen, sondern der siegreiche Herzog von Liegnitz einzöge, der, von Rheinbaben geleitet, die Truppen des Glogauers im Rücken überfallen, vollständig geschlagen und in die Flucht gejagt hätte, und dem die wackeren Breslauer dann freudig ihre Thore geöffnet hatten.

Der Herzog von Liegnitz hatte, sobald er die Briefe Rheinbabens erhalten, seine noch von der Krakauer Affaire vorhandenen Truppen zusammengezogen und sich unverzüglich auf den Marsch begeben, sodaß Rheinbaben ihn während der Nacht schon auf halbem Wege nach Breslau traf.

Als der Glogauer diese Hiobspost erhielt, war er nur noch auf die Rettung seines Lebens bedacht, er ließ sich in die Kutte eines Mönches stecken und entkam, von einigen Geistlichen des Bischofs geleitet, heimlich aus der Stadt.

Der Bischof aber war klug genug, dem eindringenden Herzog von Liegnitz entgegenzukommen und ihm die Anerkennung der Nachfolge auf dem Thron Breslaus, falls kein Leibeserbe des verstorbenen Herzogs erstehen sollte, nicht zu versagen, wenn nur der Herzog das Kirchenprivileg Heinrichs IV. bestätigte.

Auf dieser Grundlage kam bald eine Einigung zwischen ihnen zustande.

* *
*

Herzogin Mechthild blieb kinderlos, und Heinrich von Liegnitz wurde von den Breslauern als Nachfolger in der Herrschaft anerkannt.

Er bestätigte, wie es in einer noch vorhandenen Urkunde heißt, „mit besonderer Rücksicht darauf, daß er den erlangten Besitz des Herzogthums Breslau nächst Gott allein seinen getreuen und theuren Bürgern von Breslau und zugleich auch den Vasallen des Herzogthums zu danken habe, der Stadt Breslau alle ihr von seinen Vorfahren verliehenen Privilegien."

Aber der neue Herzog durfte sich nicht lange seines Sieges freuen; sein Glogauer Vetter nahm furchtbare Rache an ihm.

Nicht allein, daß er ihm in blutigen Fehden über die Hälfte seiner Länder entriß, er nahm ihn auch gefangen und behandelte ihn in einer Weise, aus der die absonderliche Niedertracht seines Charakters hervorgeht. Er sperrte ihn in einen Käfig, in dem der Gefangene weder sitzen noch stehen noch liegen konnte, und ließ

ihn darin sechs Monate schmachten, bis er, von Ungeziefer fast verzehrt, in alle harten Bedingungen willigte, die der grausame Vetter ihm vorschrieb.

An Leib und Seele gebrochen, ist er frühzeitig ins Grab gesunken. Es war ihm nicht gelungen, was seinen Vorgänger in so hohem Grade bei allen seinen Unternehmungen unterstützt hatte: sich und seine Unterthanen durch ein unzerstörbares Band gegenseitiger Sympathie und Hochachtung an einander zu fesseln. So wurde ihm nicht die werkthätige Hülfe zutheil, die allein ihn hätte retten können.

Herr Engelger aber, der wieder Bürgermeister von Breslau war, hatte richtig prophezeit: es war nöthig, daß die Stadt Breslau ihr Schicksal selbst in die Hand nahm und nur auf die eigenen Kräfte sich verließ. So konnte ihr der Glogauer nichts anhaben.

Bald erhob sich anstelle des alten das herrliche neue Rathhaus, das an seiner großen Freitreppe auf einem steinernen Bildniß des Stadtsoldaten die stolze Umschrift enthielt:

„Ich bin des Raths geharnischter Mann,
Wer mich angreift, muß ein Schwert han",

und das noch heute Kunde giebt von der Macht, dem Reichthum und dem Schönheitssinn der damaligen Bürger. Sie verdankten diese drei Gaben in erster Reihe ihrem unvergeßlichen Heinrich IV. In seinem Sinne strebten sie weiter, sodaß sie in Kurzem in die Lage kamen, mit Königen und Kaisern Bündnisse einzugehen und Verträge abzuschließen, die ihnen ihre Selbständigkeit sicherten.

Epilog.

Drei Monate waren seit Herzog Heinrichs Tode vergangen; noch herrschte Friede, und eine gute Ernte hatte die Scheuern des Landes gefüllt.

Ueber dem stillen Waldwinkel mit der Hedwig-Kapelle lagerte ein schöner warmer Septembertag voll goldigen Sonnenscheins, Bienengesummes und herbstlich kräftiger Wohlgerüche.

Wild wucherten Blumen, Bäume und Sträucher nun schon das zweite Jahr hier, und die breiten Gartenwege hatten sich mit Gras bedeckt.

Noch flogen und zwitscherten die Schwalben umher, aber sie rüsteten die Flügel schon zur großen Reise, und weiße Sommerfäden, die im Sonnenscheine glitzerten, hingen zwischen den Zweigen wie das Silberhaar des langsam zur Rüste gehenden Jahres.

Aus der Kapelle traten zwei Frauen heraus in langen schwarzen Gewändern und mit schwarzen Schleiern, die aber zurückgeschlagen waren, sodaß man die ernsten, schönen, stillen Gesichter sehen konnte.

Sie gingen Arm in Arm den breiten Mittelweg langsam hinauf, der von der Kapelle quer durch den ganzen Garten führte. Es waren die Herzogin Mechthild und Gräfin Bertha. In einiger Entfernung folgte ihnen — still vor sich hinsinnend — der Propst Bernhard von Kamenz.

„Wie schön, wie schön ist es hier, Bertha," begann Mechthild nach langer Pause des Schweigens, „wie weht der Odem Gottes so lieblich durch diesen stillen Garten. Es stirbt nichts, Bertha, alles wandelt sich nur, und was wir verloren glauben, ersteht uns zu höherer Freude. So sagte immer unsere liebe Hedwig."

„Ja", erwiderte Bertha, „sie sagte es oft, und mir ist, als müßte sie jeden Augenblick um eine Ecke biegen und uns lächelnd ihre zarte Hand reichen."

„Ich fühle auch ihre Gegenwart; sicher ist sie jetzt um uns und hat uns durch ihren milden Geist erquickt und erhoben."

„Sieh, Mechthild, hier diesen Strauch wilder Heckenrosen! Voller Blüthen noch in so später Jahreszeit!"

„Das waren Hedwigs Lieblingsblumen."

„Und meines Bruders Vincenz auch — ich will ihm einen Zweig auf sein Grab mitnehmen."

Und sie holte ein Messerchen aus der Tasche und schnitt einen Zweig voller Blüthen ab.

Dann gingen sie weiter. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen.

Propst Bernhard hatte sie eingeholt und ging nun auf dem breiten Wege neben ihnen her.

„Nun, theure Herzogin, wozu habt Ihr Euch entschlossen?" fragte er mild und freundlich.

„Ich will den Spuren der lieben Hedwig folgen, an deren Grabe wir eben geweilt, und zugleich den Spuren jener anderen Hedwig, der Urgroßmutter meines Heinrich."

„Das heißt —"

„Das heißt: ich will mein Leben den Armen und Elenden widmen und versuchen, Thränen zu trocknen in diesem schmerzvollen Jammerthale. Die Freuden dieser Welt locken mich nicht mehr, beglücken kann mich nur eins noch: gut zu sein, werkthätig beizustehen denen, die allein zu schwer tragen an der Last des Daseins."

Alle drei schwiegen.

Es ging ein leises Schauern durch die Wipfel der Bäume, hie und da fiel ein welkes Blatt.

„Und Ihr, Frau Gräfin?" fragte der Propst weiter.

„Ich gehe mit Mechthild. Auch ich trete ins Kloster. Wo sie weilt, da will auch ich bleiben. Mein Gemahl läßt mich gewähren, ich kann ihm nichts mehr sein, er bedarf meiner nicht."

Mechthild blieb stehen und umarmte die Freundin mit Freudenthränen in den Augen.

„Hab Dank, Bertha, — laß uns einander helfen, stark und gut zu sein.“

Sie waren an den Rand des Waldes gekommen, wo die Ebereschen noch mit ihren rothen Beeren prangten.

Als zöge es sie unwiderstehlich zurück nach dem schönen stillen Garten, blieben alle drei stehen und schauten sich um.

„Leb' wohl, Du trautes Gotteshaus!“ rief Mechthild und winkte mit der Hand nach der Kapelle hinüber, „wir kommen wieder.“

Ein großer von starken Pferden gezogener und mit einer Plaue bedeckter Wagen, der abseits gestanden hatte, fuhr heran, und der Propst half den Damen hinein, dann folgte er selbst.

Schweigend fuhren sie durch den Wald.

„Und Ihr, Herr Propst? Was gedenkt Ihr zu thun?“ fragte endlich Mechthild.

„Ich gehe an den Hof nach Prag.“

„Nach Prag?“ fragten beide Frauen erstaunt.

„Ja, meines Bleibens ist hier nicht. Der neue Herzog bedarf meiner nicht, er hat andere Rathgeber. Ich aber liebe mein Breslau und weiß, daß es fortan nur in einer Verbindung mit Böhmen und im engen Anschluß an das Deutsche Reich wachsen und seine Unabhängigkeit bewahren kann. Dafür will ich in Prag thätig sein.“ —

Als der Wagen fast bis an die große Landstraße gekommen war, die nach Breslau führt, hörte man helles, freudiges Trompetengeschmetter.

Bald darauf nahte ein Zug bewaffneter Reiter heran. Die Herzogin bat, den Wagen halten zu lassen, bis sie vorbei wären.

„Wer sind diese Reiter und wo ziehen sie hin?“ fragte sie.

Der Propst hatte sich zum Wagen hinausgelehnt, und sich jetzt wieder zur Herzogin wendend, sagte er:

„Die Breslauer waffenfähige Bürgerschaft zieht zu den militärischen Uebungen hinaus ins Herbstgelände — und der Rath giebt ihnen feierlich das Geleit bis zur nächsten Ortschaft. Gott segne sie!“ —

Der Zug war vorüber, und schweigend fuhren die drei weiter.

Aus der Ferne aber drang noch lange das helle freudige Trompetengeschmetter durch die klare Herbstluft zu ihnen herüber.

Ende.

Druck von W. G. Korn in Breslau.